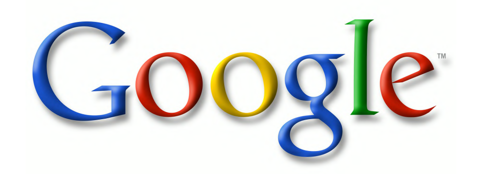
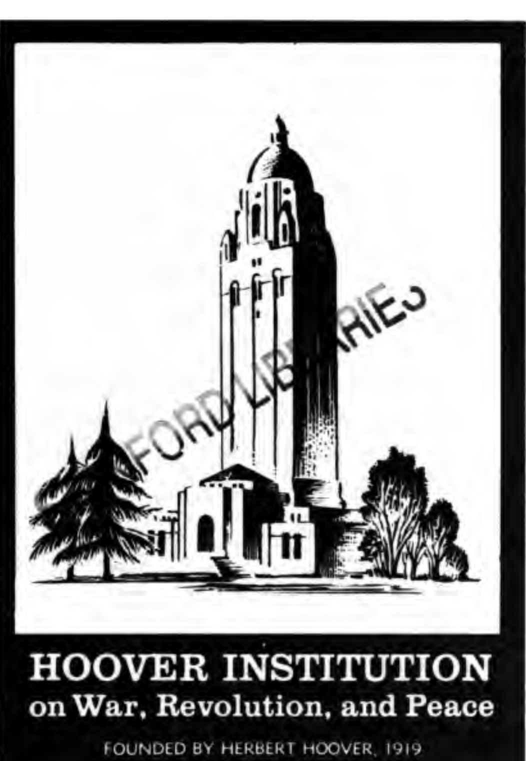
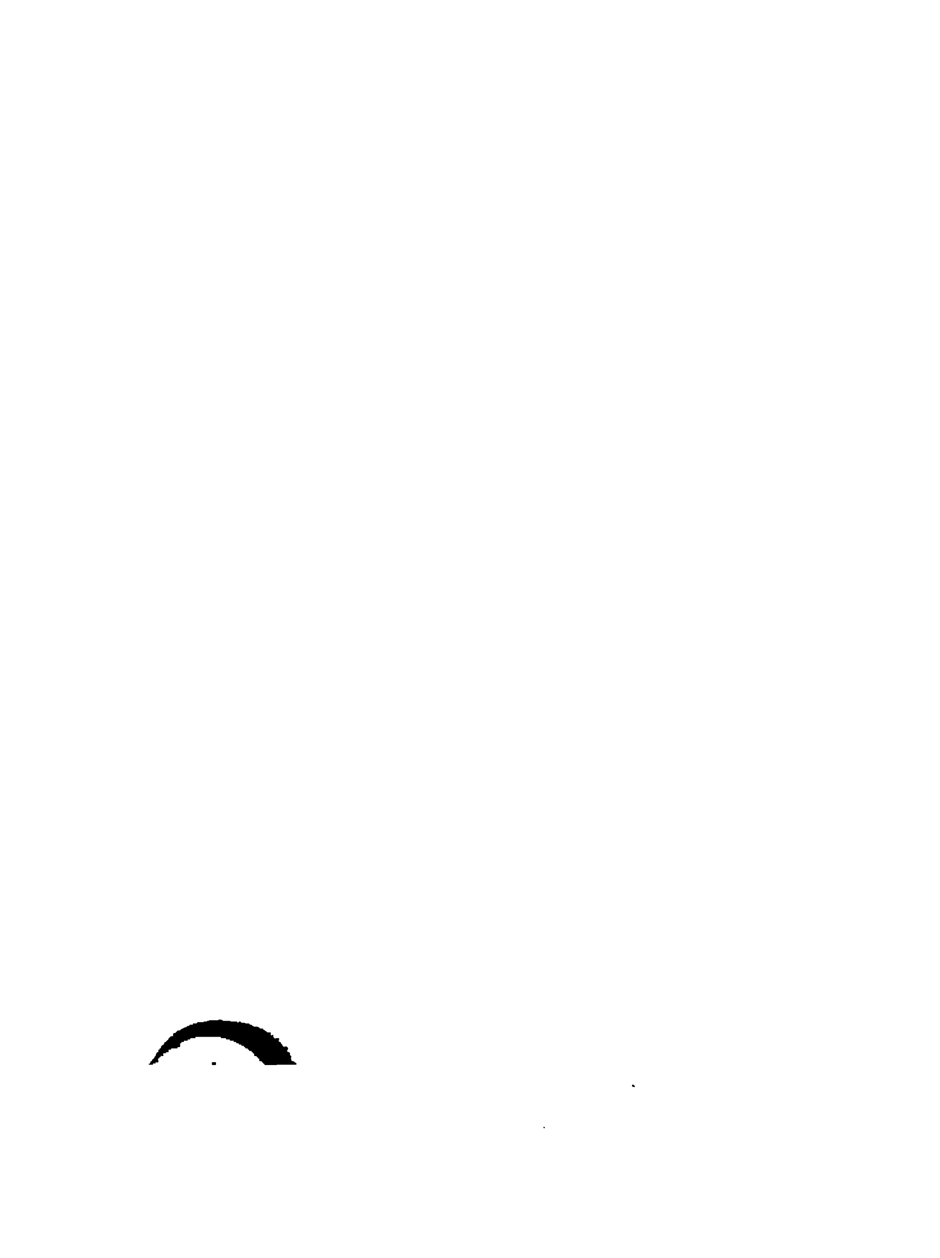





HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919



2 Bde

[illegible]/891: 7.–



AEGYPTENS NEUE ZEIT.

ERSTER BAND.

AEGYPTENS NEUE ZEIT.

EIN BEITRAG

ZUR CULTURGESCHICHTE DES GEGENWÄRTIGEN JAHRHUNDERTS

SOWIE

ZUR CHARAKTERISTIK DES ORIENTS UND DES ISLAM.

VON

MORITZ LÜTTKE.

ERSTER BAND.

VOLK, VOLKSLEBEN UND DYNASTIE.



LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1873.

SEINER KAISERLICHEN UND KÖNIGLICHEN HOHEIT

FRIEDRICH WILHELM,

KRONPRINZEN DES DEUTSCHEN REICHES UND VON PREUSSEN,

IN ERINNERUNG

AN HÖCHSTDESSELBEN AUFENTHALT IN AEGYPTEN

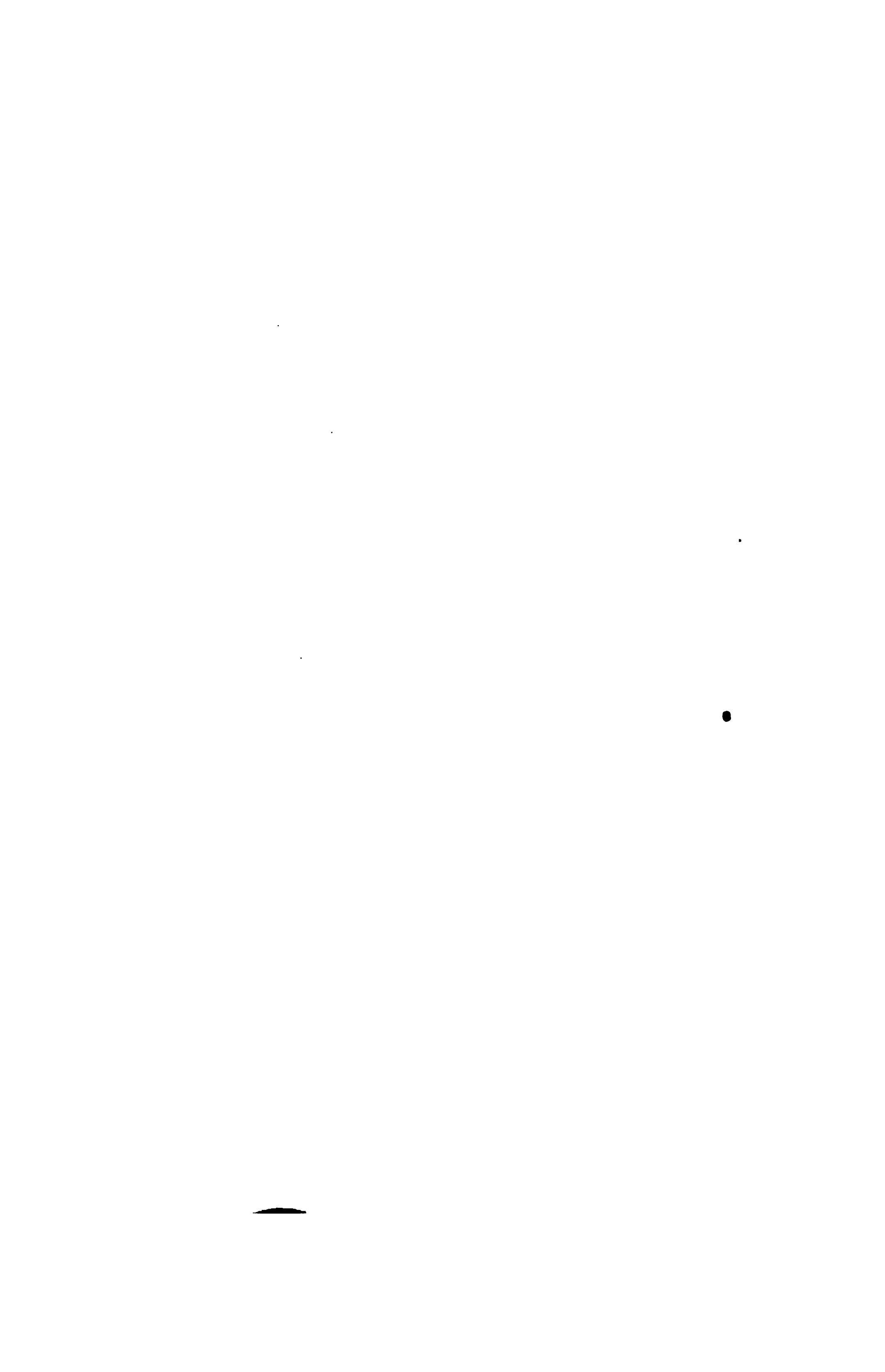
UND ZUM ZEICHEN

EHRERBIETIGSTEN DANKES UND TREUGEHORSAMSTER
ERGEBENHEIT

GEWIDMET

VOM

VERFASSER.



Vorwort.

Es ist ohne Zweifel an sich selbst schon von hervorragendem Interesse, Aegypten, dieses alte und hochberühmte Culturland, auch nach seiner heutigen Beschaffenheit und nach den heute daselbst herrschenden Zuständen genauer zu kennen. Dieses Interesse aber muss sich steigern, wenn von demjenigen, was der Wahrnehmung sich darbietet, nicht blos an und für sich Kenntniss genommen, sondern wenn es unter culturgeschichtliche Gesichtspunkte gestellt und von diesen aus beleuchtet wird. Ein Land, das dereinst nach so vielen Seiten hin, gerade in culturgeschichtlicher Hinsicht, von so unermesslicher Bedeutung gewesen ist, muss in eben dieser Hinsicht für alle fernern Zeiten die lebhafte Aufmerksamkeit derer in Anspruch nehmen, welche gewohnt sind, in dem breiten Strome und dem rauschenden Wogenschlage der Gesammtgeschichte auch die weniger in die Augen fallende, stillere Bewegung der Culturgeschichte zu verfolgen.

Dieser Gedanke ist es vorzugsweise gewesen, welcher mich bei der Ausarbeitung des hier vorliegenden Buches geleitet hat.

Es ist aber ferner auch in Anbetracht der heutigen Weltlage (insonderheit der Lage des Orients) und der Stellung Aegyptens zu derselben nicht allein von Interesse, sondern selbst von Wichtigkeit, dass die dermaligen Zustände des Landes allgemeiner gekannt und richtiger beurtheilt werden, als es bei uns zu Hause im ganzen und grossen der Fall ist. Aegypten hat seit Anfang dieses Jahrhunderts, d. h. seit seiner Wiederentdeckung und Wiedereröffnung für Europa, und seit Mohammed-Ali's grundlegender Regentenarbeit, in immer steigendem Masse wiederum an Bedeutung gewonnen, und auch die unmittelbare Gegenwart lässt einen immer weitern Fortgang der einmal begonnenen Aufwärtsbewegung erwarten. Seine Rolle in der orientalischen Politik, seine wahrscheinliche, mit der Zeit wol unausbleibliche Emancipation von der Pforte, seine „civilisatorischen Bestrebungen" und der Einfluss derselben auf den übrigen Orient, der beträchtliche Vorsprung, den es unbestreitbar vor allen andern orientalischen Ländern bereits gewonnen; ferner seine überaus lebhaften und mannichfaltigen Beziehungen zu Europa, die zahlreiche europäische Colonie, die es beherbergt, und die Wirkungen, welche deren Anwesenheit auf das Land übt; endlich der Umstand, dass es vermöge seiner geographischen Lage einen der Hauptknotenpunkte bildet für die Verbindung zwischen Abendland und Morgenland, zwischen Europa, dem vorderasiatischen Orient und dem fernen Hinterasien, ein Umstand, der durch die in dem Suezkanal hergestellte neue Welthandelsstrasse nur noch mehr Gewicht erhält, — diese und noch manche andere Dinge beweisen einerseits die Bedeutsamkeit Aegyptens und seiner gegenwärtigen Ent-

wickelung, und sind andererseits gewiss wohl geeignet, die Aufmerksamkeit Europas in immer erhöhtem Masse auf dasselbe hinzulenken und eine genauere Einsicht in seine Zustände wünschenswerth und wichtig erscheinen zu lassen.

In Deutschland ist bisjetzt das öffentliche Interesse diesem Lande verhältnismässig wenig, ohne Zweifel wol zu wenig zugewandt gewesen. Man ist im allgemeinen sehr mangelhaft orientirt über die wirkliche Lage der Dinge, wie sie theils im Charakter des Landes und Volkes ursprünglich begründet ist, theils aber innerhalb dieses Jahrhunderts infolge so mancher, sei es miteinander, sei es gegeneinander wirkenden Einflüsse sich gestaltet hat.

Und nicht nur, dass diese Kenntniss eine ziemlich beschränkte, sie ist vielfach auch eine geradezu irrige und verkehrte. Sehr begreiflich; denn welches sind die hauptsächlichsten Quellen, aus denen das deutsche Publikum seine Kenntniss ägyptischer Zustände zu schöpfen pflegt? Gelegentliche und noch dazu mehr oder weniger parteiische Berichterstattungen der Presse, die, in irgendeinem Interesse für oder wider, oder unter dem unmittelbaren Eindruck einer einzelnen Begebenheit geschrieben, entweder in zu rosigem Lichte oder in zu düsterer Färbung malen. Schilderungen von Reisenden oder Touristen, welche bei einem vorübergehenden, flüchtigen Aufenthalte eben nur die Aussenseite und Oberfläche der Dinge gesehen haben; welche in dem einen Falle den bestechenden Schein für Wahrheit nehmen, in dem andern von der wenig versprechenden Schale kurzerhand auch auf einen werthlosen Kern schliessen; welche durchgehends nach dem grössern oder geringern Reiz urtheilen, den sie

persönlich empfangen haben. Solche Quellen sind der Natur der Sache nach wenig dazu angethan, dass der Leser aus ihnen sich wirklich unterrichte, und mithin eine solide Basis für sein Urtheil gewinne, sie können vielmehr nur dazu beitragen, seine Anschauungen irrezuleiten und zu verwirren. Quellen anderer Art fehlen zwar keineswegs, doch sind von den hierher gehörigen Büchern, die übrigens nur in bescheidener Zahl existiren, gerade die tüchtigsten und zuverlässigsten in der deutschen Lesewelt wenig verbreitet, weil sie entweder specifisch wissenschaftliche Interessen der einen oder andern Art in den Vordergrund stellen, oder in dem wenig anziehenden Gewande einer Beschreibung, die fast zur Statistik wird, auftreten und daher mehr zum Nachschlagen als zur Lektüre geeignet sind.

Der Zweck des vorliegenden Buches ist, wie schon sein Titel ausdrückt, nicht der, die Zahl der „Beschreibungen" Aegyptens, ägyptischer Sitten oder Merkwürdigkeiten um eine neue zu vermehren, sondern vielmehr in theils berichtender, theils erörternder Darstellung ein lebendiges Bild des gesammten Culturlebens nach seinen hauptsächlichsten Gebieten und hervortretendsten Eigenthümlichkeiten zu geben.

Das Buch beschäftigt sich daher zunächst mit der Entstehung, der Zusammensetzung und dem gegenwärtigen Bestande, sowie mit der geistigen Physiognomie der eingeborenen Bevölkerung; es charakterisirt ferner, jedoch nicht sowol nach der äusserlichen Erscheinung, als vorzugsweise nach den Grundlagen und innerlich bestimmenden Factoren, das Volksleben, und gibt darauf einen historischen Ueberblick über die seit Anfang dieses

Jahrhunderts herrschende Dynastie und ihr bisheriges Wirken. Es geht sodann über zu einer Betrachtung der staatlichen Angelegenheiten, und sucht den eigenthümlichen Doppelcharakter darzulegen, welcher auf diesem Gebiete (wie übrigens freilich auch auf den meisten andern) durch die übereifrig betriebene Einführung europäischer Formen neben dem fast unveränderten Fortbestehen einer orientalisch-corrumpirten Wesenheit hervorgebracht wird. Weiter wendet sich die Darstellung speciell zu dem in Aegypten so stark vertretenen und so überaus einflussreichen europäischen Elemente, zeichnet die Stellung der europäischen Colonie in und gegenüber dem Lande, prüft aber auch ihren Charakter, ihr Verhalten und die Art ihrer Wirkung auf das Land. Endlich werden, als das wichtigste Gebiet des Volks- und Culturlebens, die religiösen Verhältnisse des Landes einer eingehenden Erörterung unterzogen, wobei der Islam und seine gegenwärtige Beschaffenheit, das einheimische Christenthum oder die religiösen Zustände der Kopten, die fremden christlichen Kirchen, und, mit einem Blick auf Aegyptens Zukunft, die Arbeiten der christlichen Mission ins Auge gefasst werden. Diese letztern Abschnitte sind mit etwas grösserer Ausführlichkeit behandelt als die vorhergehenden, und machen über ein Viertel des ganzen Buches aus. Die genauere Beschäftigung mit diesem Gegenstande war mir durch meine amtliche Stellung (als Geistlicher der deutschen evangelischen Gemeinde zu Alexandrien) von selbst nahe gelegt und zugleich erleichtert, erschien mir aber auch für den Zweck des Buches um so mehr von Wichtigkeit, als eine zusammenfassende und über alle einzelnen Zweige sich

verbreitende Darstellung der religiösen Verhältnisse Aegyptens bisher nicht vorhanden war. Eben aus diesem Grunde dürfte denn auch die eingehendere Besprechung, welche dieselben hier gefunden haben, manchen Lesern besonders erwünscht sein.

Aegypten hängt trotz allem, was gerade ihm und nur ihm eigenthümlich ist, doch mit dem übrigen Orient so eng zusammen, dass eine in das Wesen der Sache dringende Behandlung seiner Zustände von selbst einen Beitrag zur Charakteristik des Orients überhaupt in sich schliesst. Die Erörterung muss nothwendig zuweilen einen allgemeinern Standpunkt einnehmen, und manche der Bilder, die zu entwerfen, manche der Urtheile, die auszusprechen sind, haben mithin nicht für Aegypten allein, sondern für die Gesammtheit des Orients Wahrheit und Geltung.

Dass diese ethnographisch-culturgeschichtlichen Studien und Kritiken, wie das Buch seinem Inhalt und Charakter nach genannt werden könnte, nicht hervorgegangen sind aus einer kurzen Anwesenheit und flüchtigen Kenntnissnahme, werden sie hoffentlich durch sich selber erweisen. Sie sind die Frucht eines mehr als siebenjährigen Aufenthaltes in Aegypten, während dessen ich, natürlich unter Zuratheziehung der über den Gegenstand existirenden Literatur, vorzugsweise aber durch eigene Studien an Land und Leuten und Verhältnissen, durch eigene Beobachtung und Erfahrung, oder durch sorgfältige Erkundigung — welche letztere allerdings gerade in Aegypten mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen hat und keineswegs immer zu dem erwünschten Ziele führt, — mich gewissenhaft zu unterrichten ge-

trachtet habe. Ich hoffe daher von denen, die gleichfalls das Land kennen, das Zeugniss zu erhalten, dass meine Mittheilungen genau und zuverlässig, meine Urtheile nüchtern, gerecht und objectiv, in manchen Punkten vielleicht eher zu anerkennend oder doch zurückhaltend, als zu schroff oder absprechend sind. Auch da, wo das Urtheil etwa streng und scharf erscheinen könnte, wird man leicht herausfühlen, dass nicht parteiische Auffassung oder vorgefasste Meinung, noch weniger Gefallen an leerem Raisonniren oder die Sucht zu kritisiren es eingegeben haben, sondern dass es nur der berechtigte Ausdruck der Empfindung ist, mit welcher ein ernster Sinn ebensowol notorischen Schäden und alteingewurzelten Misbräuchen als dem hohlen Scheinwesen oberflächlicher Reformen und schimmernder Culturtünche gegenüberstehen muss.

Alexandrien, im Mai 1872.

Verschiedene Umstände haben das Erscheinen des Buches verzögert; seit seiner Vollendung und seitdem die vorstehenden Worte geschrieben sind, ist ungefähr ein Jahr vergangen, während dessen ich Aegypten verlassen habe und nach Deutschland zurückgekehrt bin.

Es ist schwer, aus der Ferne sich in genauerer Kenntniss über den Gang der Dinge im Orient zu erhalten; bei der Mangelhaftigkeit und eigenthümlichen Unzuverlässigkeit der von daher in die Oeffentlichkeit gelangenden Berichte und Mittheilungen kann man über Einzelheiten kaum mehr genügend unterrichtet sein, so-

bald man nicht mehr selbst an Ort und Stelle ist. Die Nachrichten jedoch, die mir auf privatem Wege zugegangen sind, zeigen mir, dass in dem allgemeinen Stande der Dinge, wie er sich in dem Buche geschildert findet, eine Aenderung nicht vorgegangen ist, was ja freilich in Anbetracht der kurzen Zeit ohnehin nicht anzunehmen. Auch für die nächsten Jahre werden wesentliche Veränderungen kaum zu erwarten sein, mit Ausnahme vielleicht eines allerdings wichtigen Punktes, sofern nämlich in der Angelegenheit der sogenannten Justizreform die unausgesetzten Bemühungen der ägyptischen Regierung möglicherweise schon in nicht allzu ferner Zeit zu einem praktischen Resultate führen könnten. — Dasjenige, was auf vereinzelten Gebieten sich inzwischen ereignet oder anders gestaltet hat, ist, soweit ich es in Erfahrung bringen konnte, an den betreffenden Stellen nachgetragen worden.

Indess ist seit Vollendung des Buches ein anderes Werk über denselben Gegenstand erschienen, das von H. Stephan: „Das heutige Aegypten; ein Abriss seiner physischen, politischen, wirthschaftlichen und Culturzustände.“ Ich kann dasselbe hier um so weniger unerwähnt lassen, und erwähne es zugleich um so lieber, je genauer die Darstellung, die es von den Zuständen des Landes gibt (wenn auch vielleicht stellenweise einer etwas optimistischen Auffassung entsprungen) der wirklichen Sachlage entspricht, und je mehr es mithin die Beachtung und Anerkennung, die es bereits so vielseitig gefunden, in der That verdient. Unter den mit Aegypten sich beschäftigenden Schriften oder Büchern, welche das letzte Jahrzehnt innerhalb der deutschen und ausländischen

Literatur hat entstehen sehen, nimmt das Stephan'sche Werk ebensowol durch die Reichhaltigkeit des darin verwandten Materials wie durch die Tüchtigkeit der Arbeit einen durchaus hervorragenden Platz ein, und kleine Ausstellungen, zu denen man sich beim Eingehen in Einzelheiten hier und da versucht fühlen kann, thun der Trefflichkeit des Ganzen keinen Eintrag.

Wenn ich gleichwol durch das Erscheinen dieses Stephan'schen Buches mich nicht habe abhalten lassen, auch das meinige der Oeffentlichkeit zu übergeben, so glaube ich dazu insofern berechtigt zu sein, als die beiden Werke, wenn auch in sehr verwandtem Geiste geschrieben, doch durchgehends sich mit verschiedenen Gebieten befassen und selbst die gleichen Gebiete aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten und in verschiedenem Interesse behandeln. Sie werden weder durch Gleichartigkeit des Stoffes einander überflüssig machen, noch durch widersprechende Anschauung oder Beurtheilung einander ausschliessen. Vielmehr sind sie, wie ich glaube, besonders geeignet, einander zu ergänzen und in ihrer Vereinigung ein vollständiges, bestimmtes und richtiges Bild von den heutigen Zuständen Aegyptens, sowie von seiner materiellen, politischen und culturgeschichtlichen Entwickelung in der neuern Zeit zu geben. —

Es ist mir die Gunst zutheil geworden, mein Buch Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches zueignen zu dürfen. Was den Wunsch danach in mir erweckte, war die so frisch in mir lebende und so gern erneute Erinnerung an die Zeit, welche der Kronprinz auf seiner 1869 unternommenen Orientreise in Aegypten zubrachte; und was mich er-

muthigte, es zu erbitten, war das eindringende Interesse, welches Derselbe nicht allein der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart dieses Landes, seinen Zuständen auf dem Gebiete des Staats- und Volkswesens, den Eigenthümlichkeiten seines Cultur- und religiösen Lebens, kurz allen den Gegenständen und Angelegenheiten widmete, welche dieses Buch in den Kreis seiner Darstellung oder Erörterung zieht.

Dass Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit die Widmung anzunehmen geruht hat, und dass mithin das Buch unter der Aegide dieses Namens in die Oeffentlichkeit tritt, wird möglicherweise dazu mithelfen, dass es in Aegypten selbst auf diesem oder jenem Gebiete eine nützliche, praktisch fruchtbare Wirkung übt. Und ich bekenne gern, dass diese Hoffnung wesentlich mitbestimmend gewesen ist für meinen Wunsch und meine Bitte, und dass, wenn in der That ein derartiger Erfolg sich ergäbe, damit zugleich der hauptsächlichste Zweck erreicht sein würde, welcher bei manchen Kapiteln mir vor Augen gestanden hat.

Schkeuditz bei Halle a/S., im März 1873.

M. Lüttke.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort VII

I. **Das Volk Aegyptens** 1

Einleitende Bemerkungen: Eingeborene Bevölkerung und Europäer in Aegypten.

1. Entstehung und Zusammensetzung des ägyptischen Volkes 6

Der ursprüngliche Stamm und die fremden Beimischungen, von den alten Zeiten bis in die Gegenwart. Hyksos, Israeliten, Aethiopen, Perser, die griechisch-macedonische und die römische Herrschaft, das Christenthum, die Araber und ihre Invasion, die Türken, die Mamluken. — Trotzdem die Spuren des antiken Namens noch in der Gegenwart; Vergleichung nach den Denkmälern. — Volkszahl.

2. Die Kopten, der Rest des antiken Volkes 23

Zurückführung auf das Alterthum; ihr Name, ihre Sprache, einzelne Sitten und Gebräuche. — Ihre Zahl und Vertheilung im Lande. — Ihre Geschichte und ihr Festhalten am Christenthum. — Gegenwärtiger Zustand: ihr Charakter; Erziehung und Schulen; Literatur. — Ihre Bedeutung in Gegenwart und Zukunft.

3. Die sogenannten Araber oder die eigentliche Masse des ägyptischen Volkes 46

Ihre geistige Physiognomie. Verkennung und ungerechte Beurtheilung. — Hervortretende Eigenschaften: Indolenz und Neigung zu trägem Beharren; Arbeitsscheu und Bequemlichkeit; Nichtachtung der Zeit, auch in den Func-

Seite

Argwohn und Feindschaft der Pforte. Sultan Machmuhd II. Militärische Reformen; Herstellung einer Armee aus Einheimischen und mit europäischer Organisation. Der griechische Krieg, von 1824 an; Ibrahim-Pascha's Erfolge zu Lande, aber Niederlage zur See bei Navarin. — Landesverwaltung; Bestrebungen zur Hebung und Civilisirung des Volkes. Verkehrtheiten und Härten: Autonome Willkür; Monopolsystem und seine Consequenzen. Verbesserungen: Ausbreitung des Kanalnetzes, Pflege des Ackerbaues, Einführung industrieller Unternehmungen. Bemühungen um das Unterrichtswesen; zweifelhafte Resultate. Verstärkung der Armee; Erbauung einer neuen Mittelmeerflotte. — Erhebung und Kampf gegen die Pforte. Feldzug in Syrien, von 1832 an; Ibrahim's glänzende Waffenerfolge; Friede von Kutayeh. Volksaufstände in Syrien. Wiedereröffnung des Krieges 1839; Stellung der europäischen Mächte zu dieser ägyptisch-türkischen Frage. Aegyptischer Sieg bei Nisibi; Uebergang der türkischen Flotte zu Mohammed-Ali. Selbstthätiges und bewaffnetes Eingreifen der europäischen Mächte, das Mohammed-Ali's Erfolge annullirt und sein Schicksal entscheidet. Der Investiturfirman von 1841. — Mohammed-Ali's Ende.

3. Die Nachfolger Mohammed-Ali's 239

Ibrahim-Pascha. Seine Bedeutung für das Land während der Regierung seines Vaters. Seine militärische und administrative Befähigung; sein Charakter. Seine kurze Regierung. — Abbas-Pascha. Sein persönlicher Charakter. Seine Regierung und deren übler Einfluss auf die Entwickelung des Landes. Widerwillig zugestandene Verbesserungen. Drohender Conflict mit der Pforte. Der Krimkrieg. Mordpläne des Paschas. Seine eigene Ermordung. — Saïd-Pascha. Unzuträglichkeiten des türkischen Thronfolgegesetzes. Saïd's persönliches Wesen; seine europäische Umgebung. Verbesserungen in der Landesverwaltung. Oeffentliche Arbeiten; Kanäle, Eisenbahnen, Suezkanal. Unternehmungen gegen die Beduinen. Soldatenspielereien. Tod und trauriges Begräbniss. — Ismail-Pascha, der Khedive, gegenwärtiger Regent. Allgemeiner Blick auf seine Bestrebungen und auf des Landes gegenwärtige Zustände.

I.

Das Volk Aegyptens.

Es ist der Deutlichkeit halber nöthig, den in der Ueberschrift dieses Abschnitts gebrauchten Ausdruck dahin zu präcisiren, dass unter dem „Volke Aegyptens“ nur die eingeborene Bevölkerung verstanden sei. Denn wenn überhaupt von der heutigen Bevölkerung des Landes die Rede wäre, so würde damit zugleich derjenige Theil der Einwohnerschaft umfasst sein, welcher, wenn auch theilweise ziemlich fest eingebürgert, doch immerhin als fremdes und passageres Element betrachtet werden muss: die im Lande lebenden Europäer. Gerade diese aber sollen hier einstweilen ausgeschlossen und unberücksichtigt bleiben.

Nicht als ob die Europäer zu gering an Zahl oder zu arm an Einfluss wären, als dass sie neben der eigentlichen Landesbevölkerung in Betracht kommen könnten, sondern gerade im Gegentheil, weil sie zu wichtig sind und überdies ihre Stellung im Lande eine in jeder Hinsicht zu exceptionelle ist, als dass man sie mit der Landesbevölkerung kurzerhand zusammenfassen dürfte. Der Einfluss des europäischen Wesens ist von jener Zeit an, wo Aegypten für denselben geöffnet wurde, nämlich seit der Zeit der französischen Expedition unter Bonaparte, bis heute hin von so tiefgreifender Wirkung gewesen, dass man ihn geradezu für einen der Haupthebel bei den unverhältnissmässigen Fortschritten erklären muss, die es in wenig mehr als einem halben Jahrhundert gemacht hat.

Wenn Aegypten bis zu dem Grade, wie es wirklich bereits der Fall ist, sich herausgearbeitet hat aus der bis in den innersten Grund verderbten Türkenwirthschaft, wenn es sich auf so manchen Gebieten der innern Verwaltung einer Ordnung und Prosperität, einer Gesetzmässigkeit und Sicherheit erfreut, welche, wie mangelhaft auch immer, sich dennoch aufs vortheilhafteste von den Zuständen im übrigen Türkenreiche unterscheiden, so verdankt es das, — neben dem reformatorischen Wirken Mohammed-Ali's —, fast ausschliesslich den vielfachen und engen Berührungen mit Europa und dem starken Zuströmen europäischer Intelligenz und Arbeitskraft. Allerdings hat Mohammed-Ali, ohne Zweifel einer der hellstblickenden, genialsten und thatkräftigsten Regenten, welche die neuere orientalische Geschichte aufzuweisen hat, zu den meisten der durchgreifenden Verbesserungen, die Aegypten unter seiner Regierung erfuhr, von sich selbst aus die Initiative ergriffen; aber er hat doch seine Plane nur dadurch wirklich ausführen können, dass er das europäische Element zu Hülfe rief und die vorgeschrittene europäische Bildung in den Dienst seiner staatsmännischen Ideen zu ziehen wusste.

Sind so die Europäer in Aegypten, was ihren Einfluss auf die Entwickelung und Gestaltung seiner Zustände angeht, von der hervorragendsten Wichtigkeit gewesen, und sind sie es gegenwärtig immer noch, so nehmen sie andererseits, und zum Theil eben infolge dessen, eine so vollständige Ausnahmestellung im Lande ein, dass sie geradezu als neben, ausser, ja über der Landesbevölkerung stehend erscheinen und selbst von der Regierung in diesem Sinne behandelt werden. Ueberlegen durch ihre Bildung, überlegen durch ihr Kapital, im Besitze des Grosshandels, sowol des Exports als des Imports, in politischer und bürgerlicher Hinsicht dem

Schutze und der Gerichtsbarkeit allein ihrer Consulate unterstellt, bilden sie in gesellschaftlicher wie in rechtlicher Beziehung eine Klasse für sich, die der Gewalt der einheimischen Behörden entzogen ist, die, ausser in geschäftlicher Hinsicht, kaum irgendwelche engern Beziehungen zu den Eingeborenen hat, die eine Blutsvermischung mit denselben vollends perhorrescirt, ja im Gefühle ihrer eigenthümlichen Geltung sich beinahe als die herrschende Klasse im Lande ansieht.

Bei dieser Lage der Dinge kann mithin, wenn es sich um die Bevölkerung Aegyptens handelt, nicht gleichzeitig und unter gleichen Gesichtspunkten von den im Lande Einheimischen und den im Lande lebenden Europäern die Rede sein. Sie bilden in jeder Hinsicht, nach Abstammung, Bildung und Charakter, nach gesellschaftlicher und politischer Stellung, zu verschiedene, ja geradezu geschiedene Elemente, und müssen darum auch gesondert und ein jedes für sich ins Auge gefasst werden.

Wir lassen daher, wie vorhin schon gesagt, die Europäer zunächst beiseite und versuchen, über die eingeborene oder einheimische Bevölkerung eine allgemeine Uebersicht, und von den Bestandtheilen derselben eine kurze Charakteristik zu geben.

Mittheilungen über die Europäer in Aegypten sowie Erörterungen über ihre Stellung und Bedeutung, ihre Beziehungen untereinander und zum Lande, ihre gesellschaftlichen Zustände und ähnliche Dinge werden erst weiterhin ihre Stelle finden können. [1]

---

[1] Vgl. Bd. 2, Abschnitt II: „Die Europäer in Aegypten.“

1.

Entstehung und Zusammensetzung des ägyptischen Volkes.

Kaum in irgendeinem andern Lande des Orients hat bis zu dem Grade wie in Aegypten die ursprüngliche Bevölkerung fremde Elemente in sich aufnehmen müssen, und ist so sehr wie hier die gegenwärtige Bevölkerung das Product von Mischprocessen, die sich im Laufe der Jahrtausende vollzogen haben.

Von den ältesten bis in die neuesten Zeiten hat das Nilthal, sowol infolge friedlicher Einwanderungen als feindlicher Invasionen und dauernder Eroberungen, zu wiederholten malen den jahrhundertelangen Aufenthalt oder auch die bleibende Niederlassung fremder Völkerstämme erfahren. Und dabei hat dennoch die Bevölkerung eben dieses selbigen Landes eine Continuität durch die Jahrtausende hin bis heute aufzuweisen, wie sie ebenfalls wol nur Aegypten eigenthümlich ist. Mitten in all dem Wechsel und all den Mischungen haben sich mit einer fast unglaublichen Zähigkeit die uralten Grundformen erhalten in Körperbildung und Sprache, den beiden wesentlichsten Merkmalen der Herkunft und Abstammung eines Volkes. Diese Zähigkeit in der Bewahrung seiner ursprünglichen Typen zeugt von einer Lebenskraft des

ägyptischen Volksstammes, die wenigstens bis heute sich als geradezu unverwüstlich erwiesen hat und von welcher sich kaum bei einem andern Volke, vorausgesetzt, dass dasselbe eine in dieser Hinsicht gleich ungünstige Vergangenheit gehabt, ein Beispiel möchte auffinden lassen.

Der eigentlich altägyptische Volksstamm gehört wol ohne Frage der sogenannten kaukasischen Rasse an und ist von Norden oder Nordosten, wahrscheinlich über die Landenge von Suez, in das Nilthal gekommen, wo er vielleicht schon afrikanische Ureinwohner vorfand, die er aber bald sich amalgamirte. Seine Einwanderung hat natürlich in vorgeschichtlicher Zeit stattgefunden, da die Geschichte Aegyptens für uns erst da beginnt, wo sich bereits ein hoher Grad von Cultur in Land und Volk entwickelt hatte. Die Mischungen aber, die seitdem dieser Volksstamm erfuhr, beginnen schon im höchsten geschichtlichen Alterthum.

Als erste uns bekannte Invasion ist die der Hyksos zu verzeichnen. Die Hyksos waren, wie jetzt allgemein und übereinstimmend angenommen ist, Semiten und hatten ihre Wohnsitze wahrscheinlich in den phönizischen und philistäischen Küstenstrichen Syriens gehabt. Vielleicht infolge einer damals weitverbreiteten Bewegung unter den Völkern Asiens fielen sie ins Nilthal ein als wandernde Nomaden (wie dies auch der Name selbst anzeigt, welcher „Hirten“ bedeutet), müssen aber ein sehr kriegerisches Volk gewesen sein, denn sie stürzten die ägyptisch-nationale Dynastie und beherrschten von Unterägypten aus etwa vier bis fünf Jahrhunderte lang (von ungefähr 2100 bis gegen 1600 v. Ch.) das Land. Nach der manethonischen Königsliste haben sie in drei verschiedenen Dynastien nacheinander (der 15., 16. und 17.) den Thron innegehabt, müssen also sehr festen Fuss im Lande gefasst haben. Dies sowie der Umstand, dass

sie, um überhaupt herrschendes Volk sein zu können, in grosser Masse in Aegypten anwesend sein mussten, lässt darauf schliessen, dass sie sich in mannichfaltiger Weise mit dem eigentlich ägyptischen Volke vermengt, also semitisches Blut in beträchtlicher Menge in dasselbe übergeleitet haben werden.

Nicht lange nach der Vertreibung der Hyksos durch die von Theben aus wiedererstehende nationale Dynastie, vielleicht sogar noch während ihrer Anwesenheit und Herrschaft [1], kam abermals ein semitisches Volk in das Nilthal, die Israeliten, um 1600 v. Chr. Sie traten nicht als Eroberer und Herrscher auf, sondern kamen unterwürfig und hülfesuchend. Aber die angesehene und geachtete Stellung, die sie wenigstens eine Zeit lang im Lande eingenommen haben müssen, — denn darauf

---

[1] Dieses letztere ist, nebenbei bemerkt, vielleicht das Wahrscheinlichere. Bei dieser Annahme würde sich am leichtesten erklären, einerseits, dass die Israeliten so leichten Eingang und so bevorzugte Wohnsitze in Aegypten fanden; denn eben das, was sie in den Augen der Nationalägypter unleidlich gemacht hätte, war ihnen günstig gegenüber den Hyksos: sie waren Semiten und Nomaden. Andererseits würde sich hierdurch ebenso leicht der nachherige plötzliche Umschlag in der Behandlung der Israeliten erklären, welcher angedeutet ist durch die bekannten Worte im 2. Buch Mose (1, 8): „Es kam ein neuer König auf in Aegypten, der nichts von Joseph wusste" und der anfing, die Israeliten aufs härteste zu bedrücken. Dies nämlich wird nicht nur ein anderer König gewesen sein als jener, dessen Minister und rechte Hand Joseph war und welcher den Israeliten die Provinz Gosen eingeräumt hatte, sondern es wird mit ihm zugleich eine andere Dynastie bezeichnet sein, die wieder emporgekommene national-ägyptische, welche die Hyksos vertrieben hatte und nun um so heftiger gegen die Israeliten wüthete, als dieselben die Günstlinge und sogar die Stammesgenossen oder wenigstens Stammesverwandten jener verhassten Fremdherrscher waren.

wird die fast königliche Macht ihres Genossen und Beschützers Joseph und sein Einfluss auf Pharao und Volk ohne Zweifel direct oder indirect hingewirkt haben, — sowie die mehr als dreihundertjährige Dauer ihrer Anwesenheit, während deren sie zu einem grossen Volke heranwuchsen, lassen fast mit Sicherheit annehmen, dass auch dieser Aufenthalt an der Bevölkerung Aegyptens, wenigstens Unterägyptens, nicht vorübergegangen sein wird, ohne ihr fremde Elemente in ziemlich starkem Masse beizumischen.

Mehrere Jahrhunderte nach dem Auszuge der Israeliten fand von der entgegengesetzten Seite her, von Süden, eine Eroberung und Ueberflutung Aegyptens durch ein fremdes Volk statt, nämlich durch die Aethiopen, welche unter Sabako (ägyptisch Sebek) um 750 v. Chr. das Land unterwarfen und darauf 50 Jahre lang beherrschten. Vielleicht aber hat der Aufenthalt gerade dieses Volkes am wenigsten bemerkbare Spuren in dem ägyptischen Stamme zurücklassen können, theils wegen der verhältnissmässig kurzen Dauer, theils weil die Aegypter ohnehin, nämlich durch ihre anfängliche Vermischung mit den afrikanischen Ureinwohnern des Nilthals, derartige Elemente bereits früher in sich aufgenommen hatten.

Nun aber folgt eine Occupation des Landes, welche um so tiefere Wirkungen zurücklassen konnte, je fremder der Volksstamm war und je gewaltsamer er in den Lebensnerv des ägyptischen Volkes hineingriff, die Occupation durch die Perser unter Kambyses, welcher um 525 v. Chr. den ägyptischen Pharao Psammenit bei Pelusium besiegt und Aegypten zur persischen Provinz macht. Kambyses hat, solange er selbst in Aegypten war, an blutiger Grausamkeit und wilder Zerstörungswuth so Arges geleistet, dass er darin wol nur von den

etwa ein Jahrtausend später eindringenden Horden des Islam übertroffen sein möchte. Nach seinem Tode ist das Land dann noch 200 Jahre lang persische Provinz geblieben, und starke persische Besatzungen haben während dieser ganzen Zeit in allen Theilen des Landes gelegen. Das ägyptische Volk erhielt auf diese Weise sogar arische Beimischungen; denn trotz des bittern Hasses, den die Perserherrschaft von Anfang an gegen sich wachrief und der häufig in Aufständen und Empörungen sich Luft machte, wird doch bei der langen und ununterbrochenen Anwesenheit der Fremden eine theilweise Verschmelzung mit ihnen unausbleiblich gewesen sein.

Die Herrschaft der Perser wurde sofort durch eine abermalige Fremdherrschaft abgelöst, durch die macedonisch-griechische: Alexander der Grosse wurde, indem er das Perserreich zerstörte, auch Herr von Aegypten, welches dann, nach des Eroberers bald darauf schon erfolgendem Tode, in den Besitz eines seiner Feldherren, Ptolemäus, überging. Unter ihm und der ganzen nachfolgenden Reihe der Ptolemäer erhielten Griechen und griechisches Wesen die uneingeschränkteste Herrschaft im Lande und wurden mit einer Ausschliesslichkeit gepflegt und begünstigt, dass sie in jeder Beziehung das unbedingte Uebergewicht hatten und das ägyptische Volkswesen, wenigstens in Unterägypten, für eine Zeit lang fast gänzlich verdrängten oder absorbirten. Griechische Sitte und Sprache, griechische Wissenschaft und griechischer Handel beherrschten alles; die Sprache war nicht nur Hof- und Staatssprache, sondern erschien auch auf den Monumenten als gleichberechtigt mit der ägyptischen, indem sie als eine Art von nothwendig gewordener Ergänzung jener zur Seite trat. Bekanntlich sind Inschriften, die in beiden Sprachen zugleich abgefasst sind, mehrfach gefunden worden und haben eins der wichtigsten Hülfs-

mittel für Kenntniss und Verständniss des Altägyptischen abgegeben.[1] Der Einfluss der griechischen Sprache in Aegypten war so gross, dass man nach und nach sogar anfing, das Aegyptische mit griechischen Buchstaben zu schreiben. Diese Schreibart ist später die herrschende geworden und hat sich auch bisjetzt hin erhalten, denn eben das ist das heutige Koptisch: Altägyptisch in griechischer Schrift. — Uebrigens wird sich das damals in Land und Volk eindringende fremdländische Wesen nicht auf das griechische allein beschränkt haben, sondern in jener Periode, wo Alexandrien einer der Mittelpunkte des Welthandels, des Weltverkehrs und der Weltwissenschaft war, wird Aegypten wol mehr noch, als es gegenwärtig wieder der Fall ist, Sammelpunkt und Tummelplatz fast aller Völker der Welt, wenigstens aller benachbarten europäischen und asiatischen Völkerschaften gewesen sein.

Aus den Händen der entnervten und schliesslich aussterbenden Ptolemäer ging Aegypten durch Cäsar's Siege in die Hände der Römer über. Dies änderte aber an dem Stande der Dinge insofern wenig, als das Griechenthum eben auch in dem römischen Reiche als solchem bereits zu einer fast überwiegenden Geltung gekommen war und als das Völkergemisch, welches in Unterägypten einmal entstanden, durch den Wechsel der Herrschaft nicht weiter berührt wurde.

Während der römischen Herrschaft drang in Aegypten das Christenthum ein und gelangte im Verlaufe der nächstfolgenden Jahrhunderte, namentlich seitdem es im

---

[1] So als erste der bekannte Stein von Rosette, der für die Gelehrten geradezu der Schlüssel zum Verständniss der Hieroglyphen geworden ist. Er wurde eine halbe Stunde stromabwärts von Rosette durch die Franzosen beim Bau eines Forts ausgegraben.

oströmischen Reiche Staatsreligion geworden, auch hier zur unbestrittenen Geltung, ja es erhielt an Aegypten in mehrfacher Hinsicht einen ganz besondern Stützpunkt. Indess konnte allerdings das Christenthum keine Veränderung in dem ägyptischen Volksstamm und seiner äusserlichen Beschaffenheit hervorbringen, denn es trat ja nicht, wie nachher der Islam, als eine gewaltsam erobernde Religion auf, ward nicht wie jener getragen, getrieben und octroyirt von einem erobernden Volke, das um der Religion willen oder unter diesem Titel alle andern Völker und Volkseigenthümlichkeiten, die ihm begegneten, zertrat und vernichtete. Seine Wirkungen auf das ägyptische Volk erstreckten sich vielmehr nur auf den Charakter seines Lebens, seiner Anschauungen, seiner Sitten, es konnte nur eine Umwandlung des Volksgeistes mit sich bringen.

Was aber von dem Christenthum unangetastet in seinem Bestande gelassen worden war, das Volk und seine Nationalität, die Denkmäler und Zeugen seiner Geschichte, seine Sprache und seine wesentlichen Charaktereigenschaften, das alles überflutete nun die verheerende Macht des Islam im Verein mit der brutalen Barbarei seiner Bekenner. Und was die Einwanderungen der Israeliten und Aethiopen, was die Eroberungen der Hyksos und der Perser, was die Herrschaft der Griechen und der Römer, was der geistige Einfluss des Christenthums nicht vermocht und nicht gewollt hatten, das brachten der Islam und die Araber fertig: nämlich alle die Dinge, welche das ägyptische Volk eben zum ägyptischen machten und welche es durch die Jahrtausende ziemlich unversehrt hindurchgerettet hatte, bis auf einen geringen Rest zu zerstören und verschwinden zu machen, — eine uralte Nationalität und Civilisation einer fast vollständigen Vernichtung und Vergessenheit zu überliefern.

Im Jahre 638 n. Chr. brachen unter dem Feldherrn Amr-Ibn-el-Asi (gewöhnlich kurz Amru genannt) die Araber über Aegypten herein, ihre neue Religion, den Islam, in fanatischer Begeisterung auf der Spitze des Schwertes vor sich her tragend. Wie fast auf allen Punkten, wo sie in das oströmisch-byzantinische Reich eindrangen, gelang es ihnen auch hier auf den ersten Anlauf und mit einem Schlage, sich zu Siegern und Herrschern zu machen. Denn das alte Römerreich hatte sich überlebt und ausgelebt, seine staatliche Organisation war morsch und faul geworden, seine militärische Kraft war in sich selbst gebrochen. Aegypten wurde also Provinz des Khalifenreiches, und ist bis heute, mehr als zwölf Jahrhunderte schon, unter der arabischen Herrschaft verblieben, — nur dass später noch über die Araber selbst die Türken kamen, welche indess die arabische Herrschaft mit all ihrem Unheil in Aegypten nicht sowol aufhoben und beseitigten, als vielmehr vervollständigten und ergänzten.

Seit der Unterjochung des Landes ergoss sich in dasselbe ein unaufhaltsamer und lange fortfliessender Strom arabischer Einwanderer, der sowol durch die unmittelbare Nähe Arabiens erleichtert, als auch durch die Statthalter der Khalifen absichtlich und systematisch begünstigt wurde; überdies übte das reiche Nilthal mit seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit an sich schon eine überaus kräftige Anziehung aus, und die Wüstenbewohner vertauschten gern ihr dürftiges Nomadenleben mit einem Leben in Fülle und Wohlstand. Bald hatten die Araber bis zu dem Grade das Land überschwemmt, dass sie bereits das numerische Uebergewicht über die einheimische Bevölkerung hatten. Wenn es ihnen aber dabei gelang, diese letztere nach und nach beinahe ganz in sich aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen, so wirkte dazu

mehr noch als ihre Zahl der Umstand mit, dass die Aegypter massenweise zum Islam übertraten, und wo sie es nicht freiwillig thaten, dazu durch Gewaltmassregeln und Verfolgungen gezwungen wurden. Hiermit war die Hauptschranke gefallen, die sich einer innigern Vermengung der Volksstämme entgegengestellt hatte, und der Mischungsprocess ging nun so gründlich vor sich, dass daraus eine Generation entstanden ist, in welcher die Elemente des alten Aegypterthums nur noch sporadisch und kaum in irgendeinem Punkte mehr ganz rein und vollständig zu erkennen sind.

Einen noch stärkern Mischcharakter aber erhielt diese Generation dadurch, dass es nicht blos Araber waren, welche in jener langen Periode mit der frühern Population sich mengten. Im Jahre 1517 ward Aegypten von den Türken erobert unter dem Sultan Selim I., und bildet seitdem eine Provinz des türkischen Reiches. Die Türken kamen zwar nicht, wie frühere Eroberer, in Masse in das Land, aber doch als Gouverneure, Beamte und Besatzungstruppen, immerhin zahlreich genug, um auch ihrerseits einen Einfluss auf den Bildungsprocess innerhalb der Bevölkerung auszuüben.

Zugleich hatten bereits seit längerer Zeit noch andere Bestandtheile, und mindestens ebenso fremdartige als die aus dem Innern von Asien stammenden Türken, sich hinzuzugesellen begonnen. Schon die ägyptischen Statthalter der Khalifen, später aber noch mehr die selbständigen Sultane von Aegypten, hatten sich mit Leibwachen bis zur Stärke von kleinen Armeen umgeben, die sie aus Circassiern und Mingreliern, aus Arnauten und Rumelioten, kurz aus allen möglichen kriegerischen Völkerschaften fremder Länder zusammensetzten. Diese Leibwachen warfen sich bald zu Beherrschern ihrer Herren und schliesslich zu Beherrschern des Landes selbst auf.

Aus ihrer Mitte hoben sie Sultane auf den Thron, jeder einzelne konnte Bey werden, und jeder Bey warb oder kaufte sich wiederum seine Söldnerhaufen. Diese fremden Eindringlinge und emporgekommenen Sklaven sind die sogenannten Mamluken[1], welche mehrere Jahrhunderte als Sultane, dann, seit der türkischen Eroberung, als privilegirte Adelsgeschlechter, aber mit dem Charakter wilden Raubritterthums und zugleich perfiden Intrigantenwesens, Aegypten beherrscht, geknechtet und ausgesogen haben und deren verderbliche Macht erst durch Mohammed-Ali zu Boden geschlagen und gänzlich vernichtet wurde. — So ward auch durch diese Mamluken und ihre Söldnerheere, sowie dadurch, dass dies Leibwachenwesen durch immerwährenden Nachschub während langer Jahrhunderte dauernd gemacht wurde, eine Menge von Bestandtheilen fremder und entlegener Völkerschaften in die Bevölkerung Aegyptens hineingeschleudert.

Wahrhaft tragisch, in der That, muss demnach das Schicksal genannt werden, welches dem antik-ägyptischen Volke durch diese vielfachen Vermischungen mit meist niedriger stehenden Volksstämmen bereitet worden ist und gegen welches es seit beinahe viertausend Jahren unaufhörlich hat ankämpfen müssen. Wenn jenes Volk einem solchen Schicksal erlegen und sammt allem, was ihm eigenthümlich war, bis auf die letzte Spur darunter verschwunden wäre, fürwahr, es könnte uns nicht wundernehmen. Dass aber dem nicht so ist, dass vielmehr bei

[1] Das Wort bedeutet eigentlich „Erworbene, in Besitz Genommene“.

dem arg mishandelten Volke auch in der Gegenwart noch in gewissen Stücken sich eine Uebereinstimmung mit seinen Urvätern findet, das beweist, wie schon früher bemerkt, eine Lebenskraft, eine Zähigkeit in der Bewahrung des ursprünglich Angestammten, welche fast ohne Beispiel ist.

In der That ist der lebendige und directe Zusammenhang zwischen dem Volke des grauen ägyptischen Alterthums und dem des heutigen Aegyptens durchaus evident.

Bis heute hat sich die altägyptische Sprache, in dem heutigen Koptisch nämlich, erhalten, und wenn sie gleich als Umgangssprache nicht mehr in Gebrauch ist, so ist sie doch auch nicht vollkommen todte Sprache, sondern wird immer noch im koptischen Gottesdienst angewendet. Oberägypten, welches von dem arabischen Einfluss in den ersten Jahrhunderten nach der Invasion weniger berührt wurde, behauptete die Sprache bei weitem länger als Unterägypten, und erst im 17. und 18. Jahrhundert ist sie aus dem Volksleben völlig verdrängt worden.

Bis heute ferner hat der altägyptische Volksstamm sich stellenweise ziemlich rein und unvermischt erhalten, nämlich ebenfalls in den Kopten. Sie sind die unmittelbaren Nachkommen der alten Aegypter und haben, wo sie dichter zusammenwohnten und dem Christenthum treu blieben, zugleich mit dem Islam auch jede Blutsvermischung mit den Bekennern desselben von sich abgewiesen. Solcher Kopten von verhältnissmässig reiner altägyptischer Herkunft gibt es in Unterägypten noch einzelne aber ziemlich zahlreiche Gemeinden, in Mittel- und Oberägypten leben sie dagegen in grösserer Menge. Uebrigens werden wir späterhin noch auf die Kopten zurückkommen und uns specieller mit ihnen beschäftigen müssen.

Bis heute endlich ist selbst in der eigentlichen Masse der ägyptischen Bevölkerung, ungeachtet aller Mischungen, die sie erfahren hat, eine durchschlagende Verwandtschaft mit ihren antiken Vorfahren zu erkennen. Namentlich ist dies der Fall bei dem Landvolk oder den Fellachen; in den Städten haben sich natürlich die arabischen Einwanderer, und überhaupt alles Fremde, mehr zusammengedrängt. Das Landvolk wird daher wol auch mit dem Namen „Ahl Fara'un", d. h. „Volk des Pharao" von den Städtern bezeichnet, ein Ausdruck, der zwar in einem etwas verächtlichen Sinne gebraucht wird, aber deutlich genug auf die Abstammung auch der Masse des gegenwärtigen Volkes hinweist.

Wir sind in Aegypten mehr als in jedem andern Lande in den Stand gesetzt, in dieser Hinsicht Vergleichungen anzustellen zwischen der Gegenwart und der fernen Vergangenheit: die Denkmäler stellen uns den Volksschlag des Alterthums in unzähligen Individuen vor Augen. Die Wände der Tempel und Paläste, das Innere der Felsengräber, die Seiten der Kolossalstatuen, alles ist mit Darstellungen bedeckt, unter denen menschliche Abbildungen ebenso zahlreich sind wie die Abbildungen von Thieren oder leblosen Gegenständen und wie die Schriftzeichen. Und was diese Sculpturen oder Malereien vermissen lassen, da sie die menschlichen Figuren, und namentlich das Angesicht, fast stets nur im Profil darstellen, das ersetzen die Statuen und die Deckel der Mumienkästen. Es ist bekannt, mit welcher peinlich exacten Genauigkeit alle diese Bildwerke gearbeitet sind und wie sehr man berechtigt ist, sie für die möglichst genauen Copien der Wirklichkeit zu nehmen, abgesehen natürlich von den Mängeln, welche durch die unverbrüchliche Beobachtung der traditionell feststehenden Kunstregeln veranlasst sind.

Jene erstern Darstellungen, nämlich die Reliefbilder und Malereien, zeigen uns den Kopf des alten Stammes in der edeln kaukasischen Form und mit ihrem intelligenten Ausdruck, die Stirn leicht nach rückwärts geneigt, die Nase scharf geschnitten und gerade, nur zuweilen etwas gebogen, die Lippen dagegen etwas stark und voll, was wol die Folge der Vermischung mit den afrikanischen Ureinwohnern sein mag. Die übrige Körpergestalt zeichnet sich aus durch schlanken, eher etwas gestreckten als gedrängten Bau, der die schöne Mitte hält zwischen zu schmächtiger Magerkeit und zu starker Fülle. Wo die alte Bemalung sich erhalten hat, können wir auch die Hautfarbe erkennen; sie ist rothbraun und unterscheidet auf den Denkmälern den eigentlich ägyptischen Stamm von den dunklern Bewohnern des Südens sowie von den gelblichen oder blassrothen der nördlichern Länder. — Was man auf den Reliefdarstellungen nicht sieht, nämlich das Gesicht en face, das zeigen, wie gesagt, die Statuen und die Mumiensärge. Am schönsten und edelsten geformt sind die Porträts aus den Königsgeschlechtern, die ohne Zweifel ihren ursprünglichen asiatischen Typus am reinsten bewahrt und am meisten von der Vermischung mit den Ureinwohnern und auch mit später eindringenden niedern Rassen frei gehalten hatten. Im allgemeinen aber zeigt das Angesicht eine etwas starke und volle Entwickelung in den untern Partien, etwas breite, hervortretende Backenknochen, rundes Kinn und zuweilen fast negerartige Lippen, dazu auch eine mehr breite als hohe Stirn. Bei den Sphinxköpfen ist diese Gesichtsform in den allermeisten Fällen zu finden.

Diese sämmtlichen Merkmale des altägyptischen Geschlechtes nun lassen sich, mehr oder minder scharf ausgeprägt, auch in dem gegenwärtigen Geschlechte wieder erkennen, und wer mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet

und Vergleiche anstellt, sieht sich in der Gegenwart häufig genug an den Typus des Alterthums erinnert. Der schlanke, mehr sehnige als fleischige Körperbau, die daraus hervorgehende natürliche Gewandtheit und Grazie der Bewegung, die Kopfbildung, die Stirn, der Schnitt des Profils, die vollere rundliche Formation der untern Gesichtshälfte, die Backenknochen, die Lippen, auch der Bart, der namentlich bei den Fellachen gewöhnlich kurz, nicht sehr voll und von der eigenthümlich spitzen Form ist, die man auf den Denkmälern mannichfach bemerkt — in allen diesen Stücken tritt der Typus des altägyptischen Volkes noch bei den um Jahrtausende jüngern und in so vieler Hinsicht depravirten Nachkommen zu Tage. Selbst die Hautfarbe scheint zu diesem Erbtheil aus dem Alterthum zu gehören und nicht blosses Erzeugniss des heissen Himmelsstrichs zu sein; denn die ganze fellachische Bevölkerung ist, ebenso wie die meisten Kopten, von dunklerer Färbung als die Bevölkerung in den Städten, welche eben mehr arabisch und überhaupt fremdländisch als original-ägyptisch ist.

In Anbetracht dieses ununterbrochenen Zusammenhanges und dieser so bestimmt sich aussprechenden Verwandtschaft mit den Aegyptern des Alterthums muss man es für durchaus unberechtigt, ja für eine Art von Unrecht erklären, wenn die gegenwärtige Bevölkerung Aegyptens stets und von aller Welt „Araber“ genannt wird, gleich den Bewohnern Arabiens und denen der Nord- und Nordwestküste Afrikas, die doch wahrlich gar sehr verschieden von ihr sind. Man sollte nicht Araber, sondern eben „Aegypter“ sagen. Indess ist jene Bezeichnung einmal gäng und gebe geworden und man muss sie wol, schon um keine Verwirrung im Sprachgebrauche anzurichten, adoptiren. Man darf es aber allerdings auch insofern, als alles dasjenige, was, nicht

zwar für den Volksstamm und den Menschenschlag, wol aber für das Volksleben das Wesentliche bildet, nämlich Sprache, Sitten, Religion, überhaupt die ganze Cultur, in der That arabisch geworden ist.

Will man die Bevölkerung Aegyptens in ihre Bestandtheile, soweit sie sich eben in der Gegenwart erkennen lassen, zerlegen, so müssen der obigen Auseinandersetzung gemäss zuerst die Kopten genannt werden, welche als die directen Descendenten der alten Aegypter zu betrachten sind. Sodann die sogenannten Araber, welche, nachdem sich ihre Vorfahren im Laufe des letzten Jahrtausends mit der zum Islam übertretenden Masse des ägyptischen Volkes verschmolzen haben, nunmehr als die eigentliche Landesbevölkerung angesehen werden müssen und deren zahlreichster und wichtigster Theil die Fellachen sind. Endlich die reinen und wirklichen Araber, nämlich die Beduinen in den auf beiden Seiten des schmalen Nilthales sich ausdehnenden Wüsten Aegyptens. — Ausserdem finden sich noch versprengte und dabei ziemlich abgeschlossen für sich lebende Theile fremder Völkerschaften, sowol asiatischen Ursprungs, wie Türken, Armenier und Juden, als auch afrikanischen Ursprungs, wie Berbern oder Berberiner und Neger, die fast sämmtlich aus den nächstgelegenen Ländern des Sudan stammen.

Von diesen verschiedenen Bestandtheilen wird nachgehends, je nach Massgabe ihrer Bedeutung, noch im einzelnen die Rede sein.

Anhangsweise mögen einige Notizen über die Zahl der Bevölkerung hier eine Stelle finden.

Zur Zeit der arabischen Eroberung betrug nach

mässiger Schätzung die Volkszahl mindestens fünf Millionen; arabische Geschichtschreiber geben sie noch weit höher an. Seitdem hat sie sich, theils infolge von auswärtigen Kriegen und auch von blutigen Verfolgungen gegen die Kopten, theils infolge der elenden Verwaltung des Landes durch die Statthalter, endlich infolge der jahrhundertelangen Tyrannei der Mamluken, sehr stark vermindert und war gegen Anfang dieses Jahrhunderts bis auf weniger als die Hälfte gesunken. Es zeigte sich eben auch hierin, dass der Islam, dessen Kraft nur in dem aufbrausenden Fanatismus und in dem rücksichtslosen Säbelregiment liegt, nirgends einen Aufschwung, sondern überall nur Verfall hervorbringt. Aegypten hat ja übrigens, so sehr wie nur irgendein Land, auch in andern Dingen lautredende Zeugnisse davon aufzuweisen: die gewaltsame Zerstörung seiner Denkmäler, der Untergang seines alten berühmten Bewässerungssystems, die Vernachlässigung seines Ackerbaues und damit denn auch die Schwächung seiner Productivität und die Verringerung seines Reichthums, das sind Thatsachen, die den Einfluss des Islam auf Aegypten ebenso deutlich charakterisiren wie die durch ihn verschuldete Entvölkerung des Landes.

Für die Feststellung der Volkszahl im gegenwärtigen Jahrhundert (wobei dann die Europäer einbegriffen sind) geben zwei officielle Zählungen, welche von Mohammed-Ali 1847 und von Said-Pascha 1860 angeordnet wurden, sowie die mehr oder minder regelmässigen statistischen Erhebungen, welche die gegenwärtige Regierung machen lässt, einen wenn auch nicht eben sehr sichern Anhalt. Seit Mohammed-Ali's Regierungsantritt und mit der Rückkehr einer vernünftigern Landesverwaltung, sowie überhaupt geordneterer Zustände, hatte sich die Sachlage wieder sehr zum Bessern verändert, und so ergab die erste jener beiden Zählungen etwas mehr als vier Millionen.

Unparteiische Beurtheiler, die zu jener Zeit im Lande waren, zweifeln freilich sehr an der Richtigkeit dieser officiellen Angabe und behaupten, dass die Zahlen in der statistischen Aufstellung zu hoch gegriffen seien. — Die zweite im Jahre 1860 vorgenommene Zählung ergab gleichfalls etwas über vier Millionen, und diesmal mag die Angabe der Wahrheit näher gekommen sein. Denn so viel steht ausser Zweifel, dass allmählich eine sehr erhebliche Zunahme der Bevölkerung stattgefunden hat.

Gegenwärtig hat, nach den Daten, welche die „Intendance générale sanitaire“ neuerdings darüber zu veröffentlichen pflegt [1], die Volkszahl bereits fünf Millionen erreicht, ja um etwas überschritten. Die darin einbegriffenen Ausländer werden dabei auf ungefähr 100000 angegeben.

Durchaus sichere Angaben vermag niemand über diesen Gegenstand zu machen, weder die ägyptische Regierung über die eingeborene Bevölkerung, noch die fremden Consulate über die ihnen unterstellten Europäer. Abgesehen davon, dass das Innere des mohammedanischen Hauses, der Harem mit allem Zubehör, jedem andern Manne als dem Hausherrn unzugänglich ist, dass ferner die Führung von Civilstandsregistern, namentlich im Innern des Landes, nur in höchst mangelhafter Weise geschieht, gibt es auch sonst noch eine beträchtliche Anzahl von Unterthanen der ägyptischen Regierung, so namentlich die zahlreichen Beduinenstämme, welche absichtlich oder unabsichtlich sich jeder officiellen Kenntnissnahme entziehen. Und ebendasselbe ist der Fall bei den Schutzbefohlenen der europäischen Consulate.

---

[1] Vgl. E. de Reigny, Statistique de l'Egypte.

2.

Die Kopten, der Rest des antiken Volkes.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass wir in den Kopten wirklich die directen Nachkommen der alten Aegypter vor uns haben und dass mithin die allgemeine Annahme, welche sie in dieser Hinsicht von der übrigen sie umgebenden Bevölkerung bestimmt unterscheidet, vollkommen berechtigt ist.

Freilich darf man dabei nicht zu weit in das ägyptische Alterthum zurückgreifen. Streng genommen sind die Kopten ein unvermischter Stamm eben nur von jener Zeit an geblieben, wo die islamitische Eroberung und Einwanderung begann. Denn das Festhalten am Christenthum und der Abscheu und hartnäckige Kampf gegen den Islam waren die Gründe, weshalb sie auch jeder Verschmelzung mit den Bekennern desselben aufs hartnäckigste sich widersetzten. Vor jener Zeit und bis dahin hatten dagegen auch sie theilgenommen an den Mischungen, welche der altägyptische Volksstamm erfahren musste und deren weitgreifendste wol die gewesen war, die sich unter den Ptolemäern und den römischen Kaisern vollzogen hatte.

Doch ist andererseits wieder zu berücksichtigen, dass jene Mischungen durchgehends nur Unterägypten berührten, in den übrigen Theilen des Landes dagegen

niemals recht platzzugreifen vermochten. Und da die Kopten gerade in Mittel- und Oberägypten sich hauptsächlich gehalten haben, so wird man doch kaum fehlschliessen, wenn man für sie einen ziemlich ununterbrochenen Zusammenhang auch mit dem fernern Alterthum und dem wirklich antik-ägyptischen Volke behauptet.

Ein gewichtiges Zeugniss hierfür ist zunächst schon der Name der Kopten.

Man hat denselben wol abzuleiten gesucht von einer Stadt in Oberägypten, früher Koptos, jetzt Khuft oder Kheft genannt, wohin sich während einer Verfolgung unter den römischen Kaisern viele ägyptische Christen geflüchtet haben sollten, infolge wovon man sie mit jenem Namen bezeichnet habe. Andere haben das Wort Kopten in Verbindung bringen wollen mit dem Namen der Jakobiten [1], jener altchristlichen Sekte, welche in Aegypten besonders verbreitet war, zu deren Lehren allerdings auch jetzt noch der grösste Theil der Kopten sich bekennt und deren Namen sie noch heute als ihren unterscheidenden Sektennamen führen. Indess in beiden Fällen ist der Gleichklang der Wörter wol nur ein zufälliges Zusammentreffen.

Viel natürlicher erscheint es, das Wort Kopten von dem griechischen Worte Αἴγυπτος abzuleiten, mit dem es offenbar die grösste Verwandtschaft hat, eine Verwandtschaft, welche besonders deutlich hervortritt in der arabischen Aussprache des Wortes Kopten: dieselben heissen nämlich im Munde der Araber „Ghubt“ oder „Ghibt“. Der griechische Name Aigyptos selbst aber weist in das hohe ägyptische Alterthum zurück, denn er war nicht den Griechen eigen, sondern ist von ihnen aus einem ursprünglich ägyptischen Worte, nämlich aus dem Namen

[1] „Jakobiten“ war ein Specialname der Monophysiten.

für einen Theil des Nils, gebildet worden. Interessant ist die Erklärung, welche H. Brugsch (in seiner „Geographie von Altägypten", auch bei v. Kremer, „Aepypten", I, 44, 45 angeführt) von der Entstehung des griechischen Wortes gibt. Der westliche Nilarm, der später sogenannte kanopische, war im ägyptischen Alterthum der einzige, in den fremde Schiffe einlaufen durften, mithin der einzige Weg, auf dem die Fremden in das Land überhaupt hineingelangten. Dieser westliche Arm aber führte nach den zwei grössten am Nil gelegenen Städten Unterägyptens, Memphis und Saïs, in seinem obern Laufe den Namen „Ha-ka-ptah", d. h. der von Memphis, in seinem untern Laufe den Namen „Saj", d. h. der von Saïs. („Ha-ka-ptah", welches wörtlich übersetzt bedeutet: Haus der Verehrung des Ptah, war der heilige Name von Memphis, wegen des dort befindlichen Ptah-Tempels, der die Hauptcultusstätte des Ptah bildete.) Der erstere dieser beiden Namen hat nach Brugsch allgemeinere Geltung erhalten und ist als Bezeichnung des ganzen Flussarmes gebräuchlich gewesen. Da nun die Griechen, wie alle andern Fremden, zuerst nur diesen Flussarm genauer kennen lernten, so war es sehr natürlich, dass sie den dafür gebräuchlichen Namen als den Namen des ganzen Flusses auffassten und festhielten. Sie bildeten denselben in ihr Idiom um und machten aus Ha-ka-ptah Aigyptos. Das Wort war also ursprünglich nicht Name des Landes, sondern des Nils, wie es denn in dieser Bedeutung auch bei Homer [1] sich noch

---

[1] Odyss. 14, 257, 258:
„Und wir hatten erreicht am fünften den schönen Aegyptos,
Und ich hemmt' im Aegyptos die doppelrudrigen Schiffe."
In gleichem Sinne wird das Wort auch 4, 581 gebraucht:
„Nach der Flut des Aegyptos, des himmelentsprossenen Stromes,
Schifft' ich wieder etc."

findet. Erst später wurde sein Sinn verallgemeinert, und Aegyptos ward Name des Landes sowie das davon abgeleitete Aigyptios Name des Bewohners desselben. Ist das Wort Kopten, wie gewiss mit aller Bestimmtheit anzunehmen, aus jenem griechischen Worte entstanden, so ist mithin seine Bedeutung eben ganz einfach „Aegypter“. — Der eigentlich ägyptische Name für das Land war Khemi, d. h. das Schwarze, wahrscheinlich mit Beziehung auf den schwarzen Fruchtboden, den der Fluss absetzt. Dass aber dieses Wort nicht nur in den Sprachen des Auslandes, sondern schliesslich sogar in Aegypten selbst durch die ausländische (griechische) Bezeichnung verdrängt wurde, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, dass von Alexander's des Grossen Zeiten an nur und ausschliesslich die Ausländer in Aegypten herrschten. So fanden denn auch die Araber, als sie ins Land eindrangen, jenes griechische Wort vor und behielten es bei als Bezeichnung der von ihnen unterjochten Bewohner, die bekanntlich zu jener Zeit sämmtlich dem Christenthum angehörten. Und indem diese selbige Bezeichnung noch heute für einen einzelnen bestimmten Theil der Bevölkerung in Gebrauch ist, so liegt darin wol ein vollgültiger Beweis, dass es richtig sei, wenn man die damit Bezeichneten als directe Abkömmlinge des altägyptischen Volkes betrachtet.

Ein weiteres Zeugniss hierfür ist ihre Sprache. Das Koptische ist bis auf geringe Abweichungen identisch mit dem Altägyptischen, nur dass es nicht in einer der drei alten Schriftformen, hieroglyphisch, hieratisch oder demotisch, geschrieben wird, sondern mit altgriechischer Schrift, wobei nur einzelne Laute, für die es keine griechischen Buchstaben gab, durch solche Zeichen ausgedrückt werden, die man aus der alten demotischen

Schrift herübergenommen. Diese Schreibart kam zur Zeit der Ptolemäer auf, wo in Aegypten, wie im vorigen Abschnitt bemerkt, das griechische Wesen in so hohem Grade zur Herrschaft gelangte und zugleich in so hohem Grade mit dem ägyptischen Wesen sich mischte. — Zur Zeit der arabischen Eroberung war das Koptische natürlich Landessprache, wenn freilich auch daneben noch griechisch gesprochen wurde. Seitdem ist es allmählich aus dem Volksleben verschwunden, indem mit den Arabern auch die arabische Sprache herrschend wurde. Indess war es noch zwei Jahrhunderte nach der Eroberung unter den Eingeborenen fast in alleinigem Gebrauch und im 10. Jahrhundert wenigstens noch die vorherrschende Sprache. Der arabische Geschichtschreiber Makrizi berichtet sogar noch aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts, der Zeit, wo er schrieb, dass in Oberägypten die Frauen und Kinder fast nur koptisch redeten, daneben aber auch das Griechische (also immer noch nicht das Arabische) verstanden. Je mehr aber das Araberthum sich in Aegypten befestigte und ausbreitete, und je zahlreicher die Kopten zum Islam übertraten und ihre Volksthümlichkeit preisgaben, desto seltener wurde auch der Gebrauch der koptischen Sprache, und jetzt hat sie bereits seit mehr denn zwei Jahrhunderten als Volkssprache gänzlich zu existiren aufgehört. — Gleichwol ist sie als religiöse und gottesdienstliche Sprache immerfort noch in Gebrauch, und wird als solche nicht nur von den Priestern studirt (obschon deren Kenntnisse darin meistens nur von sehr geringem Umfange sind), sondern auch in sämmtlichen niedern Schulen der Kopten gelehrt, sodass die meisten Kopten wenigstens die vorgeschriebenen kirchlichen und häuslichen Gebete sowie einige Abschnitte der Heiligen Schrift in ihrer alten Sprache zu citiren wissen. Im Gottesdienst ist Liturgie und Schrift-

vorlesung koptisch, doch hat man, um dem Volke verständlich zu sein, das Arabische zu Hülfe nehmen müssen. Im Allerheiligsten zwar (dem Chorraum mit dem Altar) darf nur die koptische Sprache gebraucht werden, vor der Thür desselben aber, in dem Raum der Kirche, wo die Gemeinde versammelt ist, werden Auslegungen und Gebete in arabischer Sprache verlesen.

Ausser dem Namen und der Sprache der Kopten weist auch ihre Körperbeschaffenheit deutlich auf ihren altägyptischen Ursprung hin. Ihre Kopf- und Gesichtsbildung erinnert mehr als die aller andern Aegypter der Gegenwart an den alten Typus, den uns die Denkmäler zeigen. So die breite, aber meist niedrige Stirn, das schwarze, leicht gekräuselte Haar, die meistens gerade, scharf geschnittene Nase, besonders aber das Auge, das von länglichem Schnitt, aber gross und immer von einem merkwürdigen strahlenden Schwarz ist.

Endlich erinnern manche ihrer Sitten und Gebräuche an das ägyptische Alterthum. Darunter die Beschneidung, die sie sicherlich nicht von den ihnen so verhassten Moslem angenommen, sondern aus frühern Zeiten herübergebracht haben. Vielleicht ebenso die unter den Kopten fast allgemeine Enthaltung von Schweinefleisch. Ferner eine besonders eigenthümliche, jetzt aber, wie es scheint, schon seltene Sitte, welche v. Kremer erwähnt: „Es gibt koptische Mütter, welche ihren Kindern in Krankheitsfällen einen lebenden Skarabäus, in Baumwolle gehüllt und in eine Nussschale eingeschlossen, als Amulet um den Hals hängen, ein Gebrauch, der wahrscheinlich in directer Verbindung steht mit altägyptischen Gebräuchen, da sich die unzähligen künstlichen Skarabäen, die man aus den verschiedensten Steinsorten gearbeitet in den Gräbern findet, wol nur aus einer

ähnlichen Verwendung dieses Käfers und seiner Nachbildungen bei den alten Aegyptern erklären lassen.“ [1]

Die Kopten sind heutzutage in Aegypten nicht mehr sehr zahlreich. In Unterägypten existirt keine compacte koptische Bevölkerung mehr, es gibt hier nur noch einzelne Gemeinden, deren stärkste natürlich in Alexandrien und Kairo sich finden. Die letztere Stadt bildet dabei den Mittelpunkt der koptischen Kirche, denn hier residirt der Patriarch, und die Gemeinde daselbst wird auf über 10000 Seelen geschätzt. Ausserdem gibt es in diesem Landestheile noch einige Klöster, welche in dem sogenannten Thale der Natronseen, mitten in der Wüste, westlich vom Nildelta gelegen sind und ein sehr hohes

[1] Man hat die Skarabäen und ihren Gebrauch verschieden zu erklären gesucht: sie hätten als Geld gedient (geprägtes Metallgeld kommt allerdings in der ältern Zeit bei den Aegyptern nicht vor); nach andern wären sie Siegelsteine gewesen. Das erstere ist aber wol deswegen kaum möglich, weil sie nie aus edlem Metall, sondern immer aus irgendeiner Sorte Stein bestehen. Das zweite ist ohne Zweifel richtig, da ihre kleinen Inschriften nicht blos Götternamen sind oder überhaupt sich auf religiöse Dinge beziehen, sondern häufig auch Namen von Privatpersonen enthalten und da ausserdem viele Skarabäen als Siegelringe gefasst aufgefunden sind. Indess ist der Gebrauch als Amulet wenigstens ebenso wahrscheinlich; es spricht dafür einmal der Umstand, dass sie sämmtlich der Länge nach durchbohrt sind, was kaum einen andern Zweck gehabt haben kann, als dass sie einzeln oder aneinandergereiht mittels einer Schnur am Körper getragen wurden; sodann auch ihre Form, da einige sehr gross, bis zu zwei Zoll Durchmesser, andere winzig klein (etwa wie eine Erbse oder Linse) sind.

Alter haben. In Mittelägypten leben sie in ziemlich starker Anzahl namentlich im Fayum, der schon aus dem Alterthum her berühmten Oase im Westen des Nils, sowie auch in manchen Dörfern den Nil entlang. Auch befinden sich in Mittelägypten, und zwar auf der Ostseite des Nils, in der gegen das Rothe Meer sich erstreckenden Wüste, zwei ihrer heiligsten und wichtigsten Stätten, die uralten, hochberühmten Klöster des heiligen Antonius und des heiligen Paulus, aus deren ersterm stets der koptische Patriarch entnommen wird. In Oberägypten endlich sind sie verhältnissmässig am zahlreichsten, und manche Städte und Dörfer daselbst sind fast ausschliesslich von ihnen bewohnt.

Gleichwol beläuft sich die Gesammtzahl der Kopten nur noch auf ungefähr 200000 (die Angaben schwanken zwischen 150000 und 250000). Aus den an vielen Stellen des Landes vorhandenen Resten und Ruinen christlicher Kirchen und Klöster lässt sich schliessen, dass die Zeit noch nicht gar weit zurückliegt, wo sie sehr viel zahlreicher gewesen sein müssen. Auch jetzt noch ist ihre Zahl in stetem Abnehmen begriffen, denn alljährlich treten Kopten, wenn auch jetzt verhältnissmässig sehr wenige, zum Islam über und verschwinden damit in der Masse der Bevölkerung. Abessinien, das gewöhnlich im Zusammenhang mit den Kopten genannt wird, kann hier nicht in Betracht kommen; denn obschon das abessinische Christenthum das der Kopten ist und die abessinische Kirche den koptischen Patriarchen zu Kairo als ihr Oberhaupt anerkennt, so haben doch im übrigen die Abessinier mit den Kopten durchaus nichts zu schaffen, sind also auch in numerischer Hinsicht mit ihnen in gar keinen Zusammenhang zu bringen.

Es kann allerdings nicht wundernehmen, dass die Kopten auf eine so geringe Anzahl zusammengeschmolzen

sind, im Gegentheil hat man eher Grund sich zu wundern, dass sie überhaupt noch existiren und nicht längst unter dem Einflusse des Islam zu Grunde gegangen und gänzlich erloschen sind. Denn wie in allen andern Ländern, so ist auch in Aegypten dieser Einfluss keineswegs ein stiller und milder, keineswegs ein blos geistig wirkender gewesen, sondern er ist stets durch äussern Zwang und durch Gewaltthaten oft der härtesten Art unterstützt worden. Die Geschichte der Kopten seit der arabischen Invasion besteht aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Verfolgungen und ist auf vielen ihrer Blätter mit Blut geschrieben.

Eine Zeit lang waren sie von den arabischen Eroberern mit Milde und Rücksicht behandelt worden, man hatte ihnen sogar besondere Rechte und Freiheiten eingeräumt. Die ägyptischen Christen hatten nämlich, längst unzufrieden mit den unheilvollen Zuständen des byzantinischen Reiches, an denen Aegypten als Provinz desselben stets seinen vollen Antheil zu tragen gehabt, die aus Arabien eindringenden Eroberer nicht unfreundlich aufgenommen, nach einigen Nachrichten sogar selber sie insgeheim herbeigerufen.

Nicht lange aber bewies der Islam dafür seine Dankbarkeit, sondern noch innerhalb des ersten Jahrhunderts begann er seine propagandistische Arbeit mit gewohnter Brutalität.

Zuerst wandte sich dieselbe gegen die zahlreichen Mönche und Geistlichen. Es wurde ihnen eine besondere Kopfsteuer auferlegt und ausserdem jedem ein Brandmal in die Hand gedrückt; wer von ihnen ohne ein solches betroffen wurde, dem hieb man die Hand ab oder schlug ihn, bis er starb, oder köpfte ihn. Tumultuarische Auftritte, die häufig durch Auffindung oder

Verfolgung solcher Unglücklichen hervorgerufen wurden, verwandelten sich meist in allgemeinere Wuthausbrüche gegen Kirchen und Klöster und endeten mit Zerstörung derselben und mit privater oder staatlicher Wegnahme ihres Vermögens.

Nach und nach beschränkten sich die Bedrückungen und Verfolgungen nicht mehr auf Mönche und Priester, sondern nahmen einen durchaus allgemeinen Charakter an. Es erschienen Verordnungen der Statthalter und Sultane, deren eine dies, die andere jenes über die Christen verhängte. Bald wurde befohlen, dass sie (wie auch die Juden) eine besondere, sie äusserlich kenntlich machende Kleidung zu tragen hätten, bald dass es keinem Christen gestattet sein solle, gleich den Moslem auf Pferden oder Maulthieren zu reiten, sie durften nur Esel benutzen; mitunter wurde diese letztere Verordnung dahin verschärft, dass sie nur in umgekehrter Stellung, mit dem Gesichte nach dem Schwanzende gewandt, auf ihrem Thiere sitzen dürften. Dann wieder wurde ihnen auferlegt, dass sie über ihren Hausthüren aus Holz geschnitzte Teufelsfiguren und ähnliche Fratzen aufhängen sollten, ferner, dass sie ein grosses 5 Pfund schweres hölzernes Kreuz am Halse zu tragen hätten. Bei alledem wurden ihnen von Zeit zu Zeit in der willkürlichsten Weise Ausnahmesteuern von beträchtlicher Höhe auferlegt, die man nicht säumte mit rücksichtslosester Härte von reich und arm unter ihnen einzutreiben.

Die Folge davon waren natürlich häufige, oft mehr, oft weniger ausgedehnte Empörungen der Kopten, indem sie sich der Ungerechtigkeit und Härte ihrer Bedrücker mit bewaffneter Hand zu erwehren suchten. Aber da jene stets die Ueberhand hatten, so wurden solche Aufstände meist schnell niedergeschlagen und furchtbar geahndet, riefen auch nur erneute und noch allgemeinere

Bedrückungen hervor. Es entwickelte sich nach und nach von beiden Seiten ein Hass, der bei jedem Anlass zur hellen Flamme emporloderte. Denn es kann keineswegs behauptet werden, dass die Kopten mit stiller Ergebung und Geduld das Wüthen ihrer Dränger hätten über sich ergehen lassen: sie zahlten ihnen wo sie immer konnten, und womöglich mit Zinsen heim. Was kann auch anderes erwartet werden von einem Volke, das man in allem, was ihm theuer ist, aufs schwerste verletzt und mit verachtungsvoller Grausamkeit in den Staub tritt! — In solchem Kampfe roher Gewalt bleibt der Sieg dem, der das Uebergewicht an physischer Macht und äussern Kampfesmitteln besitzt: die Kopten mussten je länger desto mehr und desto vollständiger unterliegen. Hinrichtungen oder auch massenhafte Niedermetzelungen, Beraubung und Zerstörung ihrer Kirchen, Plünderung des Privateigenthums, Niederbrennen ihrer Ortschaften, ja einmal eine Erlaubniss des Mamluken-Sultans an die moslemischen Einwohner von Kairo, jeden Christen, den sie in den Strassen finden würden, zu tödten, solche Mittel konnten ihre Wirkung nicht verfehlen, und die Kopten sahen sich mehr und mehr zu gänzlicher Ohnmacht herabgedrückt.

Bei solchen Schicksalen ist es nur zu begreiflich, wenn von den Kopten viele den Glauben ihrer Väter verliessen und sich dem Islam in die Arme warfen. Denn mit diesem einen Schritte wurden sie all jener Quälereien ledig, ja sie wurden, indem sie in die Reihen der „Gläubigen“ traten, sogleich als politisch und social gleichberechtigt mit ihnen betrachtet. Uebertritte zum Islam fanden denn auch fortgehend statt, und zuweilen, je nachdem schlimme und gefährliche Zeitläufe dazu veranlassten, geschahen dieselben massenhaft; namentlich wird ein solches Ereigniss aus dem Jahre der Flucht

755, also aus dem 14. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, berichtet: In Oberägypten wie in Unterägypten nahmen Kopten in so grosser Anzahl den Islam an, dass in kleinen Städten mehrere hundert an einem Tage gezählt wurden. Auch wurden damals die meisten Kirchen Oberägyptens zerstört und an ihrer Stelle Moscheen gebaut.

Das System der Bedrückungen hatte nichtsdestoweniger den treu gebliebenen Kopten gegenüber seinen ungestörten Fortgang und hat auch nicht eher einem tolerantern Verfahren Platz gemacht, bis es zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts den Einflüssen der neuen Zeit weichen musste, die damals für Aegypten anbrach. Die Expedition der Franzosen unter Bonaparte, welche die politische Macht der ägyptischen Mamluken-Beys brach und ihre blutige Säbelherrschaft wesentlich schwächte und beschränkte; etwas später die einsichtsvolle Gesetzgebung Mohammed-Ali's, in Verbindung mit seiner eisernen Strenge gegen die Uebertreter [1]; endlich der immer wachsende Verkehr Aegyptens mit den Culturstaaten des christlichen Europas,

---

[1] Während der Zeit seiner erst werdenden — und unter tausend Kämpfen und Verlegenheiten werdenden — Herrschaft verfuhr allerdings Mohammed-Ali mit den Kopten nicht glimpflicher als diejenigen, die vor ihm die Zügel in Händen gehabt hatten. Bei dem steten Geldmangel, an dem er zu jener Zeit infolge der erschöpften Kräfte des Landes litt, waren die Kopten vielfach die ersten, die ausgepresst wurden und die enorme Summen zusammenbringen mussten. Freilich lag dafür eine gewisse Berechtigung vor, indem die Kopten als die, welche unter den frühern Machthabern das Rechnungswesen und die Verwaltung der Finanzen in Händen gehabt, immer im Trüben zu fischen und in aller Stille grosse Reichthümer sich unrechtmässigerweise anzueignen gewusst hatten. Mohammed-Ali raubte ihnen also in den meisten Fällen nur das, was sie selber geraubt hatten.

diese Dinge haben etwaige Ausbrüche des moslemischen Fanatismus in Aegypten nachgerade unmöglich gemacht, ja haben den ägyptischen Mohammedanismus zu dem tolerantesten aller moslemischen Länder umgestaltet. Heutzutage kommt kaum jemals ein Fall vor, wo Andersgläubige um der Religion willen etwas Schlimmes zu befahren hätten. Freilich wol nicht darum, weil den Moslem die Toleranz in Fleisch und Blut übergegangen wäre und sie also tolerante Anschauungen und Grundsätze angenommen hätten; dergleichen ist, wenigstens in der Masse des Volks, schwerlich vorhanden, und es wäre gewiss eine vollkommene Illusion, wenn man eine so günstige Meinung hegen wollte. Aber die Verhältnisse, wie sie nun einmal geworden sind, lassen ein gewaltthätiges Auftreten des Islam in Aegypten absolut nicht mehr zu, und Vorgänge wie die in Damaskus und Syrien im Jahre 1860 wären hier bei der gegenwärtigen Lage der Dinge durchaus undenkbar. Allerdings wirkt dabei ein gewisser religiöser Indifferentismus mit, der in dem ägyptischen Islam, wenn man ihn mit dem anderer Länder vergleicht, nicht zu verkennen ist, der sich aber wol nur eben infolge jener thatsächlichen Verhältnisse gebildet haben möchte; wenigstens dürften andere Gründe sich kaum dafür auffinden lassen, zumal ja gerade Kairo zu allen Zeiten eine der Hauptburgen des Islam gewesen ist.

Mag es nun auch sein, und es wird gewiss so sein, dass der Mohammedaner gegenüber dem eingeborenen Christen, also dem Kopten, weniger rücksichtsvoll auftritt als gegenüber dem europäischen, den er, nicht freilich als Christen, aber als Europäer respectirt und fürchtet; mag es sein, dass er jenen das volle Maass seines Hasses und seiner Geringschätzung empfinden lässt,

soweit er nicht durch das Eingreifen der Gesetze daran gehindert ist: immerhin aber haben heutzutage die Kopten keinen Anlass mehr, sich über Bedrückungen oder Verfolgungen, sei es von Staats wegen, sei es durch den Fanatismus der Massen, zu beklagen. Ebendeshalb ist wol jetzt auch ziemlich gegründete Aussicht vorhanden, dass der Stamm der Kopten sich erhalten und nicht, wie es früher allen Anschein hatte, gänzlich sich auflösen und verlieren wird. Um so mehr, falls es der unter ihnen begonnenen Missionsarbeit gelingen sollte, ihrem Christenthum wieder zu einem geistigern Gehalt und einer lebensvollern Gestaltung zu verhelfen.

Angesichts alles dessen übrigens, was die Kopten von seiten des Islam zu erdulden gehabt haben, fühlt man sich unwillkürlich zu einer gewissen ehrfürchtigen Bewunderung der Festigkeit gedrängt, mit welcher der Rest an seinem Glauben gehalten hat. Denn allein dieses Festhalten am Christenthum ist es, was sie noch immer zu einem von seiner Umgebung unterschiedenen Volksstamme macht. Nicht ihre altererbte Nationalität, nicht der nur ihnen eigenthümliche Besitz der koptischen Sprache, nicht ihre aus dem Alterthum herübergebrachten Bräuche oder Traditionen, nicht die Besonderheit ihrer socialen Stellung, nicht diese Dinge machen sie zu dem, was sie sind, sondern allein das unverbrüchliche Beharren in ihrem von den Vorfahren überkommenen christlichen Glauben. Der beste Beweis dafür ist, dass, sobald sie sich dem Islam anschliessen, alle jene Unterscheidungen und Eigenthümlichkeiten verschwinden und dass diejenigen, die in vergangenen Jahrhunderten ihren Glauben mit dem des Propheten vertauschten, keine andern Spuren hinter sich gelassen haben als die, welche überhaupt in dem Mischcharakter der heutigen ägyptischen Araberbevölkerung sich ausprägen.

Ob man nun freilich dieses Festhalten der Kopten am Christenthum mit dem schönen Worte Treue bezeichnen darf, oder ob man es nicht vielmehr nur Zähigkeit nennen muss; ob sie aus wirklicher, innerlicher Anhänglichkeit an ihren Glauben, oder nicht vielmehr theils aus Gewohnheit, theils aus Opposition und schliesslich aus Hass und Erbitterung so standhaft gewesen sind — das ist eine Frage, die schwerlich in einem ihnen günstigen Sinne beantwortet werden kann. Denn ihr Christenthum ist nichts weniger als wahrhaft christlich, und was ihm vor allem fehlt, ist gerade Innerlichkeit und wirkliche Gläubigkeit. Abgesehen von dem christlichen Bekenntnisse und dem christlichen Cultus unterscheiden sie sich in religiöser Hinsicht durch nichts von der sie umgebenden mohammedanischen Bevölkerung: dort wie hier religiöse Formen ohne religiösen Inhalt, strenge Beobachtung und gewissenhafte Ausübung religiöser Bräuche ohne Betheiligung des Herzens und Gemüthes, und selbst der Fanatismus der Moslem findet sich in seiner Weise bei den Kopten. Daneben ist es übrigens auch mit ihrem Lehrchristenthum, ihrer Kenntniss und Erkenntniss christlicher Wahrheit überaus traurig bestellt, wie sich denn z. B. ein kaum glaubliches Maass von Aberglauben und abergläubischen Gebräuchen bei ihnen findet — sodass es nach jeder Richtung hin vollkommen gerechtfertigt ist, wenn von der christlichen Kirche Europas und Amerikas die Kopten schon seit längerer Zeit zu einem Gegenstande der Missionsthätigkeit gemacht worden sind.

Indess liegt es ausserhalb des Zusammenhanges, hier auf die religiösen Eigenthümlichkeiten der Kopten näher einzugehen. Alles, was dahin gehört — ihre dogmatischen Besonderheiten und deren Ursprung, ihre kirchlichen Einrichtungen, die praktische und thatsächliche Beschaffenheit ihres Christenthums in der Gegen-

wart und Aehnliches, wird an einem andern Orte zusammenhängend und ausführlich behandelt werden.[1]

Der Zustand, in dem sich gegenwärtig die Kopten befinden, lässt in jeder Hinsicht erkennen, dass sie ein durch lange Jahrhunderte geknechtetes und zertretenes Volk sind. Charakter und Sinnesart, Bildung und Erziehung, äusseres Auftreten und Stellung im bürgerlichen Leben, alles legt mehr oder weniger deutlich Zeugniss davon ab.

Ganz besonders ihr Charakter. Die Kopten vereinigen alle diejenigen Eigenschaften in ihrem Wesen, welche durch lange fortgesetzte ungerechte Behandlung, durch Willkürherrschaft, Bedrückung und Gewaltthätigkeit verbunden mit Verachtung und Geringschätzung hervorgebracht zu werden pflegen. Der verhaltene Grimm, die niedergekämpfte Erbitterung, das Verlangen nach Vergeltung, die dennoch nicht geübt werden kann, die Demüthigungen, die ohne Widerstand hingenommen werden müssen, das Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer rücksichtslos und brutal auftretenden Uebermacht — lassen bei den Völkern nicht weniger wie bei dem einzelnen Menschen unauslöschliche Spuren im Charakter zurück. Dem entsprechend sind die Kopten im allgemeinen von finsterer Gemüthsart, mistrauisch und verschlossen, habsüchtig und geldgierig im höchsten Grade, falsch und heuchlerisch, je nach den Umständen entweder kriechend und unterwürfig, oder trotzig, hart und herrisch. Leider

---

[1] S. Bd. 2, Abschnitt III, Kapitel 2: „Die einheimischen Christen, oder die religiösen Zustände der Kopten.“

sind davon die Träger und Stützen der Kirche keineswegs ausgenommen; vom Patriarchen herab bis zu den niedern Priestern und Mönchen hat diese Schilderung ebenso sehr ihre Wahrheit wie in Bezug auf das übrige Volk. Der koptische Klerus steht sehr allgemein in dem Rufe, seine geistliche Würde höchst unwürdig und ungeistlich zu seinem persönlichen Vortheil, sei es durch Erpressungen oder durch Betteleien, je nach der höhern oder niederern Stellung, zu misbrauchen. Auch gibt gerade er dem religiösen Fanatismus da, wo er die Macht dazu hat, d. h. gegenüber den eigenen Glaubensgenossen, nicht selten in heftigster und härtester Weise Ausdruck.

Die Erziehung und Bildung, welche die Kopten besitzen, eignen sie sich fast ausschliesslich im Schose ihrer Gemeinschaft an, da sie ihre eigenen Schulen haben. Dieselbe ist aber in keiner Weise das, was man bei uns Erziehung und Bildung nennt, und das koptische Unterrichtswesen steht, trotz der ziemlich grossen Anzahl der Schulen, durchaus auf keiner andern Stufe als dasjenige der orientalischen Länder und Völker überhaupt. Die koptischen Schulen haben in ganz ähnlicher Weise wie die mohammedanischen einen speciell religiösen Charakter. So wie nämlich in der mohammedanischen Volksschule der Unterricht sich fast ausschliesslich auf das Lesen und gänzlich mechanische Auswendiglernen des Korân beschränkt, im Anschluss woran dann zugleich das Schreiben gelehrt wird, so beschäftigt man sich in den koptischen Schulen hauptsächlich mit dem ebenfalls mechanischen Auswendiglernen von Stücken der Bibel sowie von kirchlich liturgischen und häuslichen Gebeten. Daneben wird Schreiben und mit besonderm Eifer auch Rechnen betrieben, worin die Kopten meist eine hervorragende Gewandtheit besitzen. Ausserdem lehrt man die koptische Sprache, doch bringen es die allermeisten darin

nicht weiter, als dass sie, wie schon oben kurz erwähnt, die in dieser Sprache auswendig gelernten Stücke der Heiligen Schrift und Gebete hersagen können. Ein eigentliches Studium dieser alten Sprache wird nur von sehr wenigen getrieben, und noch seltener ist es, dass jemand die Sprache richtig und mit Leichtigkeit zu sprechen vermöchte. Selbst unter den Priestern ist die Kenntniss des Koptischen, wiewol sie gerade ihnen besonders vonnöthen wäre, so mangelhaft, dass viele der für ihren Gebrauch bestimmten kirchlichen Bücher zwar in koptischer Sprache, aber in arabischer Schrift geschrieben sind, woraus hervorgeht, dass sie dieselben im Gottesdienst eben nur vorlesen, nicht aber verstehen. Von hier aus lässt sich denn zugleich auch ein Schluss auf den Grad allgemeiner Bildung machen, der sich bei den koptischen Priestern findet.

Dass die koptischen Schulen ebenso wie die mohammedanischen nur für Knaben, nicht aber für Mädchen bestimmt sind, braucht kaum erwähnt zu werden, nachdem schon gesagt worden, dass das ganze Unterrichtswesen durchaus orientalischen Charakter hat. Den Mädchen eine Ausbildung zu geben, daran denkt der Kopte ebenso wenig wie der Mohammedaner und der Orientale überhaupt, und in den seltenen Fällen, wo eine Frau zu lesen oder zu schreiben versteht, hat sie es jedenfalls nicht in der Schule gelernt.

Indess ist die Ausbildung, welche den Kopten in ihren Schulen gegeben wird, doch immerhin etwas besser und tüchtiger als die, welche die Araber in den ihrigen erhalten, und sie werden daher in dieser Hinsicht von den Arabern mit einem gewissen Respect betrachtet. Die Fertigkeit, die sie durchschnittlich im Lesen, Schreiben und namentlich im Rechnungswesen besitzen, ist auch der Grund, weshalb sehr viele Kopten sich in staatlichen

Anstellungen befinden, als Schreiber, Secretäre, Rechnungsführer und Steuerbeamte, und dass ferner die europäischen Generalconsulate zu ihren Consularagenten im Innern des Landes vorzugsweise gern Kopten, die dort ansässig sind, ernennen.

Im übrigen leben die Kopten als Kaufleute, Handwerker oder Gewerbtreibende inmitten der Araber und wie die Araber, haben allerdings meist eine grössere Geschicklichkeit und einen grössern Wohlstand vor ihnen voraus, unterscheiden sich aber sonst von ihnen kaum durch etwas anderes als durch das äussere Abzeichen des schwarzen oder dunkelblauen Turbans und die meist dunkle Farbe ihrer Kleider, jenes Unterscheidungsmerkmal, das man ihnen ursprünglich aufgezwungen, das sie aber nachher freiwillig beibehalten haben. Sonst ist ihr öffentliches und häusliches Leben, soweit es nicht das religiöse Gebiet berührt (wozu ich hier auch die Monogamie im Gegensatze zur mohammedanischen Polygamie rechne) ganz in Uebereinstimmung mit demjenigen ihrer moslemischen Landsleute.

Bei der so mangelhaften Beschaffenheit und dem geringen Umfange der Bildung, welche unter den Kopten herrscht, wird man nicht erwarten, unter ihnen wissenschaftliche Bestrebungen oder eine zeitgenössische Literatur zu finden. In der That kann auch von beidem nicht die Rede sein. Es widmen sich wol einige wenige unter ihnen dem Gelehrtenstande und fassen dann wol auch hier und da eine Schrift in koptischer Sprache ab; indess Gelehrsamkeit und Schriftstellerei sind von keiner bessern Art als bei den heutigen Gelehrten des Islam: Wiederkäuen und Zerkleinern eines überlieferten und übrigens an sich schon höchst beschränkten und dürren Materials.

Dagegen sollte man in Anbetracht des hohen Alter-

thums der Kopten sowie ihrer bedeutsamen Geschichte reiche literarische Schätze aus frühern Zeiten bei ihnen vermuthen. In quantitativer und numerischer Beziehung wird diese Erwartung allerdings auch gerechtfertigt. Es existiren viele koptische Bibliotheken sowol in den Klöstern bei den Natronseen und in den zwei früher genannten Klöstern der östlichen Wüste, als auch fast überall sonst, wo ein koptisches Kloster oder eine Kirche sich findet. Und alle diese Bibliotheken, von denen die wichtigste und grösste die des Patriarchats in Kairo ist, sind mehr oder weniger reich an Handschriften von zum Theil hohem Alter. Auch gibt es ausserdem eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Handschriften im Besitze von Privatpersonen, welche sich manchmal durch lange Jahrhunderte in den Familien fortgeerbt haben.

Der Menge von Manuscripten, die existiren, scheint aber nicht der Werth zu entsprechen, den ihr Inhalt hat. Die allermeisten gehören der biblischen und kirchlichen Literatur an, und unter den erstern sind von Interesse eigentlich nur diejenigen, welche den koptischen Text biblischer Bücher enthalten. Diese Uebersetzungen sind nämlich mit so ängstlicher Genauigkeit angefertigt, dass oft, unter Darangabe des Satzgefüges und des Sinnes, Wort für Wort aneinandergesetzt ist; die sorgfältige Vergleichung dieser Uebersetzungen könnte daher gewiss zuweilen für die biblische Textkritik von Nutzen sein. Im übrigen enthalten jene Manuscripte kaum etwas anderes als traditionelle Auslegungen biblischer Bücher, kirchlich liturgische Sachen und Legenden. Geschichtliches findet sich sehr wenig. Ihre hauptsächlichste Wichtigkeit haben sie natürlich für das Studium der koptischen Sprache als solcher und damit denn auch für die Kenntniss des Altägyptischen. In dieser Hinsicht

ist es von specieller Bedeutung, dass sich in den Bibliotheken der Natronklöster Lexika finden, in welchen jedes koptische Wort mit dem ihm entsprechenden arabischen Worte zusammengestellt ist. Diese Bücher, die freilich keineswegs vollständige Angaben machen, sind zugleich für die alte Geographie wichtig, weil darin die koptischen Namen der Städte von Aegypten und den Nachbarländern aufgeführt sind; doch sollen diese Angaben, noch abgesehen von ihrer Unvollständigkeit, auch nicht immer zuverlässig sein.

Die der Kirche und den Klöstern angehörigen Manuscripte werden übrigens mit so ängstlicher Sorgfalt gehütet, dass es gegenwärtig sehr schwer ist, ihrer auch nur das eine oder andere an sich zu bringen. Als die Mönche selber noch keinen rechten Begriff davon hatten, dass ihre alten Handschriften von Werth seien, kam es vor, dass sie dieselben zu geringen Preisen an Reisende abtraten. So hatten Engländer aus einem der Natronklöster mehrere hundert Handschriften auf einmal entführen können. Seitdem aber hat der koptische Patriarch das strengste Verbot ergehen lassen, irgendetwas zu veräussern. Als Brugsch im Jahre 1853 die Natronklöster besuchte, unterhandelte er auf alle mögliche Art mit den Mönchen, um einige Manuscripte zu erlangen, deren Erwerbung ihm, wenn auch nicht so sehr ihres Inhalts, so doch ihres Alters wegen, wünschenswerth erschien. Aber alles war vergebens; die Mönche betheuerten, ein Fluch träfe den, der eine Handschrift der Kirche abwendig mache, und dieser Fluch sei an das Ende aller Bücher geschrieben. Sie boten ihm dagegen starke Bände von Manuscripten an, welche sie selbst copirt hatten; diese waren indess so fehlerhaft, mit so viel Unwissenheit oder Nachlässigkeit geschrieben, dass sie den Preis, welchen man forderte, durchaus nicht verdienten. — In Oberägypten

scheint man um jene Zeit noch nicht so ängstlich gewesen zu sein, denn von dort her hat Brugsch eine nicht unbeträchtliche Anzahl koptischer Handschriften nach Europa führen können und die meisten derjenigen, welche sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin befinden, sind auf diese Weise hingekommen.

Es begreift sich leicht und ist sehr natürlich, wenn die Kopten für alle, welche Aegypten ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, von jeher ein Gegenstand besondern Interesses gewesen sind und ja bekanntlich auch heute noch sind. Aber allerdings ist es nicht sowol ihr gegenwärtiger Zustand, welcher dieses Interesse einflösst, als vielmehr ihre Vergangenheit, nicht was sie jetzt sind, sondern was sie ehedem waren. Was uns anzieht, ist daher vor allen Dingen ihr Ursprung und ihre Geschichte, ihre Sprache und ihre literarischen Besitzthümer, ihre Standhaftigkeit in der Bewahrung des christlichen Glaubens, ihre Kämpfe und Leiden um denselben.

Aber wenn auch ihre Gegenwart nur von geringer Bedeutung ist, wenn ihre Existenz und ihr Leben gegenwärtig auch keine Momente in sich trägt, wodurch die sie umgebende Bevölkerung nennenswerthe Impulse erhalten könnte, so liegt es doch durchaus nicht ausserhalb der Möglichkeit, dass dieser bedeutungslosen Gegenwart nicht noch eine bedeutsame Zukunft folgen sollte.

Das Christenthum birgt seiner Natur nach die Kräfte einer geistigen, sittlichen und religiösen Regeneration der Völker in sich und hat dieselbe auch überall da bethätigt, wo es in seiner wahren Gestalt auftrat und zur Geltung gelangte. Hat es diese Kräfte verloren in der depravirten Daseinsform, die es bei den Kopten ange-

nommen, so wird es sie alsbald wiedergewinnen, wenn es nur selber wieder zu einem gereinigten und erhöhten Leben erwacht. Die abendländische Christenheit hat darauf hinzuarbeiten bereits seit längerer Zeit begonnen.[1] Hoffnungslos ist diese Arbeit keineswegs, wenn sie auch grosse Erfolge bisjetzt noch nicht aufzuweisen hat, und je weiter sie fortschreitet, desto mehr wird die Hoffnung Raum gewinnen, dass die Kopten bestimmt sein möchten, noch einmal eins der Centra zu werden, von denen aus ein geistesfrischeres Leben über die erstorbenen Länder des Orients sich ergiessen könnte.

---

[1] Ueber diese Arbeit vgl. Bd. 2, Abschnitt III, Kapitel 4: „Christliche Missionsbestrebungen und Aegyptens Zukunft.“

3.

Die sogenannten[1] Araber oder die eigentliche Masse des ägyptischen Volkes.

Während die beiden vorigen Abschnitte uns vielfach in die Vergangenheit führten, weil wir uns bei der Geschichte Aufschlüsse holen mussten, um den gegenwärtigen Stand der Dinge zu verstehen, haben wir uns hier ganz auf den Boden der Gegenwart und der gegenwärtigen Wirklichkeit zu stellen. Denn es ist hier eben das Volk nach seiner jetzigen Beschaffenheit, nach dem Zustande, in dem es sich augenblicklich befindet, ins Auge zu fassen, und ich möchte in diesem Abschnitt versuchen, auf Grund eigener Anschauung und Beobachtung eine kurze Schilderung der hauptsächlichen Geistes- und Charaktereigenschaften dieses Volkes zu geben und durch Vorführung bezeichnender Züge ein Bild seines eigenthümlichen Wesens zu entwerfen.

---

[1] Wie früher gezeigt, ist es nur sehr theilweise berechtigt, wenn man für die Hauptmasse der ägyptischen Bevölkerung die Bezeichnung „Araber“ gebraucht; da dies jedoch einmal allgemeiner Sprachgebrauch geworden, so schliessen auch wir uns demselben an.

Neben dem Interesse, welches dieser Gegenstand durch sich selbst darbietet, wird eine solche Charakteristik zugleich insofern von Wichtigkeit sein, als sie erkennen lässt, von welcher Art sozusagen das geistige Material ist, auf das in Aegypten für eine gedeihliche Entwickelung der gesammten Zustände gerechnet werden darf, und welche Hoffnungen sich also von hier aus für die Zukunft Aegyptens ergeben.

Es ist unter den hier im Lande lebenden Europäern leider fast zur stehenden Regel geworden, über den Araber, über seine Charaktereigenschaften und seine Beanlagung nach der gemüthlichen oder der intellectuellen Seite sehr geringschätzig, ja wegwerfend und verächtlich abzuurtheilen. Man thut meiner Ansicht nach dem Volke damit grosses Unrecht. Dass man so urtheilt, hat seinen Grund gewiss theils in einem Mangel an tiefer dringender Beobachtung, theils aber darin, dass man sich meist nur aus irgendwelchen einzelnen Anlässen, wo man etwa durch die Untugenden oder die Ungeschicklichkeiten des Arabers sich geschädigt oder geärgert sieht, sein Urtheil bildet, anstatt mit Ruhe und Objectivität, mit freundlichem, rücksichtsvollem Abwägen nach beiden Seiten hin sich einer Billigkeit zu befleissigen, die man doch für sich selbst nur allzu sehr in Anspruch nimmt. Mit vollem Rechte kann behauptet werden, dass in dem Araber Aegyptens nicht nur neben übeln Eigenschaften sich auch mannichfache gute finden — wie denn das mehr oder weniger bei allen Völkern und selbst bei allen Individuen der Fall ist, — sondern dass er nach gewissen Seiten hin, sowol in Bezug auf Gemüth und Charakter als auch auf intellectuelle Befähigung, Vorzüge besitzt, die ihn über manche europäische Völker, deren Angehörige hier mit so viel Geringschätzung auf ihn herabsehen, erheben und ihn in ihren Augen achtungs-

und liebenswerth machen würden, wenn sie ihn ohne Vorurtheil, ohne Stolz, Eitelkeit und Selbstüberhebung betrachten wollten.

Dies vorausgeschickt, muss man allerdings dem allgemeinen Urtheil insofern recht geben, als die übeln Eigenschaften des heutigen Aegypters seine guten beträchtlich überwiegen. Wie kann es aber auch anders sein bei einem Volke, das jahrhunderte- und jahrtausendelang unter einem Druck der Despotie gelebt hat, welcher es zu einem Volke von Sklaven erniedrigte, welcher, ausgeübt von jedem Höherstehenden auf jeden Tieferstehenden, ein Gefühl individuellen Werthes nicht nur nicht förderte, sondern geradezu vernichtete, welcher die Gaben, die dem Volke von Natur beiwohnten, nicht nur nicht entwickelte, sondern ihre Entwickelung fast zu einer vollkommenen Unmöglichkeit machte. Ein solcher Zustand, durch lange Zeiten sich fortsetzend, muss aus der reichstbegabten Nation eine „rudis indigestaque moles", ein Volk von Stumpfsinnigen machen. Man darf eben nie vergessen, dass man es hier mit einem heruntergekommenen, depravirten Volke zu thun hat und dass, was die Vergangenheit in dieser Hinsicht gesündigt, auch die neueste Zeit wieder gut zu machen noch kaum ernstlich versucht hat. Und die Europäer selber hätten hier viel mehr Grund zur Selbstanklage als zu lieblos geringschätzigem Raisonniren, denn nur zu viele sind unter ihnen, die anstatt das Volk Aegyptens moralisch und intellectuell zu heben, vielmehr an ihrem Theile, wenn auch unabsichtlich, nur dazu beitragen, es noch mehr zu depraviren, durch Wort und That, durch das üble Beispiel, das sie ihm geben, und durch die herrische und hochfahrende Behandlung, die sie ihm angedeihen lassen.

Eine der am meisten hervortretenden Eigenschaften des Arabers ist seine Indolenz, Gleichgültigkeit und Trägheit.

Man könnte dies fast die sein ganzes Wesen beherrschende Eigenthümlichkeit nennen, denn ohne Zweifel sind hierauf eine Menge seiner anderweitigen Eigenschaften als auf ihre Quelle zurückzuführen. Auch ist es fast unter allen Eigenschaften diejenige, welche dem Europäer in seinem Verkehr mit dem Araber am meisten entgegentritt und unter deren übeln Wirkungen er am meisten zu leiden hat. Es ist übrigens schwer, diese Eigenthümlichkeit mit einem einzigen bestimmten Worte zu bezeichnen. Man kann nicht sagen, dass es eine allgemeine Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit wäre; ebenso wenig ist es Phlegma oder Apathie, denn der Araber ist im ganzen beweglich und lebendig, gibt sogar oft Beweise eines ziemlich hitzigen Temperaments. Es ist vielmehr von dem allen etwas: es ist Energielosigkeit bis zu einem gewissen Grade, Nachlässigkeit bis zu einem hohen Grade, Hang zur Ruhe, grosse Vorliebe für Bequemlichkeit, ausgeprägte Abneigung gegen ernste, angestrengte und anhaltende Thätigkeit — und das alles theils natürliche Anlage, theils erzeugt durch das Klima und die Beschaffenheit des Landes, das so leicht und reichlich hervorbringt, was zum Leben nothwendig ist, theils Folge des langen Druckes und des fast absoluten Mangels an Erziehung und Ausbildung.

Es ist demnach vor allen Dingen zu erwarten, ja fast selbstverständlich, dass nicht eben eine besondere Neigung zur Arbeit bei dem Araber sich finden wird. Kann man ihm auch nicht geradezu Faulheit und Arbeitsflucht zum Vorwurf machen, so hat er jedenfalls eine ziemlich ausgesprochene Arbeitsscheu und liebt es wenigstens, seine Arbeit mit viel Gemächlichkeit zu

verrichten. Es ist wahr: der Fellach hat oft bei der Bestellung, Bewässerung und Aberntung der Felder eine Arbeit zu verrichten, die wegen der mangelhaften Werkzeuge und des glühenden Sonnenbrandes schwer, mühsam und peinvoll genug ist, und er verrichtet sie mit grossem Kraftaufwande und viel Unverdrossenheit; die Schiffsleute auf dem Nil haben oft harte Anstrengungen, müssen bei Gegenwind die schwergeladenen Lastbarken mit Stricken ziehen, müssen beim Auffahren auf seichte Stellen ins Wasser hinein und das Fahrzeug durch Stossen, Schieben, Drängen mit dem eigenen Körper wieder lösen, und sie pflegen bei dem allen nicht im mindesten den Humor zu verlieren; der Handwerker und kleine Industrielle ist immerfort mit Klopfen, Bohren, Schneiden, Spulen, Nähen und was sonst das Metier mit sich bringt, beschäftigt, ohne sich zu beklagen und mit seinem Lose unzufrieden zu sein. Aber in dem allen ist mehr die Gewohnheit oder die Nothwendigkeit wirksam als die freie Neigung und die Lust zur Arbeit. Für unser Auge ist überall auf den ersten Blick zu erkennen, dass die Worte und Begriffe Emsigkeit, Betriebsamkeit oder gar das Wort Fleiss in seinem deutschen Sinne hier durchaus unanwendbar sind. Trieb zur Beschäftigung, regelmässige Thätigkeit, und vollends Arbeit um der Arbeit willen sind Dinge, die der Araber, wie er gegenwärtig ist, nicht kennt, viel weniger denn liebt und ausübt.

Der Fellach, obgleich er über harte Arbeit niemals seufzt, ist dennoch zu nichts mehr aufgelegt, als im Schatten seiner elenden Hütte zu liegen, mit seinesgleichen zu schwatzen, den Tschibuk zu rauchen und überhaupt des süssen Nichtsthuns zu pflegen. Die Schiffsleute, obgleich willig, solange sie der Arbeit nicht entrinnen können, wissen sich doch nichts Angenehmeres,

als sich auf Deck der Barke niederzuhocken oder auszustrecken, die eintönige Darabuka[1] zu schlagen und dazu ihren ebenso eintönigen Gesang erschallen zu lassen. Der Handwerker, wenn er auch nicht, wie unsere Handwerksleute, seine Werkstätte verlässt, um in der Nähe ein Glas Branntwein oder einen Schoppen Bier zu trinken, würde es doch schwer erträglich finden, wenn er nicht hin und wieder eine Viertel- oder halbe Stunde lang die Hände könnte ruhen lassen, um mit vollem Genuss einen Tschibuk zu rauchen und eine Tasse Kaffee zu schlürfen, und ganz gewiss wird er zu einer Arbeit, die er mühelos in einem Tage fertig bringen könnte, wenigstens zwei brauchen, wenn nicht etwa eine unerbittliche Nothwendigkeit hinter ihm steht. Vollends der Boutiquier und der Händler in den Bazars thut den ganzen Tag kaum etwas anderes, als dass er mit untergeschlagenen Beinen und ruhig würdevoller Miene auf seinem Teppich sitzt, seinen Tschibuk raucht, mit seinen Nachbarn dann und wann einige Worte wechselt, im übrigen aber es fast als ein Opfer oder eine besondere Gefälligkeit betrachtet, wenn er mit einem Käufer sich einlässt und ihm seine Waaren vorlegt.

Der schon mehr erwähnte Tschibuk verdient diese öftere Erwähnung durchaus, denn er spielt bei dem Araber eine so wichtige Rolle, dass er fast als ein Stück seines Lebens muss betrachtet werden. Gar mancher führt ihn auf Schritt und Tritt bei sich. Bei den Aermern ist es ein einfaches Rohr aus gewöhnlichem Holze mit einem Kopf aus grobem Thon, bei den Vornehmern aber ein Rohr aus Rosenholz oder Jasmin, mit Seide und

---

[1] Eine Art von Trommel, bestehend aus einem eigens dazu construirten Thongefäss, das mit einer Haut überspannt ist. Das Instrument wird durch Aufschlagen mit der flachen Hand und mit den Fingerspitzen gespielt.

Gold übersponnen, der Kopf mit Gold bemalt, die Spitze aus Bernstein, oft sogar mit Diamanten besetzt. Ergänzt wird der Tschibuk durch die Cigarette und das Nargileh (Wasserpfeife mit langem Schlauch), denn geraucht muss werden, auf die eine oder die andere Weise, es gehört wie gesagt zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Im Fastenmonat Rhamadan, wo die Leute den ganzen Tag nicht essen, trinken und rauchen dürfen, ist das erste, wonach sie greifen, wenn der Kanonenschuss den Sonnenuntergang verkündet, nicht etwa Speise und Trank, sondern das schon vorher bereit gelegte Rauchinstrument. Diese Vorliebe für das Rauchen scheint mir aber darum hier erwähnenswerth, weil sie mit jenem Hange zur Bequemlichkeit in so charakteristischem Einklange steht. Denn offenbar ist nicht sowol der Genuss an sich das Wesentliche dabei, sondern die Ruhe, das bequeme Behagen, das in der Vorstellung des Arabers, und auch thatsächlich in der Praxis, mit dem Rauchen unzertrennlich verbunden ist. Der Araber raucht nicht wie wir Nordländer bei und zu seiner Arbeit, sodass das Rauchen nur eine nebenhergehende Annehmlichkeit wäre, oder höchstens dann Selbstzweck, wenn die Umstände uns Nichtsthun auferlegen. Sondern, wenn der Araber raucht, so raucht er eben und thut nichts anderes, höchstens, dass er Kaffee trinkt und plaudert, was aber beides für ihn vollkommen in die gleiche Kette von Vorstellungen und Empfindungen hineingehört.

Aus jener Indolenz des Arabers und aus seiner Neigung zur Ruhe und Bequemlichkeit geht ferner hervor eine fast vollkommene Nichtachtung der Zeit, oder wenigstens ein sehr starker Mangel an Bewusstsein von dem Werthe der Zeit. Seine Gleichgültigkeit in diesem Punkte und demzufolge sein Mangel an Pünktlichkeit und Ordnung sind in der That sehr gross und es werden

davon fast alle Klassen und Stände, von den untersten bis zu den obersten, beherrscht. Trifft man mit einem Araber Verabredung auf eine bestimmte Stunde, so kann man in den meisten Fällen sicher sein, dass er entweder viel zu spät oder viel zu früh kommt, wobei er es dann auf der einen Seite nicht begreift, wie man über das vergebliche Warten, zu dem man gezwungen war, sich erzürnen könne, auf der andern sich nichts daraus macht, seinerseits mit vergeblichem Warten einige Stunden todtzuschlagen. Hat im Handel und Wandel ein Araber etwas auf Zeit und Stunde versprochen, so kann man sich sehr selten darauf verlassen, dass die Zeit wirklich innegehalten wird. Es ist z. B. eine Erfahrung, welche die europäischen Kaufleute oft genug machen müssen, dass ein arabischer Händler, und wenn er Geld genug in Vorrath hat, nicht nur seine Zahlungen sehr unpünktlich macht, sondern sogar Wechsel monatelang über den Termin hinaus unbezahlt lässt, weil er es für gleichgültig hält, ob die Zahlung jetzt oder später erfolge. (Gegenwärtig zwar sind diese Leute, zufolge ihres vielfachen Verkehrs mit den Europäern, bereits hinreichend gewitzigt, um zu begreifen, dass die Säumigkeit im Zahlen zugleich ihnen selbst überaus vortheilhaft werden kann, und um denn auch nach Kräften diesen Vortheil auszunutzen, indem sie das zurückgehaltene Geld inzwischen anderweitig fruchtbar machen.)

Vollends verderblich und zugleich vollends unerträglich aber wird dieser Mangel an Ordnung und Pünktlichkeit, wenn er sich in den Functionen der Behörden, in der Rechtspflege, in der Administration und ähnlichen Gebieten des öffentlichen Lebens geltend macht, und leider herrscht er da ebenso sehr, ja vielleicht noch schlimmer als anderswo. Der Araber hat ein Wort, das ihn aus jeder Verlegenheit ziehen kann: „malêsch“, „was

thut's, was liegt daran, es ist ja nicht schlimm"; dazu ein anderes Wort, das ergänzend wirkt: „bukra", „morgen, nächstens". Wo etwas nicht fertig ist, wo etwas vernachlässigt, verschleppt, vergessen, verloren ist, da sind malêsch und bukra Entschuldigung und Tröstung zugleich, wenn sie freilich auch nichts besagen, d. h. weder Gründe für die Versäumniss angeben, noch auch irgendeine bestimmte Aussicht eröffnen. In den Bureaux der Regierung, in den Divans der Gerichte, an den öffentlichen Kassen und in ähnlichen officiellen Localitäten kann man es oft genug erleben, dass die Herren Beys, Effendis und Schreiber mit dem grössten Gleichmuth ihren Kaffee nehmen oder ihre Cigarette drehen, anstatt die Parteien abzufertigen oder sonst zu thun was ihres Amtes ist. Eine schnelle, prompte, pünktliche Abwickelung der Geschäfte ist kaum irgendwo zu erwarten, und wo sie einmal stattfindet, da ist der Grund dieser auffallenden Erscheinung gewiss entweder in dem besondern Drange der Umstände, oder in dem ausnahmsweisen Eifer eines Chefs, oder in dem Vorhandensein europäischer Beamten zu suchen. Die private und öffentliche Saumseligkeit, Ordnungslosigkeit und Nachlässigkeit, die auf solche Weise den hier lebenden Europäer allerorten umgibt, ist für ihn in der That schwer zu ertragen, ohne dass er Gleichmuth und Geduld dabei verliert. Aber sie hat nicht allein insofern üble Folgen für ihn, als er davon sich oft aufs empfindlichste benachtheiligt sieht, sondern, was schlimmer ist, auch insofern, als er selber häufig bis zu einem gewissen Grade davon angesteckt wird. Uebernimmt ihn auch oft der Unmuth, wenn er sehen muss, wie die rechte Zeit versäumt, wie wichtige Angelegenheiten mit grösster Gleichgültigkeit betrieben werden, nach und nach erlahmt sein Unmuth und zugleich seine Widerstandsfähigkeit; die Gewohnheit

und dazu die Erschlaffung, welche das Klima mit sich bringt, machen auch ihn endlich gleichgültiger, ja oft genug stimmt er selber mit ein in das unselige malêsch und bukra.

So wie dem Araber die stricte Ordnung und Pünktlichkeit in Hinsicht der Zeit abgeht, so auch Genauigkeit und Accuratesse in Bezug auf alles, was seine Arbeit betrifft. Man ist sehr übel berathen, wenn man bei Dingen, die irgendwie genaue und exacte Arbeit erfordern, auf arabische Arbeiter angewiesen ist. Auf den ersten Blick lässt sich z. B. ein Haus oder sonstiges Bauwerk, das von Arabern gearbeitet ist, unterscheiden von einem solchen, an dem europäische Hände mitgewirkt haben. Da ist kein Fenster, das auch nur einigermassen genau schlösse, keine Thür, die richtig gefugt wäre, kein Fussboden, der nicht an der einen Stelle höher wäre als an der andern, sodass die aufgestellten Möbel sämmtlich eine schiefe Neigung gegeneinander bekommen, kein Tisch oder Stuhl, der nicht wackelte, kurzum kein Stück, das nicht den Araber sofort verriethe. In Handwerk und Gewerbe erlangt der Araber freilich oft einen hohen Grad von Fertigkeit und Sicherheit für die einzelnen Verrichtungen, sodass man, wenn man ihm bei seiner Arbeit zusieht, sich oft darüber wundern muss; aber man sieht auch alsbald, dass das nichts als ein gewohnheitsmässiges, mechanisches Ausüben angelernter Handgriffe ist und dass Blick und Urtheil für das Ganze ihm durchaus fehlen, wenigstens völlig unausgebildet sind.

Eine Consequenz davon mag es sein, dass der Araber, wenigstens soweit meine Wahrnehmung reicht, absolut keinen Schönheitssinn hat. Sehr begreiflich; denn wo der Sinn für die ersten Elemente der Schönheit, nämlich für Symmetrie und Harmonie, für das Zusammenstimmen und Zusammenpassen der einzelnen Theile fehlt,

wie sollte da ein Bewusstsein von dem Schönen selbst, oder auch nur ein guter und richtiger Geschmack vorhanden sein? Was der Araber für schön hält, ist für unser Urtheil fast immer äusserst unschön, was er nach seinem Geschmack gemacht hat, ist für uns äusserst geschmacklos. Die Malereien, Ornamente, Schnitzereien und sonstigen Zierathen, die er in Zimmern, an Häusern, auf Schiffen und wo immer anzubringen pflegt, sind gewöhnlich in hohem Grade unschön, oft geradezu abstossend hässlich. Dinge, wie sie die alte maurische Kunst hervorgebracht hat, sieht die heutige Zeit nicht mehr entstehen; und wo es dennoch hier und da der Fall ist, wie bei einzelnen grössern Moscheenbauten, prächtigen Grabmonumenten u. dgl., da ist es nichts als die Nachahmung alter Muster, oder aber der Leiter der Arbeiten ist ein europäischer Architekt.

Weiter hängt mit der natürlichen Indolenz und Lässigkeit des Arabers seine bekannte, fast apathische Ruhe und Resignation im Unglück zusammen. Man will dies oft als etwas sehr Lobenswerthes hinstellen, indem man es auf religiöse Motive zurückführt, auf das lebendige und unbedingte Gottvertrauen, das den Araber, oder vielmehr den Mohammedaner in ihm, beseele. Es ist wahr, jene Resignation gründet sich zum Theil auf den Fatalismus, welchen der Islam seinen Bekennern einprägt. Aber es ist gewiss zu fragen, ob dieser Fatalismus in der That etwas Religiöses ist, und ob man ihn in der That als die rechte Frucht echten Gottvertrauens ansehen darf, — was sicherlich nicht der Fall ist. Sodann aber hat diese fatalistische Anschauung, die bei drohendem oder schon eingetretenem Unglück die Erregung fernhält und den Gleichmuth bewahren hilft, selber wiederum ihre kräftigste Stütze in der natürlichen Neigung des Arabers, sich nicht aus seiner Ruhe bringen

zu lassen. Hinter seinem „Allah-kerîm" („Gott ist gütig") und „Insch-Allah" („wenn Gott will"), das oft genug aus purer Gewohnheit ausgesprochen wird, verbirgt sich in vielen Fällen nur, ich will nicht sagen die Gefühllosigkeit, aber eine gewisse apathische Theilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit. Daher zieht er es auch meistens vor, nicht Hand anzulegen zur Hülfe und Rettung, selbst da, wo seine Bemühungen ziemlich sichern Erfolg haben würden, sondern vielmehr den Dingen ihren Gang zu lassen. Im Sommer 1869 brach in der Hafenstadt Port-Said eine heftige Feuersbrunst im arabischen Quartier aus. Die europäischen Einwohner der Stadt waren alsbald zur Stelle, und wenn nur die Araber ein wenig hätten helfen wollen, so wäre man leicht des Feuers Herr geworden und hätte es auf einige zu Anfang ergriffene Baracken beschränkt. Aber in ihrer fatalistischen Sorglosigkeit begnügten sie sich, aus ihren Hütten die Matten und einige geringe Habseligkeiten mitzunehmen, sich mit denselben auf dem nahen Strande niederzulassen und von da aus in aller Ruhe den „Willen Allah's" sich vollziehen zu sehen. Selbst der Gouverneur der Stadt bemühte sich vergebens, sie zu eingreifender Thätigkeit zu bringen, und so wurden denn nicht weniger als drei Viertel des arabischen Stadttheils ein Raub der Flammen.

Diese Gemüthsverfassung prägt sich besonders auch aus in der Art, wie der Araber Krankheiten betrachtet und seine Kranken behandelt. „Die Krankheit ist von Gott gesendet, und in Seiner Hand allein liegt es, ob der Kranke sterben oder genesen wird." Gewiss; aber daraus folgt nicht, dass nicht auch menschliche Thätigkeit nach Kräften Hülfe zu bringen suchen soll. In sehr vielen Fällen nimmt aber der Araber davon fast völlig Abstand, er lässt den Kranken liegen, wie er liegt, denn „wenn es Allah's Absicht ist, dass er wieder

gesund werde, so wird es schon geschehen". Aus dem Cholerajahre 1865 hier in Aegypten sind mir Fälle bekannt, wo man nicht nur nichts that, um dem Erkrankten ärztliche Hülfe zu bringen, sondern wo man sogar die von anderer Seite veranlasste Behandlung durch einen europäischen Arzt nicht einmal annehmen wollte und erst nach längerm Sträuben zuliess. Bekannt ist es auch, dass die Quarantäne gegen Pest und Cholera selbst gegenwärtig noch von manchen Moslem als ein mit der göttlichen Vorsehung streitendes Institut betrachtet wird; ihre gesetzliche Anordnung in den Provinzen des osmanischen Reiches ist erst dem vorigen Sultan, Abdul-Medschid, und nur unter lebhaftem Sträuben der Ulemmas, gelungen. Dieser Fatalismus mag auch der Grund sein, weshalb die Heilkunde bei den Arabern so überaus mangelhaft ausgebildet ist. Freilich nicht der Fatalismus allein, sondern die auf allen Gebieten immer weiter um sich greifende Geistesträgheit; denn in frühern Zeiten genossen ja arabische Aerzte nicht selten eines grossen und ausgebreiteten Rufes. Jetzt gibt es, wenigstens in Aegypten, kaum mehr arabische Aerzte, die den Namen verdienten. Was sich so nennt, sind Barbiere und andere Künstler ähnlichen Ranges, und das Heilverfahren, das sie anwenden, beschränkt sich fast lediglich auf Aderlässe, Ausbrennen mit glühendem Eisen, Abführmittel und im übrigen' auf ruhiges Liegenlassen des Kranken. Nichtsdestoweniger hat der durchschnittliche Araber zu diesen seinen eigenen „Hakîms" mehr Vertrauen als zu den europäischen Aerzten. Aber wehe dem Europäer, der etwa im Innern des Landes von einer Krankheit befallen wird und dann ausschliesslich auf die Kunst eines arabischen Hakîm angewiesen ist!

Die allgemeine Lässigkeit des Arabers muss man wol auch als den hauptsächlichsten Grund des im ganzen

sehr grossen Mangels an Reinlichkeit ansehen, wodurch sich namentlich die mittlern und untern Klassen in unangenehmer Weise hervorthun. Die Hütten der Aermern geben in dieser Hinsicht meist ein recht abschreckendes Bild: ein einziger kleiner Raum, von Lehmwänden umschlossen, flach gedeckt, ohne Fenster, nur mit einem Loch als Thür versehen, voll dumpfer Luft und Rauch ist Wohnung, Küche, Schlafstätte für Mann und Frau und meist eine Menge von Kindern, wird auch noch von Ziegen und Geflügel (nebenbei natürlich auch von scharenweise vorhandenem Ungeziefer) mitbewohnt. Am Tage freilich halten sich die meisten dieser Bewohner stets im Freien auf, aber des Nachts müssen sie alle miteinander in friedlichem Verein sich innerhalb der vier Wände arrangiren. Die Kinder treiben sich, meist nur halb, oft auch ganz unbekleidet, draussen in der Sonne, im Staube oder auch in Pfützen umher, und je kleiner, desto mehr sind sie dem Schmutze preisgegeben. Man sieht oft das Gesicht und namentlich die Augen kleiner Kinder, selbst auf dem Arme der Mutter, dergestalt mit Fliegen bedeckt, dass man von Ekel und zugleich von Mitleid erfüllt wird, übrigens aber sich nicht mehr wundert, dass Augenkrankheiten hier soviel verbreitet sind und dass es soviel Blinde im Lande gibt. [1] Dass die Araber nur mit den Händen und ohne Hülfe von Gabel und Messer essen, ist bekannt; wenn sie dies

---

[1] Das verkommene Aussehen der kleinen Kinder ist allerdings oft Absicht und beweist die Sorge der liebenden Mutter: je weniger einnehmend das Kind aussieht, desto mehr glaubt man es gesichert vor dem sogenannten bösen Blick, den die Araber in ihrem Aberglauben entsetzlich fürchten. So gilt es auch z. B. einer arabischen Mutter förmlich für ein Unglück, wenn jemand sein Gefallen an ihrem Kinde ausspricht und dasselbe etwa seines guten Aussehens oder seiner Schönheit wegen lobt.

auch meistentheils mit ziemlicher Gewandtheit und Geschicklichkeit anzustellen wissen, so thun sie es doch gewöhnlich nicht sehr säuberlich, und ihnen zuzusehen ist oft ein ziemlich sicheres Mittel, um selber den Appetit zu verlieren.

Niedrige und schmutzige Geschäfte, wie das Herumarbeiten im Nilschlamm, das Verkneten des Düngers, aus dem sie Brennmaterial bereiten, verrichten sie ohne Instrumente mit den blossen Händen. Sie werden freilich auf diese Weise mehr Gewalt über den zäh widerstrebenden Stoff haben, aber sie beweisen zugleich dadurch, dass ihnen die Empfindung des Ekels ziemlich unbekannt ist. Uebrigens leisten die Weiber in Bezug auf Unsauberkeit noch mehr als die Männer, was aber seinen Grund gewiss hauptsächlich in der untergeordneten Stellung hat, welche das Weib einnimmt, wie denn auch das Weib es vorzugsweise ist, dem die niedrigen und schmutzigen Arbeiten, wenigstens innerhalb der Hauswirthschaft, obliegen. Die Männer pflegen sich dafür zu gut zu halten, — ohne jedoch darum im übrigen die erwähnte Untugend abzulegen, denn wenn man z. B. von einem arabischen Diener, und wäre es auch erst nach mehrjährigem Dienst in europäischen Häusern, sagen kann, er sei propre und habe Sinn für Sauberkeit, so ist das gewiss als ein hohes und seltenes Lob zu betrachten. Die religiöse Vorschrift, die dem Mohammedaner täglich mehrere Waschungen zur Pflicht macht, ist unter diesen Umständen von grosser Wichtigkeit und von sehr nützlichen Folgen. — In den Kreisen der Reichern und Vornehmern gestaltet sich dies alles weit günstiger, doch herrschen auch hier in Betreff der Reinlichkeit Begriffe und Sitten, die mit den unserigen oft in schärfstem Contrast stehen.

Das bei dem Araber in so hohem Masse vorhandene Beharrungsvermögen ist endlich wol auch der Grund für

jene Zähigkeit seines Wesens, die sich nach der einen Seite als Hartnäckigkeit, nach der andern als Ausdauer zu erkennen gibt. — Die Hartnäckigkeit, die man in der That oft genug bei ihm wahrnehmen kann, ist nicht etwa Energie und Willensfestigkeit, vielmehr meistens ein blosses dumpfes Verharren in irgendeiner Thätigkeit, Absicht oder Meinung. Energie und Willensstärke sind Eigenschaften, welche dem ägyptischen Araber fast durchgehends fehlen, wie er denn auch nur selten sich zu Aeusserungen des Muthes oder auch nur selbstbewussten Trotzes aufschwingt. In diesen Regionen pflegt sein zähes Beharren sich nicht zu entfalten, in tiefern Regionen dagegen oft mit grosser Entschiedenheit. Es ist z. B. sehr schwer, einen Araber abzubringen von einer vorgefassten Meinung, von einem ererbten Vorurtheil, oder von einer ihm altgewohnten Manier, etwas einzurichten oder anzugreifen; sein Denkvermögen ist zu wenig ausgebildet, als dass er sich durch Gründe leicht überzeugen liesse, und selbst wenn er das Richtigere oder Bessere vor seinen Augen wirksam sieht, bleibt er doch für sich selber am liebsten bei seiner eigenen Manier. Nur wenn er den Nutzen in klingender Münze vor sich sieht, bekehrt er sich schneller; so haben die reichern Landbesitzer schon seit länger für das Bewässern ihrer Felder und das Reinigen ihrer Baumwolle europäische Maschinen und Dampfkraft statt der mühsamen und wenig ausgiebigen Handarbeit eingeführt.

So wie die Zähigkeit seiner Natur nach der einen Seite mehr eigensinnige oder beschränkte Hartnäckigkeit als Willensstärke ist, so zeigt sie sich nach der andern Seite, als Ausdauer nämlich, gleichfalls mehr auf niedern als auf höhern Gebieten, ja sie ist hier vielleicht ausschliesslich eine körperliche und keine geistige Eigenschaft. Aber was der Araber in dieser Hinsicht leistet,

ist in der That oft bewunderungswürdig. Die eclatantesten Beispiele davon liefern die sogenannten Eseljungen und die Vorläufer vor den Wagen oder Reitern. Die Eseljungen, die in Alexandrien, Kairo und andern grössern Städten des Landes an allen Strassenecken zu finden sind und in Gemeinschaft mit ihren stets gesattelten Thieren ein ähnliches Institut wie die Droschken bilden, müssen sich, sobald jemand ihren Esel bestiegen, selber mit in Bewegung setzen und laufen dann ohne Unterlass hinter dem Thiere her, das sie dabei vermöge Zurufs und vielfacher Schläge in gestrecktem Galop zu erhalten pflegen. Ausserdem müssen sie wegen der engen Strassen und der dichtgedrängten Menge darin fortwährend Warnungsrufe für die Fussgänger erschallen lassen, und auch dies Geschäft versehen sie immer mit vollem Aufwande ihrer Lungenkraft und je nach Alter und Grösse entweder mit gellender oder mit dröhnender Stimme. Gewöhnliche Touren durch die Stadt, obgleich oft weit genug, machen ihnen nicht nur keine Beschwerden, sondern sie sind fast unablässig in solcher Weise in Bewegung. Aber häufig müssen sie auch ihren Reiter auf längern Ritten von mehrern Stunden, ja von einem ganzen Tage Dauer begleiten, und wenn man bedenkt, dass sie dabei oft noch vielfach bepackt sind mit dem Futter für ihre Thiere und mit allerlei Gegenständen, die ihnen der Reiter zu tragen gibt, dass sie ferner den ganzen Tag über mit der mangelhaftesten Kost fürliebnehmen, ja im Fastenmonat Rhamadan von Sonnenaufgang bis Untergang mit leerem Magen traben müssen, dass sie endlich ununterbrochen den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, während der Reiter in seiner ohnehin schon bequemen Position noch mit voller Gemächlichkeit den Sonnenschirm über sich hält, so kann man in der That diesen Eseljungen, die übrigens mit

Recht zu den Berühmtheiten Aegyptens gerechnet werden, eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Freilich mischt sich darein unwillkürlich, namentlich bei dem Neuling im Lande, ein lebhaftes Mitleid, doch wird dies wiederum gemildert, wenn man wahrnimmt, wie jene Anstrengungen nichts ihrer Natur oder Neigung Zuwiderlaufendes sind, indem sie sich dabei ausnehmend wohl befinden und stets vom besten Humor beseelt sind. Ja man hat oft Gelegenheit zu erfahren, wie solch ein Bursch seine anstrengende, aber freie Lebensart einem festen Dienstverhältnisse, das ihn an ein Haus oder eine bestimmte Arbeit bindet, bei weitem vorzieht. — Ebenso scheinen die Läufer vor den Equipagen (die sogenannten Saïs) eine Ehre darin zu suchen, mit recht grossen, gewandten Sprüngen und mit überlauten Warnungsrufen ihrer Carrosse voranzueilen. Weit entfernt, Ermüdung zu zeigen, tänzeln sie vielmehr in ersichtlich koketter Weise ihres Weges dahin, theils um ihre Geschicklichkeit, theils um ihre Kleidung, die meist reich und bunt ist, ins rechte Licht zu stellen. Und es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass ihre Erscheinung etwas Anmuthiges und Elegantes hat, da alle ihre Bewegungen den Stempel jener natürlichen Leichtigkeit und Grazie tragen, die dem Araber wegen seines feinen Gliederbaues in so hohem Masse eigen ist.

Offenbar macht diese Ausdauer im Ertragen körperlicher Anstrengungen und die damit verbundene körperliche Bedürfnisslosigkeit den Araber, wenigstens nach dieser Seite hin, vorzüglich zum Kriegsdienste geeignet, und Mohammed-Ali hatte daher sehr richtig gerechnet, wenn er den Versuch unternahm, sich eine Armee aus seinen Fellachen, statt wie bisher aus fremden Söldnern, zu bilden, obwol man ihm mit mancherlei Gründen beweisen wollte, dass aus dem Aegypter nie ein Soldat werden könne.

Die bisher skizzirten Eigenthümlichkeiten des Arabers gehören nicht sowol seinem sittlichen Wesen und seinem Charakter an, sie bezeichnen vielmehr seine allgemeine geistige Disposition, liegen in dem Bereiche angeborener oder angewöhnter Anschauungs- und Verfahrungsweise, zum Theil auch nur auf dem Gebiete äusserer Lebensgewohnheit.

Wenn wir uns nunmehr zu demjenigen wenden, was den Charakter im engern Sinne ausmacht, so müssen wir es zwar beklagen, dass auch hier manche Züge, und sogar solche von sehr tiefgreifender Bedeutung, sich finden, welche den Araber in nichts weniger als günstigem Lichte erscheinen lassen, aber wir werden gerade auf diesem Gebiete auch wiederum verschiedenen Eigenschaften begegnen, welche erkennen lassen, dass in dem Volke noch ein guter Kern ist, den selbst die depravirende Wirkung der jahrhundertelangen Vernachlässigung oder auch Vergewaltigung nicht ganz zerstört hat.

Leider muss hier als einer der hervortretendsten Züge die geringe Verlasslichkeit in Wort und That bezeichnet werden: Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, Geradheit und Offenheit sind seltene Tugenden, dagegen Lügenhaftigkeit und Verstecktheit, Neigung zum Betrügen und zum Einschlagen krummer Wege nur zu häufig. Natürlich findet man ja wol manche, die gewissenhaft genug sind, um es mit der Wahrheit genau zu nehmen, und deren Wort fast unbedingten Glauben verdient, aber im allgemeinen darf man, was ein Araber spricht, nicht alsbald für baare Münze gelten lassen, muss es vielmehr mit grosser Vorsicht aufnehmen. Namentlich wenn er durch eine Lüge sich einer Unannehmlichkeit, sei es welcher Art immer, entziehen kann, macht er sich durchaus kein Gewissen daraus, dies leichte und billige Mittel in Anwendung zu bringen. Offenbar wird eben

sein Gewissen durch eine Lüge sehr wenig beschwert, und die Gewohnheit hat das Ihrige gethan, um sie ihm noch leichter erscheinen zu lassen. Uebrigens trägt hier auch die Religion einen Theil der Schuld. Von dem Korân wird die Lüge in gewissen Fällen sogar empfohlen, und selbst der falsche Eid wird unter Umständen, namentlich wenn er einem „Ungläubigen“ gegenüber geleistet worden, entschuldigt und sehr nachsichtig behandelt.

Der Unzuverlässigkeit im Worte entspricht, wie immer, die Unredlichkeit in Gesinnung und Handlungsweise. Dieser Fehler ist zwar nicht so gravirend, wie er es sein könnte: Die Unredlichkeit ist nicht Falschheit, Hinterhaltigkeit und Tücke, sondern beschränkt sich gewöhnlich auf die Fälle, wo es sich um äussere Vortheile oder um materiellen Gewinn handelt. Hier aber führt sie auch eine fast absolute Herrschaft, und es gibt gewiss wenige, die im gegebenen Falle der Versuchung widerstehen werden. Der Diener, dem man zu einem Ausgange Geld anvertraut, wird in den meisten Fällen versuchen, durch irgendein Manöver, durch eine falsche Angabe oder Ausflucht, einen kleinen Theil davon seiner Privatkasse zuzuwenden. Der Saraph (Wechsler) wird gern eine etwaige Unachtsamkeit des Kunden benutzen, um ihn an dem einen oder andern Ende zu übervortheilen. Selbst der reiche arabische Kaufmann scheut sich oft nicht, seinem Gläubiger bestimmt und wiederholt zu erklären, dass er kein Geld habe, — wenn er durch die Verzögerung der Zahlung einen kleinen oder vielleicht gar einen erheblichen Gewinn machen kann. Keineswegs ausgenommen, vielmehr im Gegentheil fast am schlimmsten beherrscht von dieser Unredlichkeit sind die Beamten, welche wo immer möglich ihre Stellung zu benutzen pflegen, um sich betrügerischerweise im kleinen oder im

grossen zu bereichern, was ihnen durch den Mangel, oft auch durch die Unmöglichkeit einer Controle freilich meistens leicht genug gemacht ist.

Die Unredlichkeit des Arabers findet aber einen stets erneuten und allezeit sehr kräftigen Antrieb in einer andern Untugend, die bei ihm in besonders hohem Grade ausgebildet ist, in seiner Gewinnsucht und Habgier, die sich vor allen Dingen auf das baare Geld richtet. In dieser Hinsicht kann schon der eben in Aegypten ans Land steigende Reisende seine Erfahrungen, ja seine Studien an dem Araber machen. Von den Barkenführern, die das Schiff umdrängen, werden ihm seine Gepäckstücke, eins hierhin, eins dorthin, in eine Barke geschleppt; er braucht zwar nicht zu fürchten, dass eins derselben ihm heimlich entführt werde, denn nicht auf Koffer und Reiseeffecten, sondern auf das Geld steht der Sinn dieser Leute; dagegen kann es ihm leicht begegnen, dass er die einzelnen Stücke nur durch Opferung eines Bakschisch wieder an sich bringen und in einer einzigen Barke vereinigen kann; fast sicher aber darf er sein, dass er für die kurze Fahrt von Bord an Land aufs unverschämteste überfordert werden wird. In die Räume des Douanengebäudes gelangt, bekommt er alsbald einen Begriff von der Beamtenhabgier. Die Zollbeamten stellen sich, auch ohne im mindesten steuerbare Gegenstände vor sich zu sehen, sehr streng und bärbeissig an, werden aber mild und willfährig, selbst in Fällen eclatantester Defraudation, nach Massgabe des Bakschisch, das man ihnen unter der Hand oder auch ganz offen anbietet. Ist der Reisende von da auf die Strasse getreten und sieht sich nach einem Wagen oder Esel um, so hat er erst einen wahren Kampf zu bestehen, um vor den ihn umschreienden Kutschern und Eseltreibern nur mit heiler Haut in einen Wagen oder auf einen Esel zu kommen; fast ebenso

schwer aber wird es ihm, davon wieder loszukommen, denn so gross die Zudringlichkeit war, mit der man ihm das Fortbewegungsmittel anbot, so gross ist die Dreistigkeit, mit der man ihm nachher die Preise stellt. Uebrigens ist freilich der Reisende, wenn er endlich den Arabern, mit denen er sich obendrein nicht einmal verständigen konnte, entronnen und den europäischen Hotelbesitzern überliefert ist, darum nicht viel besser situirt, und den meisten mag zu Muthe sein, als ob sie nur aus der Scylla in die Charybdis gerathen seien.

Diese Gewinnsucht, welche, wo immer es nur möglich ist, durch Ueberforderung und Erpressung oder durch Ueberlistung und Betrügerei Geld zu machen trachtet, beschränkt sich keineswegs auf die niedrigsten Stände, auf Barkenführer, Kutscher und Eseljungen, oder auf den armen Fellachen, sondern zieht sich durch alle Stände und alle Schichten der arabischen Gesellschaft hindurch, nur mit dem Unterschiede, dass die einen das Geschäft im kleinen, andere aber im grossen treiben. Bekanntlich ist das Wort „Bakschisch“ (Geschenk, Trinkgeld) eins der ersten, die der Fremde kennen lernt, wenn er in den Orient kommt. Aber es wäre ein grosser Irrthum, wenn er den Gebrauch desselben nur bei den Bettlern oder nur in den Kreisen heimisch glaubte, in denen bei uns zu Lande von Trinkgeldern die Rede ist. Im Gegentheil, das Bakschisch ist überall, bis in die höchsten Kreise in Gebrauch, wird allenthalben entweder stillschweigend oder auch ausgesprochenermassen verlangt und muss allenthalben gegeben werden, wenn man zu seinem Ziele kommen will. Es wurde schon vorhin erwähnt, dass die Beamtenkreise davon nicht ausgenommen sind. Die gewinnsüchtige Bestechlichkeit derselben übersteigt vielmehr alles Mass, und man braucht nur kurze Zeit im Lande gewesen zu sein, um zu erkennen, dass

hierin einer der hauptsächlichsten Gründe für die staatliche Misère liegt, unter welcher der ganze Orient seufzt. In allen Branchen, in der Verwaltung, in der Polizei, in der Rechtspflege, selbst in der hohen Politik, ist Geld der unfehlbare Schlüssel, der alle Thüren öffnet, der allmächtige Hebel, der alle Hindernisse aus dem Wege räumt, und ohne Geld wird in den meisten Fällen wenig oder nichts erreicht. Es gibt Beamte, die eine Ausnahme bilden, aber, ohne Uebertreibung oder Ungerechtigkeit kann es gesagt werden, sie sind überaus selten und vereinzelt. — Allerdings gereicht diesen Leuten der Umstand zu einer gewissen Entschuldigung, dass die Regierung ihnen manchmal, wenn sie sich etwa in Geldverlegenheit befindet, in willkürlichster Weise höchst beträchtliche Abzüge an ihrem Gehalte macht, ja sie oft Viertel- und halbe Jahre lang ganz ohne Zahlung lässt, sodass sie förmlich gezwungen sind, sich auf andere Weise schadlos zu halten.

Wie das Trachten nach dem Gelde, so ist auch das Haften an dem Gelde dem Aegypter charakteristisch. Vielen der Vermögenden fällt es nicht ein, mit ihrem Gelde sich den Comfort und die Annehmlichkeiten eines reichern Lebens zu verschaffen; aber so und so viele Hunderte und Tausende von Pfunden zu besitzen, das ist ihr Stolz und ihre Freude. Man kann nicht behaupten, dass dies purer Geiz wäre; es ist vielmehr auf der einen Seite Anspruchs- und Bedürfnisslosigkeit, auf der andern die Freude am Besitz. In jedem Falle trennt sich der Araber schwer vom baaren Gelde. Wenn der Fellach aus seiner Baumwolle oder seinen sonstigen Feldproducten einige Thaler oder Pfunde gelöst hat, so vergräbt er sie lieber, als dass er damit sein entbehrungsvolles Los erleichterte. Bei ihm kommt freilich zu der angeborenen Zähigkeit in Geldangelegenheiten noch hinzu, dass er

sich auf diesem Gebiet in einem immerwährenden Kriegszustande mit seinen habsüchtigen Schechs und mit der steuerfordernden Regierung befindet. Diese beiden feindlichen Mächte sind ihm unablässig auf den Fersen und können natürlich nur durch passiven Widerstand bekämpft werden. Der Fellach treibt es aber darin so weit, dass er oft nicht eher etwas herausgibt, als bis Stock und Kurbatsch an ihm ihr leider nur zu gewohntes Werk verrichtet haben. Schon die alten griechischen Schriftsteller (Diodor und Ammianus Marcellinus) erzählen, dass die ägyptischen Bauern es sich zur Ehre anrechneten, zahlreiche Narben aufweisen zu können, welche ihren Widerstand gegen die Steuerzahlung bezeugten. Und heutzutage soll es Dörfer geben, wo derjenige als feig und ehrlos betrachtet würde, der seine Steuern vollständig bezahlte, ohne vorher eine Bastonnade ausgehalten zu haben.

Was die zuletzt angeführten Charakterzüge anlangt, die Lügenhaftigkeit, die Unredlichkeit, die Neigung zu betrügerischen Schlichen, die Gewinnsucht und das Kleben am Erworbenen, so liegt es wol hier besonders nahe, darauf hinzuweisen, dass gerade diese Eigenschaften und ihre starke Herausbildung die fast nothwendige Folge der Schicksale sind, welche das ägyptische Volk im Grunde von jeher und zu allen Zeiten erfahren hat und deren es leider auch jetzt noch, unter den Vicekönigen der Dynastie Mohammed-Ali's, sich immerfort erwehren muss. Natürlich, man kann und soll dergleichen Untugenden oder Laster nicht beschönigen; aber man fragt sich doch unwillkürlich, was hat der Schwache gegenüber der rücksichtslos brutalen Gewalt oder der offenbaren Rechtsverweigerung für eine andere Waffe als Lüge und Verstecktheit, Schliche und Betrug? Wie will er im Stande sein, die unersättlichen Forderungen seiner kleinen und

hierin einer der hauptsächlichsten Gründe für die staatliche Misère liegt, unter welcher der ganze Orient seufzt. In allen Branchen, in der Verwaltung, in der Polizei, in der Rechtspflege, selbst in der hohen Politik, ist Geld der unfehlbare Schlüssel, der alle Thüren öffnet, der allmächtige Hebel, der alle Hindernisse aus dem Wege räumt, und ohne Geld wird in den meisten Fällen wenig oder nichts erreicht. Es gibt Beamte, die eine Ausnahme bilden, aber, ohne Uebertreibung oder Ungerechtigkeit kann es gesagt werden, sie sind überaus selten und vereinzelt. — Allerdings gereicht diesen Leuten der Umstand zu einer gewissen Entschuldigung, dass die Regierung ihnen manchmal, wenn sie sich etwa in Geldverlegenheit befindet, in willkürlichster Weise höchst beträchtliche Abzüge an ihrem Gehalte macht, ja sie oft Viertel- und halbe Jahre lang ganz ohne Zahlung lässt, sodass sie förmlich gezwungen sind, sich auf andere Weise schadlos zu halten.

Wie das Trachten nach dem Gelde, so ist auch das Haften an dem Gelde dem Aegypter charakteristisch. Vielen der Vermögenden fällt es nicht ein, mit ihrem Gelde sich den Comfort und die Annehmlichkeiten eines reichern Lebens zu verschaffen; aber so und so viele Hunderte und Tausende von Pfunden zu besitzen, das ist ihr Stolz und ihre Freude. Man kann nicht behaupten, dass dies purer Geiz wäre; es ist vielmehr auf der einen Seite Anspruchs- und Bedürfnisslosigkeit, auf der andern die Freude am Besitz. In jedem Falle trennt sich der Araber schwer vom baaren Gelde. Wenn der Fellach aus seiner Baumwolle oder seinen sonstigen Feldproducten einige Thaler oder Pfunde gelöst hat, so vergräbt er sie lieber, als dass er damit sein entbehrungsvolles Los erleichterte. Bei ihm kommt freilich zu der angeborenen Zähigkeit in Geldangelegenheiten noch hinzu, dass er

sich auf diesem Gebiet in einem immerwährenden Kriegszustande mit seinen habsüchtigen Schechs und mit der steuerfordernden Regierung befindet. Diese beiden feindlichen Mächte sind ihm unablässig auf den Fersen und können natürlich nur durch passiven Widerstand bekämpft werden. Der Fellach treibt es aber darin so weit, dass er oft nicht eher etwas herausgibt, als bis Stock und Kurbatsch an ihm ihr leider nur zu gewohntes Werk verrichtet haben. Schon die alten griechischen Schriftsteller (Diodor und Ammianus Marcellinus) erzählen, dass die ägyptischen Bauern es sich zur Ehre anrechneten, zahlreiche Narben aufweisen zu können, welche ihren Widerstand gegen die Steuerzahlung bezeugten. Und heutzutage soll es Dörfer geben, wo derjenige als feig und ehrlos betrachtet würde, der seine Steuern vollständig bezahlte, ohne vorher eine Bastonnade ausgehalten zu haben.

Was die zuletzt angeführten Charakterzüge anlangt, die Lügenhaftigkeit, die Unredlichkeit, die Neigung zu betrügerischen Schlichen, die Gewinnsucht und das Kleben am Erworbenen, so liegt es wol hier besonders nahe, darauf hinzuweisen, dass gerade diese Eigenschaften und ihre starke Herausbildung die fast nothwendige Folge der Schicksale sind, welche das ägyptische Volk im Grunde von jeher und zu allen Zeiten erfahren hat und deren es leider auch jetzt noch, unter den Vicekönigen der Dynastie Mohammed-Ali's, sich immerfort erwehren muss. Natürlich, man kann und soll dergleichen Untugenden oder Laster nicht beschönigen; aber man fragt sich doch unwillkürlich, was hat der Schwache gegenüber der rücksichtslos brutalen Gewalt oder der offenbaren Rechtsverweigerung für eine andere Waffe als Lüge und Verstecktheit, Schliche und Betrug? Wie will er im Stande sein, die unersättlichen Forderungen seiner kleinen und

grossen Dränger zu befriedigen, wenn er nicht selber mit wahrem Heisshunger dem Gelde nachjagt? Und wie darf er hoffen, der allervollständigsten Entblössung von Geldmitteln zu entgehen, wenn er nicht mit hartnäckigster Zähigkeit das Erworbene festzuhalten trachtet? Es mag immerhin zugegeben werden, dass es bis zu einem gewissen Grade ein natürlicher, dem Wesen eingepflanzter Hang des Aegypters (und des Orientalen überhaupt) ist, durch Verstellung und Verstecken seinen Zweck zu erstreben. Aber es ist daneben auch keine Frage, dass dieser natürliche Hang nur durch den Drang der Umstände und die Noth der Zeiten bis zu dieser Höhe ausgebildet und grossgezogen ist. Die Leute haben es eben aus bittern Erfahrungen und durch lange Generationen hin lernen müssen, durch Ränke und Künste zu erreichen, was auf dem rechten und geraden Wege trotz aller Berechtigung nicht zu erreichen ist; haben lernen müssen, wie man sich im geheimen entschädigt für Aussaugung und Plünderung, wie man vor dem Steuereintreiber seinen Besitz verbirgt, wie man der willkürlichen und gewaltsamen Heranziehung zu Zwangsarbeiten oder zum Kriegsdienste entgeht, wie man in einer Streitsache, auch wenn sie an sich gerecht genug ist, den Richter auf seine Seite zu bringen hat. Und sie haben es nicht allein auf dem Wege der Nothwehr gelernt, sondern auch durch das Beispiel, das ihnen von oben herab gegeben wurde und immerfort gegeben wird. Denn es gehört zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten orientalischer Zustände, dass es in dem Verhalten der Behörden und Regierungen zum Lande, ja in den gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Länder und Staaten zueinander, um nichts anders und besser bestellt ist; auch da sind Ränke und Künste, Unwahrhaftigkeit und Versteckenspielen, Schleichwege und Intriguen, und vor allen Dingen Bestechung

und wieder Bestechung die Mittel, zu denen am allerersten und wie wenn sich das von selbst verstände, gegriffen wird. Bei einer gerechten und allseitigen Würdigung der Umstände wird man daher dem ägyptischen Volke, und zumal dem gemeinen Manne, nicht einen so schweren sittlichen Vorwurf aus jenen beklagenswerthen Eigenschaften machen, wie sie es sonst und an sich selber verdienten.

Mehr Befriedigung und theilnehmende Zustimmung als bisher wird uns das Wesen des Aegypters abgewinnen, wenn wir ihn nach seiten des Gemüths oder wenigstens der gemüthlichen Beanlagung ins Auge fassen.

Niemand wird ihm eine grosse natürliche Gutmüthigkeit, Willigkeit, Lenkbarkeit und bis zu einem gewissen Grade kindliche Harmlosigkeit absprechen können. Um sie zu erkennen, ist freilich nöthig, dass man mit ihm nicht nur in seiner Sprache zu reden, sondern auch in seiner Anschauungsweise zu verkehren und überhaupt ihn nach seiner eigenen Art zu behandeln weiss. Das können oder mögen die meisten der im Lande lebenden Europäer nicht, und daher beurtheilen sie den Charakter des Arabers nach dieser Seite hin durchgehends mit Härte und Ungerechtigkeit. Ich habe es oft beobachtet, wie sehr der Araber einer freundlichen Behandlung zugänglich ist, wie leicht er in gutmüthigen Humor eingeht, wie bald er, selbst wenn er in Hitze oder leidenschaftlicher Erregung ist, durch ruhiges, verständiges Zureden besänftigt wird. Hat man mit ihm als mit einem Untergebenen zu thun, so muss man ihn zwar straff im Zügel halten, um seiner natürlichen Schlaffheit und Lässigkeit entgegenzuwirken, dann aber ist er, wenigstens was Willigkeit, Folgsamkeit und Dienstfertigkeit angeht, in den meisten Fällen einem Europäer vorzuziehen.

Häufig nimmt man bei den Arabern Züge eines guten Herzens wahr, namentlich in ihrem Verkehr untereinander. Auf die bekannte Gastfreundlichkeit und die Geneigtheit zum Mittheilen von Speise und Trank will ich dabei nicht einmal hinweisen, da dieselbe zum Theil auf einem oft wiederholten Gebote des Korân, zum Theil auch auf der stillen Voraussetzung völligster Gegenseitigkeit beruht. Aber vielfach zeigt sich unter den Leuten ein sehr brüderlicher Sinn, vermöge dessen sie sich gegenseitig aushelfen und unterstützen, ja mit Aufopferung für einander einstehen. Wenn man dem Araber Mangel an Dankbarkeit vorgeworfen hat, wie es von mehrern Schriftstellern geschehen ist, so mag das für manche Fälle seine Wahrheit haben, im ganzen aber glaube ich es für einen Irrthum halten zu dürfen. Mir sind verschiedene Fälle bekannt, wo Araber, nicht etwa auf Grund blos materieller Wohlthaten (die bei ihnen immer am meisten ins Gewicht fallen), sondern auf Grund allgemeiner Güte, Milde und Freundlichkeit, die sie erfahren hatten, sich von einer Dankbarkeit und Anhänglichkeit erfüllt zeigten, die fast etwas Rührendes hatte. Was aber Undankbarkeit scheint, ist oft nur die unwillkürliche Aeusserung der Idee, welche dem Orientalen innewohnt, dass gewisse Wohlthaten die unerlassliche Pflicht eines jeden seien, dass ihre Unterlassung zur Unehre gereiche, ihre Ausübung also keinen Dank beanspruchen könne. Von dieser Idee aus kommt er dann wol leicht dazu, manche Wohlthaten überhaupt nicht mehr als solche anzusehen.

Mit der Gutmüthigkeit, dem guten Herzen und der brüderlichen Gesinnung steht es scheinbar in Widerspruch, dass der Araber eine grosse Neigung zum lauten Schreien, Schimpfen, Zanken, ja zum leidenschaftlichen Raufen hat. Dem Unkundigen namentlich erscheinen

die Scenen, die sich auf diese Art zuweilen entwickeln, leicht entsetzlich, ja lebensgefährlich. In Wirklichkeit aber ist die Sache meistens ziemlich harmlos und lässt sich sehr oft auf blosse Gewohnheit, auf Ueberfluss an Lungenkraft oder auf Muthwillen zurückführen. Das Schreien namentlich ist bei den Leuten so sehr Gewohnheit, dass sie oft bei der geringfügigsten Veranlassung einander anschreien, als ob sie sich gegenseitig mit ihrer Stimme zu Boden schlagen wollten, während sie doch in Wirklichkeit sich kaum miteinander erzürnt haben. Von drastischer, zuweilen auch höchst komischer Wirkung sind dergleichen Scenen zwischen Weibern, welche in keifendem, zänkischem Geschrei, begleitet von den sprechendsten Gesten, gewiss das Höchste leisten, was sich denken lässt. — Das Schimpfen ferner ist freilich eine sehr abscheuliche Untugend, und so allgemein, dass die arabische Sprache kaum an irgendetwas so reich ist als an Schimpfwörtern und Flüchen, die noch dabei vielfach einen Charakter haben, dass unsereiner sich entsetzen würde, sie auszusprechen. Gleichwol ist auch dies Schimpfen so sehr eine Sache der blossen Gewohnheit, und wird oft so gedankenlos geübt, dass selbst ein Vater zu seinem Sohne sagen kann (und man hört das oft genug): Ibn-el-kelb, ibn-el-chansîr (du Sohn des Hundes, du Sohn des Schweines), oder gar: Inal-abûk (verflucht sei dein Vater). Diese Ausdrücke gehören überhaupt zu den allergewöhnlichsten, die den Leuten bei der geringsten Veranlassung aus dem Munde fallen; von andern werden sie an Kraft und Gewicht noch übertroffen; aber selbst die stärksten werden von einem arabischen Gemüthe meistens ohne tiefere Erregung hingenommen, da die Gewohnheit das Zartgefühl und die Empfindlichkeit in diesem Punkte beträchtlich abgeschwächt hat. — Auch mit dem Raufen endlich hat es

aber als der schlimme Einfluss roher Europäer mag daran etwas anderes schuld sein: einmal die Denkfaulheit des Arabers, die ihn abhält, sich klar zu machen, in welchem Grade das Thier unter seiner Behandlung leidet; weil der Schmerz des Thieres sich ihm nicht unmittelbar vor Auge und Ohr stellt, so ist er auch für seine Gedanken und seine Empfindung kaum vorhanden; sodann aber gewiss auch die Religion des Korân, die von jener echten Humanität, welche sogar für die Thiere ein Herz hat, nichts weiss, und in welcher man ein Wort wie das der Heiligen Schrift: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes“, vergeblich suchen würde.

Neben der Gutmüthigkeit und Gutwilligkeit des Arabers ist noch als eine weitere sehr schätzenswerthe Eigenschaft an ihm seine grosse Genügsamkeit hervorzuheben. Man pflegt es an dem Bewohner des südlichen Italien zu rühmen, dass er mit sehr wenigen und sehr geringen Nahrungsmitteln, einigen Maccaroni, einem Stück Melone u. dgl. auszukommen wisse und dabei zufrieden und vergnügt sei. Ob das für ihn ein Ruhm ist, muss zweifelhaft erscheinen, da er wol nur darum sich mit so wenigem genügen lässt, weil er nicht mehr hat und weil er zu träge ist, sich durch Arbeit und thätiges Leben mehr zu verschaffen. Bei dem Araber tritt dieselbe Eigenschaft in weit liebenswürdigerer Gestalt auf: sie ist nicht Folge des Mangels, auch nicht Folge der Trägheit, sie ist Mässigkeit und Bedürfnisslosigkeit, und darum wirkliche Genügsamkeit. Selbst wenn der Araber vollkommen in der Lage ist, sich reichlicher und besser zu nähren, nimmt er doch meistens mit überaus einfachen und geringfügigen Dingen vorlieb, und dabei ist es geradezu merkwürdig, wie er selbst bei schwerer Arbeit und anhaltenden Strapazen damit vollkommen ausreicht. Ebenso einfach sind seine Ansprüche an Wohnung und

Kleidung. Die Hütten der Aermern sind schon kurz erwähnt; aber auch in den Häusern der Wohlhabendern gibt es kaum etwas anderes als eine Matte auf dem Fussboden und einen rings an den Wänden umlaufenden Divan, höchstens etwas Buntes und Glänzendes, als Teppiche, Spiegel und Glassachen; von Möblement in unserm Sinne oder gar von Comfort ist keine Rede. Mag das auch zum Theil seinen Grund darin haben, dass diese Leute eine verfeinerte Lebensart und ihren Zubehör noch nicht kennen, so doch ohne Zweifel zum Theil auch darin, dass sie eben mit sehr wenigem auszukommen wissen und nichts anderes bedürfen. Abgesehen ist hier freilich von den Palästen der Grossen und überhaupt von alledem, was jenseit der Linie liegt, wo Luxus und Ueppigkeit sich zu entfalten beginnen.

Indess nicht allein in Bezug auf Essen und Trinken, auf Wohnung und Kleidung, auch in Bezug auf manche andere Dinge, die zu den Nothwendigkeiten oder Annehmlichkeiten des Lebens gehören, ist der Araber ungemein leicht zufriedengestellt. Ausserordentlich wenig z. B. genügt, um ihn fröhlich und heiter zu machen, oder um ihn zu belustigen und zu amusiren. Es kommt ihm dabei theils seine Neigung zu ruhiger Beschaulichkeit oder in sich zufriedener Träumerei, theils seine Anlage zu harmloser Lustigkeit zu Hülfe. Am Tage in einer Ruhestunde, besonders aber des Abends nach Schluss des Tagewerks sich gruppenweise zusammensetzen, schwatzen, einen Kaffee nehmen, einen Tschibuk oder eine Cigarette rauchen, das erfüllt ihn mit vollstem Behagen. Erhöht wird dieser Genuss, wenn der Ort desselben das Kaffeehaus ist, und wenn dann dort sogar vielleicht ein Märchenerzähler oder Vorleser oder Schwänkemacher sich einstellt; ein solcher fesselt leicht und ohne viel Aufwand von Geist oder Erfindungsgabe die ganze

Gesellschaft bis tief in die Nacht hinein. Man muss oft erstaunen, mit wie wenig Mitteln die Leute zu belustigen sind. Wo es einen Aufzug irgendwelcher Art gibt, wo etwas bunter Flitterstaat oder Lichter und Fackeln glänzen, wo Musik oder auch nur das musikähnliche Getöse der Trommeln oder Darabuken ertönt, was alles sie mit dem aus den europäischen Sprachen entlehnten Worte „Fantasia" bezeichnen, da sind sie gleich dabei und können sich vergnügen und amusiren, ohne dass unsereiner begriffe, was denn da anziehend oder belustigend gefunden werden könnte. Der natürliche Humor, der dem Araber in hohem Masse eigen ist, kommt dabei allenthalben zum Vorschein, wenn freilich auch der Europäer bei dergleichen Scenen leicht den Eindruck eines etwas kindischen Wesens erhält. Der Mangel an jeglicher Erziehung hat eben das Volk in mancher Hinsicht auf die Stufe eines Naturvolkes, das noch in den Kinderschuhen steckt, zurückgeworfen.

Der Genügsamkeit entspricht bei dem noch nicht durch die Fremden verwöhnten und verdorbenen Araber eine wohlthuende Bescheidenheit. Ich meine nicht jene Unterwürfigkeit, welche, dem Orientalen überhaupt und dem Aegypter noch insbesondere eigen, gegenüber dem Höherstehenden oder Reichern nicht wagt zu fordern oder ungeberdig zu sein; sondern die wirkliche Bescheidenheit, welche aus Anspruchslosigkeit und Zufriedenheit hervorgeht. Diese Tugend wird einem freilich selten in den von Europäern viel berührten Gegenden, am wenigsten in Alexandrien und Kairo begegnen. Sonst aber kann man in dieser Hinsicht Erfahrungen machen, durch welche man sich aufs angenehmste überrascht findet, und das selbst dann, wenn es sich um baares Geld handelt. Im Fayum, jener Oase Mittelägyptens, welche von dem gewöhnlichen Wege der Reisenden abseits

liegt und sehr selten von Europäern besucht wird (übrigens aber schon aus dem Alterthum her, durch den dort befindlichen Mörissee, das Labyrinth und die sogenannte Mörispyramide, berühmt ist), habe ich es in verschiedenen Fällen erlebt, dass man Leuten, die stundenlang als Führer, stellenweise auch als Träger uns begleiteten, nur versuchshalber und mit der Absicht, weiteres zuzulegen, einige wenige Piaster als Belohnung gab und dass dieselben damit nicht nur völlig zufriedengestellt waren, sondern uns auch noch ihre Dankbarkeit durch Handküsse und wortreiche Segenswünsche bezeugten. Die Leute sind zu wenig gewohnt und haben für sich selbst zu wenig Bedürfnisse, als dass sie grosse Ansprüche machen sollten, und wären nicht die unablässigen Steuerforderungen, so würde ihre Mässigkeit und Genügsamkeit sich in noch weit höherm Masse auch als Bescheidenheit documentiren.

Ueberblickt man die ganze hier in der Kürze gegebene Schilderung von dem Wesen des Aegypters oder ägyptischen Arabers, so wird man allerdings finden, wie das ja auch zu Anfang bereits ausgesprochen wurde, dass die nachtheiligen und tadelnswerthen Eigenschaften die guten und löblichen überwiegen. Aber man wird auch den Eindruck bekommen, dass dies, wie gleichfalls schon erwähnt, hauptsächlich als das Resultat der lange dauernden gänzlichen Vernachlässigung, ja der geistigen und physischen Herabwürdigung des Volkes betrachtet werden muss. Was an schätzbaren Eigenschaften von Natur in ihm liegt, lässt sich aus dem schliessen, was noch jetzt, trotz dieser Vernachlässigung und Herabwürdigung, in ihm vorhanden ist. Und die Frage, was aus diesem Volke gemacht werden könnte, darf

gewiss mit Zuversicht dahin beantwortet werden, dass es, was Begabung und Entwickelungsfähigkeit angeht, durchaus in der Lage ist, nach und nach mit vielen Völkern des gebildeten Europas auf die gleiche Stufe der Civilisation zu treten. Die Anlagen, die es in Charakter und Gemüthsart besitzt, in Verbindung mit den intellectuellen Gaben einer schnellen und leichten Fassungskraft, eines regen Witzes, eines guten Gedächtnisses, einer Neigung zum Reflectiren, — bürgen dafür, dass ernstlich unternommene, richtig geleitete und durch einige Generationen fortgesetzte Bemühungen sichere, ja sogar überraschende Erfolge in Bezug auf Hebung, Ausbildung und Civilisirung des Volkes haben würden.

Freilich müsste die Civilisirung nicht auf dem Wege weiter schreiten, auf dem sie sich gegenwärtig befindet, und welcher ihr, entschieden zu ihrem Verderben, durch die gegenwärtige Lage der Dinge in Aegypten vorgezeichnet wird. Die Araber Aegyptens haben bereits Fortschritte gemacht, aber dieselben sind leider, namentlich unter den höhern Klassen, d. h. unter den hohen Beamten, den Reichen und denen, die es ihnen gleichzuthun wünschen, vielfach der Art, dass sie fast nur bedauert werden können. Man hat sich grösstentheils nur den äussern Schein, oder gar nur die schlimmen Elemente der europäischen Civilisation angeeignet. Man trägt europäische Kleidung, lernt etwas von europäischen Sprachen, fährt in glänzenden Equipagen, besucht und veranstaltet kostspielige Festlichkeiten auf europäischem Fusse, ergibt sich dem Champagner, spielt Hazardspiele um enorme Summen, besucht und beklatscht Theatervorstellungen der zweideutigsten Natur [1] u. s. w., — hat

[1] Der Vicekönig unterhält mit wahrhaft unsinnigem Aufwande zu Kairo eine französische Oper nebst Ballet und ein französisches

aber dabei so wenig von wahrer Civilisation, von irgend tiefer gehender Bildung sich angeeignet, dass das Ganze nur als die mit dem Firniss der Hypercultur übertünchte Barbarei erscheint. Das alles ist zum Theil die indirecte Wirkung des in das Land eingedrungenen europäischen Wesens, zum guten Theil aber auch leider der directe Einfluss des Treibens am viceköniglichen Hofe, welcher dadurch an den Tag legt, wie wenig er die civilisatorische Mission, die er ausüben könnte und sollte, in Wirklichkeit ausübt, ja auch nur begriffen hat. Wer in Aegypten während der letzten Jahre gelebt und mit offenen Augen gelebt hat, wird bezeugen, dass damit kein zu strenges Urtheil gesprochen ist, und dass die soeben bezeichneten Verkehrtheiten fast sämmtlich nur die genauen Nachahmungen dessen sind, was Ismaïl-Pascha und seine nächste Umgebung ihrerseits als europäische Civilisation betrachten und ausüben.[1]

Vaudevilletheater, deren pikanteste Stücke, damit sie nur ja auch den Kreisen der nicht französisch verstehenden Vornehmen und den Damen der höhern Harems verständlich seien, sogar ins Arabische übersetzt und in der Staatsdruckerei zu Bulak gedruckt wurden.

[1] Näheres über diesen letztern Gegenstand in Bd. 2, Abschnitt I, Kapitel 1.

4.

Beduinen, versprengte Theile asiatischer und afrikanischer Völkerschaften; Levantiner.

Neben den Resten des antik-ägyptischen Stammes, welche wir in den Kopten erblicken, und der arabischen Mischbevölkerung, welche die eigentliche Masse des gegenwärtigen Volkes bildet, gehören zu der Gesammtheit der Bevölkerung noch einzelne Bestandtheile anderer, theilweise ganz fremder Völkerschaften, welche, seit langer Zeit im Lande wohnhaft, geradezu demselben zuzurechnen sind, auch theils ihrer Zahl, theils ihrer Bedeutung wegen eine besondere Erwähnung verdienen. Wiewol sie eigentlich in sehr verschiedene Kategorien gehören, fassen wir sie doch hier alle zusammen, um in der Kürze sie selbst und ihre Stellung zum Ganzen zu charakterisiren.

Die Beduinen, diese nomadischen Wüstenbewohner, sind ein weit zahlreicherer und wichtigerer Bestandtheil der Bevölkerung Aegyptens, als gewöhnlich angenommen wird. Weil die im Lande lebenden Europäer wenig oder gar nicht mit ihnen in Berührung kommen, so haben sie meist nur eine sehr unvollkommene Kenntniss von ihrer Existenz, ja pflegen sie oft gar nicht in Anschlag zu bringen. Wenn man aber bedenkt, dass das Nilthal auf beiden Seiten von einem breiten Streifen Wüste begrenzt

wird, oder vielmehr fast umgekehrt, dass im Grunde ganz Aegypten Wüste ist und das Nilthal nur wie ein verschwindend schmaler Streifen sich zwischen ungeheuern Wüstengebieten hinzieht [1], dass ferner diese sämmtlichen Wüsten und ihre Oasen mehr oder weniger dicht von Beduinen bewohnt sind, so kann man schon schliessen, dass sie in nicht unbeträchtlicher Anzahl vorhanden sein müssen. In der That gibt es ihrer nach den zuverlässigen Ermittelungen Wilkinson's, Heuglin's, von Kremer's und anderer gegen 50 verschiedene Stämme, etwa 26 in der östlichen oder Aegyptisch-arabischen Wüste (bis zum Rothen Meere), und etwa 24 in der westlichen oder Libyschen Wüste. Sie können eine waffenfähige Mannschaft von etwa 40000 Köpfen stellen, und ihre Gesammtzahl wird auf 400000 angegeben. Mag diese letztere Angabe auch etwas zu hoch gegriffen sein, so werden sie doch jedenfalls eine Viertelmillion ausmachen. Diese Stämme betrachten jene ganzen weiten Gebiete als ihre Domäne; und wenn auch manche, diejenigen nämlich, welche die Oasen bewohnen, sich zu einem mehr sesshaften Leben und zum Ackerbau herbeigelassen haben, so schweifen doch die übrigen von einer Stelle dieser Wüsten zur andern, je nachdem sie ein wenig Wasser und die dürftigen Weideplätze finden, die sie für ihre Heerden nöthig haben.

Doch nicht allein ihrer beträchtlichen Zahl wegen verdienen die Beduinen hier an erster Stelle genannt

---

[1] Die Gesammtheit des cultivirbaren Landes in Aegypten, d. h. im eigentlichen Aegypten, also bis Assuan aufwärts gerechnet, wird auf nur 630 Quadratmeilen geschätzt, wovon noch etwa $^3/_7$ brach liegen sollen, — während der Flächeninhalt des ganzen Landes gegen 5500—6000 Quadratmeilen beträgt, sodass also ungefähr neun Zehntel Wüste und nur ein Zehntel für den Ackerbau geeignetes Land sind.

zu werden, sondern auch wegen ihrer Stammesverwandtschaft mit dem Kern des ägyptischen Volkes. Sie haben zu demselben in dieser Hinsicht ein ganz ähnliches Verhältniss wie die Kopten, nur dass die Kopten auf der einen, die Beduinen auf der entgegengesetzten Seite stehen. Sind die Kopten die ziemlich unvermischten Abkömmlinge der antiken Aegypter, so sind die Beduinen die völlig unvermischten Abkömmlinge der eingewanderten Araber, sodass die Masse des Volks, die aus beiden Elementen gemischt ist, zwischen beiden in der Mitte steht.

Das reine arabische Blut in ihnen ist unverkennbar. Welch ein Unterschied zwischen der schönen, edeln Gesichtsbildung, der hohen Stirn, dem blitzenden Auge, dem kühnen Ausdruck, dem hohen schlanken Wuchs, der selbstbewussten stolzen Haltung des Beduinen, und der breitern Physiognomie, der robustern Gestalt, dem oft stumpfen oder doch vorwiegend gutmüthig-zahmen Gesichtsausdruck, der gedrücktern Haltung des Fellachen und selbst der meisten Stadtbewohner Aegyptens! Der Beduine macht fast immer einen überaus malerischen Eindruck; selbst die etwas heruntergekommenen Leute aus den kleinen und armen Trupps, welche in der Nähe von Alexandrien zelten und die Milch ihrer Ziegenheerden in der Stadt verkaufen (welche übrigens noch dazu halbe Zigeuner sind), haben etwas Malerisch-Romantisches an sich. Wenn Beduinen, das grosse, grobe, wollene Gewand in natürlich geschmackvollem Wurf um den Körper geschlungen, den Kopf in die nach hinten herabhängende Keffieh gehüllt, die lange alte Feuersteinflinte über dem Rücken, dahergehen oder gar reiten, so erkennt man sofort, dass dies ein anderer Menschenschlag ist als der, der das übrige Land bewohnt und sonst gewöhnlich arabisch genannt wird.

Der edle Typus, die kraftvolle Natur, der unabhängige Sinn, der unbezähmbare Freiheitsdrang, überhaupt alle die Eigenschaften, welche dem Beduinen charakteristisch sind, Tugenden wie Untugenden, zeigen sich aber erst in ihrer vollen Ausprägung da, wo er eigentlich heimisch, wo er eigentlich in seinem Element ist, in der Wüste.

Die Wüste selbst trägt dazu bei, diese Eigenschaften zu entwickeln oder zu erhalten. Da schliesst der Stamm sich in sich selber ab, Blut und Rasse mengen sich nicht mit fremden Elementen. Da bleibt er unberührt von den verweichlichenden, entnervenden und zugleich entsittlichenden Einflüssen, welche die üppigere Lebensweise des cultivirten Landes und seiner Bewohner ausübt. Da schweift er umher nach Neigung und Belieben, fühlt sich frei von jedem Zwange und von jeder fremden Herrschaft, und lernt nichts so sehr hassen als eben Zwang und Herrschaft. Da ist er allein in einer Natur, der man Erhabenheit und Grossartigkeit gewiss nicht absprechen kann.

Wer die Wüste nicht gesehen oder sich doch nie tiefer in ihre Betrachtung versenkt und ihrem Eindruck hingegeben hat, der wird es freilich kaum begreifen, dass es Menschen geben sollte, die mit wahrem Heimatsgefühl, ja mit einer Art von Leidenschaft an der Wüste hängen könnten. Der binnenländische Europäer hat meist ganz falsche, wenigstens ganz einseitige Vorstellungen von ihr. Für ihn verbindet sich mit der Idee der Wüste fast nur der Gedanke an eine weite, unabsehbare Oede, an glühende Hitze, an alles überdeckende Sandstürme, an Verschmachten vor Durst und Hunger und Ermattung, an Gerippe von Menschen und Thieren, die in Luft und Sonne bleichen. Es ist wahr, alle diese Dinge gehören mit zu dem vollständigen Bilde der Wüste: alles ist

leer und kahl [1], man sieht nicht Weg noch Steg, die Sonne sendet um Mittag ihre Strahlen wie glühende Pfeile herab und dem Verschmachten ist man allerdings ausgesetzt, wenn man nicht selber mit Speise und Trank versehen ist. Und auch das ist wahr, dass, wenn man irgend in Noth oder Gefahr gerathen ist, wenn man den Weg verloren, wenn der Proviant ausgegangen ist, wenn man von einer Krankheit befallen worden, dass man dann nicht entfernt in der Stimmung ist, die Erhabenheit und Grösse der Wüste zu bewundern oder auch nur zu empfinden. Da sucht der irrende Blick vergeblich umher nach Hülfe, da erhält der ängstliche Ruf von nirgendher eine Antwort; überall nur die stumme, starre, ewig gleiche Wüste.

Und doch hat die Wüste, an sich selbst betrachtet, eine eigenthümliche, freilich mit Worten schwer zu beschreibende Grösse und Herrlichkeit. Wer in der Lage ist, sich dem Eindrucke, unter den man unwillkürlich gestellt wird, ganz hinzugeben und dazu nicht ohne Empfänglichkeit für Natureindrücke überhaupt ist, der wird gewiss ein mächtiges und überwältigendes Gefühl davon empfangen. Die ausserordentliche Reinheit und Klarheit der Luft, die den Blick nirgends aufhält und bei deren Einathmung, da sie zugleich trotz aller Hitze von einer eigenthümlichen Frische ist, wie von selbst die Brust

---

[1] Wiewol doch nicht vollkommen vegetationslos; denn auch dies gehört zu den irrigen Vorstellungen, die man von der Wüste zu haben pflegt. In den Gegenden, wo Regen fällt, bedeckt sich der Boden oft schnell und zuweilen für längere Perioden mit Gräsern, kleinem Blattwerk und allerlei Blumen. An manchen Stellen gibt es auch kleine ginsterartige Sträucher, die fast das ganze Jahr hindurch grün sind. Doch ist freilich das meiste, was wächst, hart, dornig, stachelig oder holzig, den Kamelen aber trotzdem immer sehr willkommen.

sich erweitert, ja das Herz sich aufthut; der warme, farbenreiche Ton in Licht und Beleuchtung, der, je einförmiger die Gegenstände sind, auf die er wirkt, desto schöner an sich selber ist; darüber der Himmel, der in ewig ungetrübtem, strahlendem Blau erglänzt; die wunderbare Ruhe und geheimnissvolle Stille, die nach allen Seiten gelagert ist; der Eindruck des Unermesslichen und Unendlichen, das ungeheuere Einerlei, das durch nichts bewegt, durch nichts belebt, durch nichts verändert wird und das eben darum sozusagen das Gepräge der Ewigkeit an sich trägt; in der Nacht der Sternenhimmel, der von einer Pracht und Klarheit ist, wie man ihn nirgends anderswo erblickt, und der überall Augen und Gedanken in unermessliche Fernen zieht und die Erhabenheit der göttlichen Allmacht zu überwältigendem Bewusstsein bringt: — es ist kaum zu sagen, wie wunderbar und ergreifend das alles wirkt und wie der Eindruck davon sich bleibend dem Gemüthe einprägt. Wer es aber einmal voll empfunden hat, der kann es auch vollständig begreifen, dass der Beduine, der in der Wüste seine Heimat hat, sich nirgends wohl fühlt als da, ebenso wie der echte Seemann sich nirgends recht wohl fühlt, als wenn er dahinfährt auf seinem Element, dem erdumwogenden Weltmeer.

Die Beduinen bilden in Aegypten wie in allen übrigen Ländern, wo sie leben, einen stets beweglichen, unruhigen, nie recht zu zähmenden und darum auch für die Regierung nie recht zu verwerthenden Theil der Bevölkerung. Untereinander zwar liegen die Stämme vielfach in Hader und blutigem Kampfe, aber der ägyptischen Regierung gegenüber machen sie gemeinsame Sache und vertheidigen nach Kräften ihre Unabhängigkeit. Wegen ihres kriegerischen Sinnes und ihrer Bravour im Kampfe, dazu auch wegen der beträchtlichen Zahl ihrer waffen-

leer und kahl [1], man sieht nicht Weg noch Steg, die Sonne sendet um Mittag ihre Strahlen wie glühende Pfeile herab und dem Verschmachten ist man allerdings ausgesetzt, wenn man nicht selber mit Speise und Trank versehen ist. Und auch das ist wahr, dass, wenn man irgend in Noth oder Gefahr gerathen ist, wenn man den Weg verloren, wenn der Proviant ausgegangen ist, wenn man von einer Krankheit befallen worden, dass man dann nicht entfernt in der Stimmung ist, die Erhabenheit und Grösse der Wüste zu bewundern oder auch nur zu empfinden. Da sucht der irrende Blick vergeblich umher nach Hülfe, da erhält der ängstliche Ruf von nirgendher eine Antwort; überall nur die stumme, starre, ewig gleiche Wüste.

Und doch hat die Wüste, an sich selbst betrachtet, eine eigenthümliche, freilich mit Worten schwer zu beschreibende Grösse und Herrlichkeit. Wer in der Lage ist, sich dem Eindrucke, unter den man unwillkürlich gestellt wird, ganz hinzugeben und dazu nicht ohne Empfänglichkeit für Natureindrücke überhaupt ist, der wird gewiss ein mächtiges und überwältigendes Gefühl davon empfangen. Die ausserordentliche Reinheit und Klarheit der Luft, die den Blick nirgends aufhält und bei deren Einathmung, da sie zugleich trotz aller Hitze von einer eigenthümlichen Frische ist, wie von selbst die Brust

---

[1] Wiewol doch nicht vollkommen vegetationslos; denn auch dies gehört zu den irrigen Vorstellungen, die man von der Wüste zu haben pflegt. In den Gegenden, wo Regen fällt, bedeckt sich der Boden oft schnell und zuweilen für längere Perioden mit Gräsern, kleinem Blattwerk und allerlei Blumen. An manchen Stellen gibt es auch kleine ginsterartige Sträucher, die fast das ganze Jahr hindurch grün sind. Doch ist freilich das meiste, was wächst, hart, dornig, stachelig oder holzig, den Kamelen aber trotzdem immer sehr willkommen.

sich erweitert, ja das Herz sich aufthut; der warme, farbenreiche Ton in Licht und Beleuchtung, der, je einförmiger die Gegenstände sind, auf die er wirkt, desto schöner an sich selber ist; darüber der Himmel, der in ewig ungetrübtem, strahlendem Blau erglänzt; die wunderbare Ruhe und geheimnissvolle Stille, die nach allen Seiten gelagert ist; der Eindruck des Unermesslichen und Unendlichen, das ungeheuere Einerlei, das durch nichts bewegt, durch nichts belebt, durch nichts verändert wird und das eben darum sozusagen das Gepräge der Ewigkeit an sich trägt; in der Nacht der Sternenhimmel, der von einer Pracht und Klarheit ist, wie man ihn nirgends anderswo erblickt, und der überall Augen und Gedanken in unermessliche Fernen zieht und die Erhabenheit der göttlichen Allmacht zu überwältigendem Bewusstsein bringt: — es ist kaum zu sagen, wie wunderbar und ergreifend das alles wirkt und wie der Eindruck davon sich bleibend dem Gemüthe einprägt. Wer es aber einmal voll empfunden hat, der kann es auch vollständig begreifen, dass der Beduine, der in der Wüste seine Heimat hat, sich nirgends wohl fühlt als da, ebenso wie der echte Seemann sich nirgends recht wohl fühlt, als wenn er dahinfährt auf seinem Element, dem erdumwogenden Weltmeer.

Die Beduinen bilden in Aegypten wie in allen übrigen Ländern, wo sie leben, einen stets beweglichen, unruhigen, nie recht zu zähmenden und darum auch für die Regierung nie recht zu verwerthenden Theil der Bevölkerung. Untereinander zwar liegen die Stämme vielfach in Hader und blutigem Kampfe, aber der ägyptischen Regierung gegenüber machen sie gemeinsame Sache und vertheidigen nach Kräften ihre Unabhängigkeit. Wegen ihres kriegerischen Sinnes und ihrer Bravour im Kampfe, dazu auch wegen der beträchtlichen Zahl ihrer waffen-

fähigen Mannschaft würden sie für die ägyptische Armee von grosser Bedeutung sein (wenn auch nicht als disciplinirte Truppen und im Kampfe gegen eine europäisch geschulte Armee); aber die ägyptische Regierung ist nie recht im Stande gewesen, sie zu beherrschen und zu irgendwie regelmässigen Leistungen heranzuziehen. Zwar stehen die Bewohner der östlichen Wüste in einer grössern Abhängigkeit von der Regierung, weil sie in jener gebirgigen und wasserarmen Gegend für ihren Unterhalt in gewisser Weise auf das Wohlwollen derselben angewiesen sind. Sie befassen sich nämlich dort vielfach mit dem Waarentransport, sowol über den Isthmus nach dem nördlichen Arabien, als vom Nil nach den Küstenplätzen des Rothen Meeres, als endlich nach Nubien und dem Sudan; und da fast dieser gesammte Handel in den Händen der Regierung ist, so sind sie mehr oder weniger dem guten Willen derselben anheimgegeben und demzufolge denn auch ihrerseits verhältnissmässig willig und gefügig. Die Beduinen der westlichen (Libyschen) Wüste dagegen entziehen sich der ägyptischen Botmässigkeit in weit vollkommenerm Masse. Sie sind vermögender als ihre Stammesgenossen auf der andern Seite, da sie den grössten Theil der ausgedehnten und reichen Oasen der Libyschen Wüste im Besitz haben. Auch sind sie ausserdem dadurch freier gestellt, dass ihnen überall der Weg ins Innere des Landes nach Westen zu offen steht und sie sich daher im Nothfalle jeder Verfolgung durch reguläre Truppen entziehen können, wenn sie im Kampfe überwältigt werden.

Nichtsdestoweniger haben die ägyptischen Vicekönige es mehrfach versucht, ihre zuweilen nur nominelle Herrschaft über diese Stämme zu einer thatsächlichen zu machen, und haben daher zu verschiedenen malen kriegerische Expeditionen gegen sie unternommen. Mohammed-

Ali schon griff zuweilen zu Gewaltmassregeln, zog jedoch meistens den friedlichern Weg der Verhandlungen und Verträge vor und hielt sie auf diese Weise wenigstens in einer leidlichen Abhängigkeit und in ziemlich regelrechter Zinsbarkeit. Dagegen versuchte Saïd-Pascha die Rekrutirung auf sie auszudehnen, gerieth aber, weil sie dieser ihnen überaus verhassten Dienstleistung den entschiedensten Widerstand entgegensetzten, mit ihnen, und namentlich mit den Stämmen der Libyschen Wüste, in nicht unbedeutende Kämpfe. Er sandte Truppencorps gegen sie aus, schlug sie auch in mehrern Gefechten, gelangte aber trotzdem nicht zum Ziele, sondern alles, was er erreichte, war, dass er einen Theil der bekämpften Völkerschaft in seine Gewalt bekam und mit erbarmungsloser Härte bestrafte, ja geradezu vernichtete. Ein Theil nämlich ergab sich nach seiner Niederlage dem ägyptischen Heerführer, der ihm Verzeihung zusicherte. Saïd-Pascha aber ratificirte dieses Versprechen nicht, liess vielmehr mit arger Grausamkeit gegen die Leute verfahren. Viele, so berichtet von Kremer über diese Begebenheiten, wurden erschossen, andere, mit Fesseln beladen, nach Alexandrien ins Arsenal geschickt und zu schweren Arbeiten verwendet. Da man sie aber nicht blos sehr anstrengte, sondern auch schlecht nährte und über Nacht in den engen Raum einer abgetakelten Fregatte einsperrte, so brach bald unter ihnen eine heftige Epidemie aus, die sie alle hinraffte. Noch andere verwendete man zu ähnlichen schweren Arbeiten in der Festung Saïdieh am Nil-Barrage; auch diese starben schnell dahin infolge unmenschlicher Behandlung. Auf dem Marsche nach Kairo hatte man die Gefangenen zwei und zwei zusammengekettet gehen lassen; es kam dabei der Fall vor, dass während des Marsches einer starb und dass man nun dessen Gefährten nöthigte, den Todten

bis nach Kairo zu tragen, damit von der bestimmten Zahl, die der dienstthuende Offizier abzuliefern hatte, keiner fehle. Von der ganzen Völkerschaft ist jetzt in ihrem damaligen Wohnsitze kein einziger mehr übrig; der Theil, welcher nicht capitulirte, zog sich in die Wüste zurück und drang bis Darfur durch.

Es ist begreiflich, wenn unter solchen Umständen die Beduinen nur noch um so weniger geneigt sind, der ägyptischen Regierung eine volle Herrschaft über sich einzuräumen, und die grosse Masse der Stämme steht daher zu der Regierung immerfort in derselben zweifelhaften Abhängigkeit, welche die Beduinen in andern Gebieten des türkischen Reiches sich auch gegenüber der Hohen Pforte selber zu wahren gewusst haben.

Nächst den Beduinen, die wir wegen der Zahl und der Stammesverwandtschaft mit dem jetzigen ägyptischen Volke vorangestellt haben, sind die Türken zu nennen, die, wenn auch nicht durch ihre Zahl, so doch durch ihren Einfluss und durch ihre sociale Stellung einen wichtigen Bruchtheil der ägyptischen Bevölkerung bilden.

Die Türken sind nicht allein die obersten Beherrscher des Landes, sofern Aegypten, trotz seiner verhältnissmässig grossen Unabhängigkeit, eben doch immer Provinz des türkischen Reiches ist, sondern sie sind auch die herrschende Klasse im Lande. Vor dem Emporkommen der gegenwärtigen Dynastie war das zwar in noch viel ausgedehnterm Masse der Fall, denn damals war nicht allein die ganze Landesverwaltung in den Händen türkischer Beamten, die mit jedem neuernannten Pascha wieder in neuen Scharen ins Land zogen, sondern es wurde daneben auch der Kriegsdienst ausschliesslich von

Türken versehen. Das letztere dauerte auch unter Mohammed-Ali noch längere Zeit fort, und die türkischen Soldtruppen, auf welche allein er angewiesen war und welche zumeist aus den tapfern aber wilden Arnauten bestanden, waren wegen ihres Uebermuthes, ihrer Unbändigkeit, ihrer Habgier und Plünderungssucht dem Lande eine Plage und ein Unglück, ihm selbst aber, dem Vicekönig, eine nur unwillig getragene Last, ja nicht selten eine ernstliche Gefahr. Er trachtete daher, sich nach und nach von ihnen zu befreien, und es gelang ihm, ungeachtet des offenen Widerstandes jener trotzigen Truppe, sich eine einheimische Armee zu schaffen.[1] Damit waren zwar die Tausende türkischer Söldner zum Lande hinausgebracht, aber die höhern Offizierstellen blieben doch auch in der neuen Armee von Türken besetzt, was theils in des Vicekönigs eigener Neigung (Mohammed-Ali war bekanntlich selbst geborener Türke), theils aber in dem directen Eingreifen der Pforte seinen Grund hatte. Derselbe Zustand besteht auch jetzt noch, denn die Pforte hat sich in dem Firman, durch welchen

---

[1] Einen Ueberrest dieser frühern türkischen Soldtruppen findet man heutzutage noch in den Polizeimannschaften, den sogenannten Kawassen, die immer noch aus Arnauten und andern türkischen Völkerschaften sich rekrutiren, die aber ebendeswegen auch manche der übeln Eigenschaften an sich haben, wodurch sich die türkische Soldateska jener frühern Zeiten so bedauerlich hervorthat. Die Roheit und der Uebermuth der Kawassen offenbart sich freilich nur da, wo sie in officieller Thätigkeit, also im Gefühl ihrer Würde auftreten und zugleich ohne directe Controle sind; im übrigen werden sie in guter Zucht gehalten. Dennoch hat man sich neuerdings wegen mannichfach vorgekommener Gewaltthätigkeiten und Uebergriffe bewogen gefunden, sie wenigstens aus Alexandrien und Kairo zu entfernen und nach Oberägypten zu verlegen, in diesen beiden Hauptstädten dagegen sie durch eine aus angeworbenen Europäern und ägyptischen Soldaten gebildete „Municipalgarde“ zu ersetzen.

sie im Jahre 1841 Mohammed-Ali und seine Familie mit dem Paschalik von Aegypten erblich belehnte, unter anderm ausdrücklich auch das Recht vorbehalten, sämmtliche Offiziere vom Obersten an aufwärts zu ernennen.

Nicht anders ist es in der Civilverwaltung; auch hier sind in fast allen Branchen die wichtigsten Posten in den Händen von Türken. Wäre es nicht so, dann wäre vielleicht manches besser; denn die bekannten vorwiegenden Eigenschaften des Türken, insonderheit des türkischen Beamten, nämlich Stolz und Trägheit, machen sich auch hier überall in der übelsten Weise fühlbar. Ein wenig zwar mögen sie im Zaume gehalten werden durch den hierzulande verhältnissmässig so mächtigen Einfluss des europäischen Elements und durch die moralische Controle, die dasselbe durch sein blosses Vorhandensein ausübt. Denn was man von den Fähigkeiten, dem Benehmen und dem Wirken der türkischen Beamten in den übrigen Provinzen des Reiches, und selbst in der Hauptstadt, in Konstantinopel, von authentischen Berichterstattern erfährt, übersteigt doch immerhin noch um einige Grade dasjenige, was man von den Beamten in Aegypten zu erleben gewohnt ist.

Wie es zugeht, dass so vorzugsweise Türken in den höhern Beamtenstellen verwendet werden, ist trotz der Gêne, die dadurch dem Vicekönig selber offenbar auferlegt wird, doch nicht schwer zu erklären. Es ist einestheils dem directen Willen der Pforte zuzuschreiben, welche mit Aengstlichkeit und Eifersucht darüber wacht, dass ihr Aegypten nicht noch mehr entfremdet werde, als es ohnehin schon ist, und welche im gegenwärtigen Augenblick mehr als seit langer Zeit gesonnen scheint, ihre Souveränetätsrechte mit Ernst und Entschiedenheit zu wahren. Anderntheils kommt ihr hierin auch wiederum der Vicekönig selbst entgegen; denn obwol er im Herzen

gewiss auch nicht die mindeste Freundschaft für die Pforte hegt, vielmehr bekanntlich aus allen Kräften dahin strebt, sich von ihr zu emancipiren, so hat er doch, und zwar gerade zur Erreichung dieses Zweckes, den Weg der Liebenswürdigkeiten, des gefälligen Entgegenkommens, der Geschenke und was sonst dahin gehört eingeschlagen, und wird auch hauptsächlich wol aus diesem Grunde die Türken zu den höhern Chargen in der Regierung und Landesverwaltung heranziehen. Dazu kommt aber endlich, dass es seine grossen Schwierigkeiten haben würde, unter den Einheimischen in hinlänglicher Anzahl geeignete Leute für die wichtigern Posten zu finden. Bei dem traurigen Zustande, in welchem sich alles dasjenige befindet, was auf Erziehung und Bildung Bezug hat, ist das nur zu begreiflich. Die Türken haben zwar gleichfalls in den meisten Fällen keinerlei wirkliche Bildung, aber sie pflegen wenigstens eine allgemeine Geschäftskenntniss und Routine zu besitzen, die sie sich bei dem Durchlaufen der verschiedenen Stufen des türkischen Staatsdienstes, die schon hinter ihnen liegen, ohne Mühe haben aneignen können.

Während des ägyptisch-türkischen Conflicts, 1869 und 1870, — d. h. während der Zeit, da derselbe einen Ausbruch drohte, denn im übrigen besteht er auch jetzt noch fort, wenn auch mehr als verborgenes, schleichendes Uebel, und der Khedive hat immer noch „auf dem Seile türkisch-ägyptischer Spannung zu balanciren“ — gab Ismail-Pascha der Erbitterung, von welcher er zufolge seiner nothgedrungenen Demüthigung vor der Pforte erfüllt war, dadurch Ausdruck, dass er den Gebrauch der türkischen Sprache und Schrift in allen Regierungsbureaux verbot und zugleich sämmtliche türkische Dragomans und sonstige niedere Beamte entliess. Indess war dies nur wieder eins jener Beispiele verfrühter und übereilter Massregeln,

wie sie in Aegypten so häufig sind; denn wenn die Sache auch an sich selbst nützlich und vernünftig wäre, so war doch die Ausführung in dieser plötzlichen Weise unmöglich, da sich die türkische Sprache wegen der höhern Beamten im Lande und wegen des officiellen Verkehrs mit der Pforte einstweilen eben doch nicht beseitigen oder vermeiden liess, und da sich ausserdem, wie soeben erwähnt, für den Augenblick unter den Einheimischen noch nicht die nöthigen Remplaçants finden konnten. Die Massregel hat denn auch, weil sie im Grunde nur eine augenblickliche Laune war, nur wenige Monate Bestand gehabt und gegenwärtig ist alles wieder beim alten.

Wenn nun auf diese Weise die Türken eine sehr einflussreiche und angesehene Stellung im Staatswesen und demzufolge auch in den höhern Kreisen der Gesellschaft einnehmen, so beschränkt sich darauf auch fast gänzlich die Bedeutung, die sie für Aegypten und seine Bevölkerung haben. Denn obgleich, namentlich in frühern Zeiten, auch ausser den Beamten und Truppen stets eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Türken im Lande sich aufhielt, so haben sich dieselben doch merkwürdigerweise fast gänzlich unter der einheimischen Bevölkerung verloren. Das türkische Element scheint in der Berührung mit dem arabischen seine Eigenthümlichkeit nicht behaupten zu können. Schon in der ersten Generation neigen die Abkömmlinge von Türken und einheimischen Frauen viel mehr zum ägyptischen als zum türkischen Wesen hin, und in der zweiten Generation sind an ihnen die Besonderheiten ihrer väterlichen Herkunft schon nicht mehr zu erkennen. Von einer türkischen Bevölkerung in Aegypten kann daher auch fast nur insofern die Rede sein, als sich die Zahl geborener Türken, die im Lande vorhanden ist (übrigens aber beinahe ausschliesslich in den grössern Städten wohnt), durch frische Einwanderer

immer neu ergänzt und sich dadurch auf einer durchschnittlich gleichen Höhe hält. Diese Zahl wird gegenwärtig auf etwa 50000 angegeben; doch ist diese Angabe, wie alle derartigen in Aegypten, fast nur als eine approximative Schätzung anzusehen und dürfte leicht zu hoch sein. Indess muss es immerhin eine ziemliche Menge türkischer Einwohner geben, denn in den grössern Städten, namentlich in Kairo und Alexandrien, begegnen einem häufig genug Physiognomien und Gestalten, die den leicht erkennbaren türkischen Typus tragen.

Ein anderer, gleichfalls asiatischer, aber dabei in seiner Art noch bestimmter ausgeprägter Typus, dem man gleichfalls häufig genug begegnet, ist der jüdische. Juden gibt es, wie in fast allen Ländern der Welt, welche der Einwanderung nur einigermassen zugänglich sind, so auch in Aegypten. Sie sind aber hier, als inmitten einer mohammedanischen, d. h. dem Judenthum bitter feindseligen Bevölkerung lebend, in noch höherm Grade „Fremdlinge", als in den meisten Ländern anderer Bekenntnisse.

Wenn der Hass und die Verachtung des Moslem gegen die Juden nicht wäre, und sich nicht auch allzu empfindlich fühlbar machte, so dürfte man wol sagen, sie müssten in Aegypten fast etwas wie Heimatsgefühl empfinden. Nicht nur, weil das Land ihrer wirklichen Heimat — das von Gott ihnen gelobte, dann ihnen gegebene, dann wieder genommene, immer aber noch als das Land der Verheissungen betrachtete und ersehnte Land — in unmittelbarer Nachbarschaft liegt, sondern auch weil die Geschichte ihres Volks in mehrern wichtigen Perioden an Aegypten geknüpft ist. Hier war es vor allen Dingen,

wo Israel unter der Obhut seines Gottes zum grossen Volke heranwuchs, und von wo es dann, als die Pharaonen es geknechtet hatten, unter den Erweisungen der Macht ebendesselben Gottes durch Mose ausgeführt wurde, indem es zugleich aus diesem ältesten Culturlande eine Menge von Keimen einer eigenen, in anderm Geiste auszugestaltenden Cultur mit sich nahm. Hier war es ferner, wo nach der Wegführung Israels in die babylonische Gefangenschaft der Haupttheil des übriggebliebenen Restes, wiewol gegen den Willen Gottes und die bestimmten Aussprüche des Propheten Jeremia, Zuflucht suchte, indem er sich, sammt dem gewaltsam mitgeführten Propheten, im Nildelta niederliess. In den letzten drei Jahrhunderten vor Christo war Aegypten dasjenige Land, das von allen fremden Ländern die meisten Juden beherbergte, und wo sie zugleich ein solches Ansehen genossen, dass einer der ptolemäischen Könige [1] eine Uebersetzung des Alten Testaments ins Griechische veranstaltete, jene berühmte Uebersetzung, die unter dem Namen der Septuaginta bekannt ist. Als endlich nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus das Volk in alle Welt zerstreut wurde, sammelten sich in Aegypten die Juden in so grosser Anzahl, dass die Weltstadt Alexandrien nicht nur eine zum Theil jüdische Stadt genannt werden konnte, sondern dass sie auch für längere Zeit der Mittelpunkt jüdischer Gelehrsamkeit und der Sitz jener jüdisch-hellenistischen Philosophie war, welche ebendamals aus einer theilweisen Verschmelzung jüdisch-theologischer und griechisch-philosophischer Ideen hervorgegangen war.

---

[1] Ptolemäus Philadelphus, um das Jahr 280 v. Chr., welcher der alexandrinischen Bibliothek auch die heiligen Bücher der Juden einzuverleiben wünschte.

Wenn demnach für die Juden sich grosse und wichtige Erinnerungen an Aegypten knüpfen, so ist leider ihre gegenwärtige Stellung in diesem Lande keineswegs der Art, dass sie sich darin wohl oder gar heimisch fühlen könnten. Ihre Zahl ist zwar nicht gering, ihr materieller Besitz ebenso wenig, auch in Hinsicht auf ihre Religionsübung geniessen sie jetzt volle Duldung und Freiheit — sie haben eine beträchtliche Anzahl von Synagogen, in Kairo allein zehn, in Alexandrien fünf bis sechs, welche allerdings nicht lauter eingeborene jüdische Gemeinden repräsentiren, — aber sie stehen, wie schon erwähnt, in Leben und Verkehr unter dem harten Drucke einer ihnen bitter feindlichen Volksmeinung. Der Mohammedaner ist wol gegen kein einziges anderes Religionsbekenntniss von solchem Hass erfüllt, wie gegen das Judenthum. Der Korân behauptet, die heftigsten von allen Menschen in der Feindschaft gegen die Rechtgläubigen seien die Juden. Wenn das wahr sein mag, so ist jedenfalls das Umgekehrte nicht minder wahr, dass die „Rechtgläubigen" die heftigsten unter allen Menschen in der Feindschaft gegen die Juden sind. Zwar erkennen sie das Judenthum bis auf Mohammed (sowie auch das Christenthum bis dahin) als „rechtgläubig" an; dass aber die Juden die weitern Offenbarungen, die nun durch Mohammed gegeben seien, nicht annehmen wollen, vollends aber, dass sie die dem Abraham und seinem Samen gegebenen Verheissungen ausschliesslich auf sich beziehen und die Nachkommenschaft des Ismael, zu welcher eben die Araber bekanntlich gehören, als einen verderbten und von Gott verworfenen Zweig des rechten Stammes betrachten, das hat von Anfang an dem Islam einen Hass gegen die Juden eingepflanzt, der in den Herzen seiner Anhänger auch heute noch nicht entwurzelt ist. Uebrigens hat

schon Mohammed selber ganz vorzugsweise gerade die zahlreichen jüdischen Colonien und Ortschaften, die es in der Nähe von Mekka und überhaupt im westlichen Theile Arabiens gab, zum Ziele der Kriegszüge gemacht, durch welche er der von ihm proclamirten neuen Religion zu Macht und Ansehen zu verhelfen und zugleich der Kampfgier und Beutelust seiner Anhänger Befriedigung zu verschaffen suchte.

In Aegypten zwar hat sich der Hass des Islam mit ziemlich gleichmässiger Wuth gegen Juden und Christen geltend gemacht; aber den Christen gegenüber wirkte nicht blos das religiöse Vorurtheil, sondern es kam noch hinzu, dass sie das unterworfene und immer noch unruhige, widerwillig gehorchende Volk waren; gegenüber den Juden dagegen gab es keine andern Motive als jenen Religionshass. Mit den Christen zusammen hatten sie alle jene Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und oft blutigen Verfolgungen zu ertragen, von denen früher (in dem Kapitel über die Kopten) die Rede gewesen. Aber in viel höherm Masse als jene litten sie unter der Verachtung, welche der Moslem zugleich gegen sie hegte, und welche zum Theil durch das gedrückte, demüthig armselige Aussehen, das die eingeborenen Juden meist haben, hervorgebracht werden mochte. Noch jetzt, nachdem von Staats wegen alle Bedrückungen aufgehört haben, nachdem den eingeborenen Christen gegenüber eine so grosse Toleranz eingetreten ist, lebt unter dem arabischen Volke jener verachtungsvolle Hass gegen die Juden fort. Es ist z. B. etwas sehr Gewöhnliches, dass zwei sich schimpfende Araber, nachdem sie schon verschiedene der kräftigsten Verwünschungen, an denen ihre Sprache so reich ist, angewandt haben, sich noch wie einen letzten Trumpf ein „Ibn-Jehûdi" (du Judensohn) zuwerfen, oder dass ein Araber seinen müden, abgetriebenen oder störrigen

Esel, nachdem er ihn schon mit allen möglichen liebenswürdigen Titeln belegt hat, schliesslich noch einen „Juden“ nennt. Bezeichnend ist es dabei, wie sie in solchen Fällen das Wort Jehûdi mit einem wahrhaft unnachahmlichen Ausdruck von Indignation und Verachtung auszusprechen wissen.

Abgesehen von dieser traurigen Lage in Hinsicht auf die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sind die Juden hier, wie fast überall, sonst keineswegs übel situirt. Sie sind mit Vorliebe Saraffen (Geldwechsler) und schwingen sich dann leicht zu einer Art von Bankiers, manche auch zu wirklichen, grossen Bankiers auf; andere sind Juweliere, noch andere Kaufleute, Kleinhändler, Ladeninhaber, oder auch Trödler und Hausirer. Viele von ihnen verfügen über ein beträchtliches Vermögen, die meisten sind wenigstens wohlhabend: sie bewähren eben in diesem Punkte ihre in aller Welt bekannte Geschicklichkeit. Nichtsdestoweniger hat ihre Erscheinung und ihr ganzes äusseres Auftreten meist einen ärmlichen Anstrich, was zum Theil die Folge des ihnen angeborenen Geizes sein mag, zum Theil aber auch Nachwirkung der Zeiten, wo sie sicher sein konnten ausgepresst zu werden, sobald man bei ihnen Reichthümer vermuthete, und wo sie daher nichts so ängstlich vermieden als den Schein der Wohlhabenheit.

Die Gestalten der Juden, denen man in den Strassen der grössern Städte so häufig begegnet, machen daher oft einen recht trüben und bedauerlichen Eindruck, und es wird einem durch ihren Anblick lebhaft ins Bewusstsein gerufen, wie sie ein heimatloses Volk sind, das, ohne eigentliches Vaterland, ohne eigenen nationalen Halt, überall auf der Welt zu Hause sein muss und darum in Wirklichkeit nirgends recht zu Hause ist. Eins aber hat mich bei ihrem Anblick oft in Erstaunen gesetzt, die

deutliche, bestimmte Ausprägung der jüdischen Physiognomie Es ist in der That sehr merkwürdig, wie sie selbst hierzulande, wo sie doch umgeben sind von einer Bevölkerung, die nicht nur ganz und gar orientalisch, sondern sogar in hohem Grade ihnen stammverwandt, weil zum grossen Theil semitisch ist, dennoch überall und auf den ersten Blick als Juden zu erkennen sind.

Weniger geschichtlich interessant, aber wegen ihrer beträchtlichen Anzahl und ihrer grossen Nützlichkeit sehr erwähnenswerth sind die in Aegypten lebenden Berberiner, oder wie man sie fast ebenso richtig nennen kann, die Nubier.

Diese Leute, in Aegypten Berbéri oder Barábra (letzteres Wort Pluralform des erstern) genannt, stammen aus den südlich angrenzenden Ländern Nubien, Sennaar, und dem Sudan, und gehören der vielverzweigten Völkerfamilie der Berbern an, welche über den ganzen Nordtheil Afrikas von den westlichen und südwestlichen Grenzen Aegyptens bis in Marokko hinein ausgebreitet ist. Ihre Hautfarbe ist daher sehr dunkel, ja steigert sich zuweilen bis zum glänzendsten Schwarz.

Aus den zum Theil gebirgigen und armen, weil nicht cultivirbaren Gegenden ihrer Heimat kommen sie sehr zahlreich nach Aegypten herab, um hier sich einiges Geld zu erwerben und mit demselben später zurückzukehren. Denn an ihrer Heimat hängen sie mit warmem Gefühl, und es ist selten, dass sie Neigung hätten, hier in der Fremde zu verbleiben. Meistens haben sie daheim auch Weib und Kind, zu denen sie mit ihrem Erworbenen zurückzukehren trachten. Diese Anhänglichkeit

an das Geburtsland tritt leicht hervor, wenn man sich mit ihnen in ein Gespräch einlässt und sie über die Ihrigen und ihre Heimat befragt; sie fangen dann mit innerlichem Vergnügen an davon zu erzählen, freuen sich des Gedankens der Rückkehr und malen sich mit einer Art von kindlicher Naivetät aus, wie ihre Volksgenossen daheim sich verwundern, ja ihnen kaum glauben würden, wenn sie sie von all den grossen, schönen und merkwürdigen Dingen erzählen hörten, die sie in diesem Lande gesehen hätten.

Die Beschäftigung, die sie hier zu ergreifen pflegen, gehört der Neigung und Gewohnheit dieser Leute gemäss keineswegs zu den schweren und mühsamen. Fast ausschliesslich verdingen sie sich, und zwar als Hausdiener, Aufwärter, Wächter, Boabs (d. h. Thürhüter und Schliesser), Pferdeknechte, Kutscher, Vorläufer u. dgl.; sie haben auf diese Weise nicht allzu viel Arbeit, oft sogar fast gar nichts zu thun und dabei doch einen, namentlich für ihre Verhältnisse, sehr guten Verdienst. Um hier nebenbei einen Begriff von den gegenwärtig in Aegypten gebräuchlichen Preisen zu geben, sei bemerkt, dass Diener der sämmtlichen eben bezeichneten Klassen durchschnittlich nicht unter 40—60 Francs monatlich zu haben sind. Sie können daher, wenn sie sparsam sind, und das sind sie fast alle, da sie überaus einfach leben, binnen wenigen Jahren sich eine Summe erwerben, die für sie geradezu ein Vermögen genannt werden kann, und die es sich wohl lohnt, in ihre Heimat zu tragen.

Man rühmt den Berberinern nach, dass sie verlasslicher und ehrlicher seien als die Araber, und manche ziehen sie daher als Diener u. s. w. den letztern vor. Ob man darin recht hat, will ich dahingestellt sein lassen; meine eigenen Erfahrungen widersprechen dem. Dagegen habe ich oft genug wahrnehmen können, dass sie von

den Arabern nicht eben mit grosser Achtung oder Neigung betrachtet werden; der Araber, auch der der niedern Klassen, stellt sich weit über sie, nicht nur weil er sich selbst als von edlerm Stamm und Schlage ansieht, sondern auch weil er jene für Menschen von schlechtem Charakter hält. Bei dem erstern Urtheil wirkt der nationale Stolz mit, bei dem zweiten ist oft Eifersucht und eine Art Brotneid im Spiele; aber wie sie trotzdem in dem erstern recht haben, so in dem letztern wenigstens nicht durchaus unrecht.

Neben und mit den Berberinern und Nubiern sind noch die Abessinier und Neger zu nennen, die aus den noch weiter entlegenen Binnenländern, theils freiwillig, meistens aber unfreiwillig nach Aegypten kommen. Die Freien müssen sich gewöhnlich, wenigstens was die Neger angeht, zu den niedrigsten und schmutzigsten Arbeiten hergeben, die andern, und deren ist bei weitem die Mehrzahl, sind Sklaven (darunter manche Eunuchen), führen aber als solche ein sehr gutes, d. h. von jeder Sorge freies, von Arbeit wenig behelligtes Leben, wie es durchaus nach ihrem Geschmack ist.

Auf die Sklaverei selbst, wie sie in Aegypten und im ganzen Orient noch herrscht, näher einzugehen, enthalte ich mich hier; es geschieht besser an einer spätern Stelle, da nämlich, wo von dem häuslichen und Familienleben des Volkes die Rede sein wird. Denn im Orient gehört der Sklave in einem ganz specifischen Sinne zum Hause seines Herrn, ja wird oft förmlich als ein Glied der Familie behandelt. Es wäre daher auch ein grosser Irrthum, wenn man die Sklaverei des Orients z. B. mit der amerikanischen Sklaverei auf eine Linie stellen und demgemäss beurtheilen wollte.

Schliesslich sind hier noch, als gewissermassen den Uebergang von der eingeborenen Bevölkerung zu den Europäern Aegyptens bildend, die sogenannten Levantiner zu erwähnen und kurz zu besprechen.

Die Levantiner sind Abkömmlinge von Europäern, die schon vor längerer Zeit in der „Levante" (daher der Name) sich niedergelassen haben und deren Geschlecht im Verfolg der Generationen hier heimisch geworden ist. Der ursprünglichen Nationalität nach sind sie meist Griechen und Italiener; doch bezeichnet man auch diejenigen, die von armenischen und syrischen Christen abstammen, ja selbst Araber, die in Kleidung und äusserm Auftreten europäisches Wesen angenommen haben, in Aegypten häufig mit dem Namen Levantiner, weshalb denn der Sinn, den man damit verbindet, manchmal ein ziemlich unbestimmter ist.

Die erstgenannten, nämlich die griechischen Levantiner, können vielleicht zum Theil noch als Reste der griechischen Colonien des Alterthums angesehen werden, während sie zum andern Theil sich fortgehend durch immer neuen Zuzug aus Griechenland und von den Inseln ergänzt haben. Auf der kleinasiatischen Küste ist das griechische Element sehr stark vertreten, und es gibt dort Städte, worunter namentlich Smyrna, welche fast als griechische Städte gelten müssen. Aber auch in Aegypten sind die Griechen ungemein zahlreich, wenn sie freilich auch bei weitem nicht alle schon Levantiner geworden sind, zum Theil auch niemals werden, weil sie nur vorübergehend und für eine Reihe von Jahren sich im Lande aufhalten. Dabei ist indess zu bemerken, dass die Grenze zwischen den griechischen Levantinern und denjenigen Griechen, die als Europäer zu betrachten sind, sehr fliessend ist und nicht mit Bestimmtheit gezogen werden kann. Dasselbe gilt von den italienischen

Levantinern; auch hier ist die Scheidung zwischen ihnen und ihren noch original-europäischen Landsleuten nicht überall mit Sicherheit zu vollziehen. Die italienischen Einwanderungen in die Levante reichen wol jedenfalls nicht so weit zurück wie die griechischen; sie sind wahrscheinlich nur bis in die Zeiten der genuesischen und venetianischen Seeherrschaft zurückzudatiren. Im Interesse des Handels und unter dem Schutze der Macht ihres Vaterlandes strömten die Italiener in den Orient, liessen sich dauernd dort nieder und bildeten somit ein Geschlecht, das sich nach und nach gänzlich einbürgerte.

Die Levantiner sind, je nachdem ihre Vorfahren seit längerer oder kürzerer Zeit, seit Jahrhunderten oder erst seit Jahrzehnten im Lande leben, in höherm oder geringerm Grade orientalisirt und arabisirt. Für viele ist die Muttersprache geradezu das Arabische geworden, bei andern hat das Arabische wenigstens gleiche Rechte mit der ursprünglichen Muttersprache, dem Griechischen oder Italienischen. Trotzdem thun sie sich auf ihre europäische Abstammung viel zu gute und würden es mit Entrüstung zurückweisen, wenn man sie zu den Eingeborenen rechnen wollte. Wo irgend der Unterschied in Rücksicht kommt, zählen sie sich den Europäern zu und suchen auch soviel als möglich sich dem europäischen Wesen wiederum zu nähern.

Aber in den allermeisten Beziehungen sind sie ein ziemlich herabgekommenes und entartetes Geschlecht zu nennen, körperlich erschlafft, geistig verwahrlost, wenn auch materiell und finanziell meist in sehr günstiger Lage; denn viele unter ihnen sind reich, wissen auch mit ihrem Gelde sehr vorsichtig und sicher zu wirthschaften und lieben vorzugsweise die sehr vortheilhafte Anlegung desselben in Grundbesitz und Häuserbauten. Von Bildung im europäischen Sinne des Wortes kann

bei ihnen nur sehr wenig die Rede sein; was sie davon besitzen, ist beinahe immer überaus mangelhafter und oberflächlicher Natur. In den meisten Fällen beschränkt es sich auf die Kenntniss mehrerer Sprachen, die sie jedoch häufig nur zu sprechen, nicht aber zu schreiben, auch nicht einmal immer zu lesen wissen, daher denn auch diese Sprachkenntnisse ihnen kaum als Bildung angerechnet werden können. Sie haben die Sprachen eben nicht studirt, oder auch nur eigentlich erlernt, sondern im Umgang und täglichen Lebensverkehr, also mühelos und gleichsam spielend sich angeeignet, wozu in dem Sprachengemisch, das hier in Aegypten und in der ganzen Levante herrscht, sich eine allerdings sehr schätzbare Gelegenheit bietet. Aber auch selbst diesen geringen Grad von Bildung besitzen bei weitem nicht alle Levantiner, da viele von ihnen ausser Arabisch und ihrer ursprünglichen Muttersprache keine andere, manche sogar nur Arabisch verstehen.

Ihre Zwitterstellung zwischen Eingeborenen und Europäern, zwischen Uncultur und Bildung prägt sich auch sonst in fast allen Dingen aus: in den Einrichtungen des Hauses und des häuslichen Lebens, in ihrem geselligen Verkehr untereinander, in ihrem Auftreten in fremder Gesellschaft, in ihrer meist sehr geschmacklosen, wenn auch oft reichen und kostbaren Kleidung. Die Depravation des Geschlechts ist am deutlichsten zu erkennen an der jungen Welt, sowol der männlichen als der weiblichen. Nichts Charakterloseres und Schwächlicheres, als ein junger geputzter Levantiner, der in seiner halb oder ganz europäischen Kleidung und mit den tageläufigen Phrasen einer europäischen Sprache den eleganten oder gar gebildeten Menschen spielen will. Und nichts Weichlicheres und Faderes als die Gestalten dieser jungen Levantinerinnen mit ihren blut- und leblosen, aber stark

mit Schminke bedeckten Gesichtern, wie sie in Seide rauschend und mit dem Flitter des Putzes behängt, kokett und doch mit linkischer Ungeschicklichkeit sich in den Strassen oder in öffentlichen Gärten oder in der Gesellschaft präsentiren.

Je mehr der europäische Einfluss in Aegypten sich ausbreitet, und je mehr das europäische Wesen die verschiedenen Schichten der Gesellschaft durchdringt, desto mehr wird auch bei den Levantinern das Bestreben lebendig, sich wieder zu europäisiren und der europäischen Civilisation wieder in vollerm Masse theilhaftig zu werden. Nur verstehen sie leider darunter nicht viel anderes als die Annahme von Kleidermoden und die Aneignung einer gewissen äussern Tournure, glauben daher den gebildeten Europäern gleichzustehen, wenn sie französische Kleider und Frisuren tragen und ihrem gesellschaftlichen Auftreten einen europäischen Anstrich gegeben haben.

So wiederholt sich auch in diesen Kreisen die Erscheinung, die man in dem heutigen Aegypten fast überall beobachten kann, dass die crasse Uncultur sich wol mit der leichten Tünche einer scheinbaren Civilisation zu bedecken trachtet, nicht aber nach wesenhafter, wirklicher Bildung strebt.

II.

Volksleben in Aegypten.

I.

Volksklassen; bürgerliche und gesellschaftliche Zustände.

Von alters her ist im Orient, ganz vorzugsweise aber in Aegypten, eine strenge Scheidung der verschiedenen Volksklassen nach Geburt und Vermögen, Beruf und Beschäftigung herrschend gewesen.

Im alten Aegypten war diese Scheidung so stark ausgebildet und waren die Schranken zwischen den einzelnen Theilen der Bevölkerung so bestimmt gezogen, dass man dadurch lebhaft an das eigentliche Kastenwesen erinnert wird, wie es in Indien noch heute in ungeschwächter Kraft besteht. Die alten Schriftsteller, unter andern Diodor (I, 73. 74.) berichten, dass das ägyptische Volk sich in vier Klassen schied, von denen die erste und mächtigste aus den Priestern, die zweite aus den Königen sammt ihrem Hause und Geschlechte, die dritte aus den Kriegern und die vierte aus dem gesammten übrigen Volke bestand. Diese letzte Klasse oder das eigentliche Volk zerfiel wieder in die drei Stände der Gewerbsleute, der Landbebauer und der Hirten. Die Würden und Rechte, die Pflichten und Leistungen, die Berufsart und ganze Lebensstellung waren in all diesen Klassen erblich und gingen also durch

Generationen hin vom Vater auf den Sohn über, daher man denn jene Scheidungen in der That wol kastenmässige nennen darf. Es lag in der Natur der so etablirten und zugleich dauernd gemachten Theilung, dass gerade die eigentlich arbeitende und lastentragende Klasse des Volks am niedrigsten stand und stehen blieb auf der Stufenleiter der Ränge, wie denn das freilich immer und überall der Fall ist, wo ähnliche Einrichtungen oder auch nur Anschauungen die bürgerliche Gesellschaft auseinanderreissen und jeden Theil gewissermassen in ein besonderes Behältniss einsperren. Aber jene untersten Stände des alten Aegyptens hatten nicht allein unter dem Mangel an Achtung und Ansehen zu leiden, sondern sie lebten noch dazu in einer drückenden Abhängigkeit und Sklaverei: sie wurden nur als zum Nutzen des Gesammtwesens vorhanden betrachtet und waren diesem gegenüber sozusagen eigenthums- und rechtlos. Namentlich die Landbebauer hatten dies zu empfinden: nur die drei obersten Klassen, ja der Idee nach sogar nur der König, waren Eigenthümer und Besitzer von Grund und Boden, der Bauernstand wurde nur als Tagelöhner oder höchstens als Pächter angesehen, der für den Nutzen der Gesammtheit zu arbeiten hatte, und dem man von dem Ertrage seiner Arbeit nur dasjenige liess, was zu seinem eigenen Bestehen nothwendig war und ihn zur weitern Verrichtung seiner Arbeit befähigte.

Die im heutigen Aegypten herrschenden bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände erinnern in ziemlich bestimmter Weise an jene, die wir im alten Aegypten geradezu als Einrichtungen bestehen sehen und die dort sowol in dem Staatsprincip als in den Volksanschauungen begründet waren. Sind auch nach dem religiösen Gesetz des Islam alle „Gläubigen“ an Würde und an Rechten gleich, so ist doch in Wirklichkeit innerhalb der Be-

völkerung oder der bürgerlichen Gesellschaft Aegyptens auch jetzt eine ähnliche Scheidung vorhanden wie im Alterthum, wenn man sie gleich allerdings keineswegs mehr kastenartig nennen kann.

An der Spitze steht, abgesehen von dem Machthaber selbst, alles dasjenige, was zu ihm oder zur Regierungsgewalt eine nähere Beziehung hat. Dazu gehören also zunächst die zahlreichen Prinzen aus den verschiedenen Linien des Herrscherhauses, sodann die höhern Civil- und Militärbeamten, die durch ihre Stellung sich innerhalb der Machtsphäre befinden, endlich überhaupt die durch Reichthum oder grossen Grundbesitz hervorragenden Personen, unter denen viele einen hohen Titel, als Bey und Pascha, führen. Diese ganze Klasse steht ziemlich abgeschlossen für sich da; ihr Reichthum, ihre hohe Geburt, ihr Einfluss auf die Staats- und Regierungsangelegenheiten macht sie zu einem Stande von Privilegirten, die mit souveräner Geringschätzung auf die niedern Klassen herabsehen. Dazu kommt, dass viele dieser Leute, namentlich im Kreise der Beamten, Türken sind, welche, weil sie sich als die Herrscher des Landes betrachten und weil sie ohnehin von dem den Türken eigenthümlichen Stolze erfüllt sind, sich in keiner Weise zu einem genauern Vekehr mit niedriger Stehenden geneigt fühlen.

Dieser Klasse der Reichen und Mächtigen zunächst stehen die Religions- und Gesetzesgelehrten, die sogenannten Ulémmas. Auch diese gelten als vornehm und hochstehend und machten früher selbst den höchsten Personen an Macht und Einfluss den Rang streitig. Weil nämlich in den mohammedanischen Staaten der Korân nicht nur religiöse Urkunde, sondern zugleich die einzige Rechts- und Gesetzesquelle ist und auf ihm sogar das ganze Staatswesen nach all seinen Einrichtungen

beruht, so sind die Ulémmas nicht nur eine religiöse Körperschaft, sondern haben auch in den Dingen des Rechts und der Gesetzgebung, ja für die meisten wichtigen Staatsangelegenheiten eine überaus einflussreiche und sogar oft ganz allein entscheidende Stimme. Gerade in Aegypten freilich ist diese ihre Wichtigkeit und Macht in der neuern Zeit bedeutend geschmälert worden. Denn je mehr das Land auf den neuen Bahnen, die seit Mohammed-Ali eingeschlagen wurden, in Verkehr mit Europa trat, je mehr innerhalb des Staatswesens Institutionen in europäischem Geiste sich als Bedürfniss fühlbar machten und auch wirklich eingeführt wurden, und je mehr dabei zugleich der starre moslemische Fanatismus einer gewissen Toleranz oder auch Gleichgültigkeit wich, desto mehr musste auch der oft unbedingt bestimmende Einfluss, den die höhere Geistlichkeit durch ihren Rath, ihren Befehl oder ihr Veto ausübte, sich abschwächen und verschwinden. Und während früher, in den unruhigen Zeiten vor Mohammed-Ali, die Ulémmas bei all den zahlreichen Umwälzungen und dem häufigen Wechsel der Regierungsgewalt vielfach die eigentlich massgebende Instanz gewesen waren, während selbst Mohammed-Ali noch ihren officiellen Beirath häufig in Anspruch nahm, ist gegenwärtig ihr Einfluss fast lediglich auf gewisse Gebiete der Gesetzgebung und des Rechtes beschränkt. Aber wenn auch an Macht und factischem Einfluss, so haben sie doch kaum an äusserm Ansehen verloren; von oben und von unten wird ihnen grosse Ehrerbietung erwiesen, und so bilden auch sie einen der obern Gesellschaftsschichte angehörigen und dabei mehr oder weniger in sich abgeschlossenen Stand.

Eine weite Kluft aber trennt diese beiden Klassen der Privilegirten und Vornehmen von den weiter abwärts folgenden Klassen. Denn von hier an gibt es im

Grunde nichts anderes mehr als das sogenannte niedere Volk in seinen verschiedenen Verzweigungen und Berufsarten. Diese Klassen haben keine andere Aufgabe, werden auch zu nichts anderm nütze geachtet, als zum gemeinen Besten zu arbeiten, für sich selbst aber nur um deswillen zu leben und zu erwerben, damit sie in der Lage seien, die Kassen der Vornehmen und des Staates zu füllen. Selten ist es, dass aus ihnen sich einmal dieser oder jener zu einer angesehenen oder bedeutsamen Stellung emporschwingt. Einen Einfluss auf Gang und Gestalt der Dinge im öffentlichen Wesen üben sie in keiner Weise, auch nicht einmal durch ihre Meinung, denn eine „öffentliche Meinung" oder einen Einfluss, den dieselbe ausüben könnte, gibt es in Aegypten, überhaupt im Orient, absolut nicht.[1] Sie sind einfach die Beherrschten, während jene obern Klassen die Herrscher, und haben keine andere Rolle, als die durchaus passive der unfreiwilligen Dienstleistungen, zu welchen die Regierung sie in Anspruch nimmt, und des Steuerzahlens — eine Rolle, in welcher sie allerdings, wenn auch zu ihrem eigenen bittern Weh, excelliren. Als eine Mittelstufe zwischen ihnen und der Klasse der Vornehmen können höchstens die niedern Beamten angesehen werden, die aber auch fast immer von einem solchen Bewusstsein ihrer Stellung durchdrungen sind, dass sie über das niedere Volk sich unendlich erhaben dünken, eine Erscheinung übrigens, die sich überall da wiederfindet, wo

---

[1] Die Leser wollen im Auge behalten, dass hier überall nur von der einheimischen Bevölkerung, nicht aber von den Europäern die Rede ist. Die letztern sind namentlich in Aegypten so zahlreich und mächtig, dass ihre „öffentliche Meinung" allerdings wohl ins Gewicht fällt und für die ägyptische Regierung einen Factor bildet, mit dem zu rechnen sie oft sogar ängstlich bemüht ist.

halbe oder Viertelsbildung sich auf irgendeine Art, sei es durch Geld oder durch äussere Stellung, zu Ansehen und Einfluss erhoben sieht.

Dieses niedere Volk nun besteht zunächst aus der Bevölkerung der Städte und grössern Ortschaften (natürlich sofern dieselbe nicht den schon angeführten vornehmen Klassen angehört, welche aber fast nur in Kairo und Alexandrien einigermassen zahlreich vertreten sind) — und sodann aus den Bewohnern des flachen Landes, nämlich den Bauern oder Fellachen.

Die städtische Bevölkerung der eben bezeichneten Art setzt sich zusammen aus kleinen Händlern, Handwerkern, Gewerbtreibenden und Arbeitern jeden Genres. — Unter den Händlern gibt es zwar manche wohlhabende und vermögende Leute, aber sie sind doch selten so vermögend, dass sie ihr Geschäft im grossen betrieben, wozu ihnen überdies die commerzielle Kenntniss und Bildung fehlen würde; der Grosshandel in Export und Import ist vielmehr zum allergrössten Theil in den Händen der Europäer oder aber der Regierung. Der arabische Kaufmann beschränkt sich darauf, in oder ausser dem städtischen Bazar seinen meist kleinen und unansehnlichen, wenn auch mitunter reichgefüllten Laden zu halten. Und so treten diese Leute, auch wenn sie zu Vermögen gekommen sind, weder durch die Art ihres Geschäftsbetriebes noch durch ihre Stellung oder Lebensart aus ihrer eigentlichen und herkömmlichen Sphäre heraus. — Von dem Stande der Handwerker und Arbeiter ist es bemerkenswerth, dass unter ihnen eine vollständig gegliederte und streng aufrecht erhaltene Zunftorganisation besteht. Die Gewerbe sind meistens sogar räumlich getrennt, sodass z. B. eine oder einige zusammenhängende Strassen von Schuhmachern, andere von Tischlern, andere von Seidenwebern, andere von

Färbern u. s. w. ganz ausschliesslich besetzt sind. Ausserdem hat jede Zunft ihr besonderes Oberhaupt in der Person ihres Schechs, eine Einrichtung, die vielleicht noch auf Altägypten zurückzuführen ist, wo es nach den Berichten der Geschichtschreiber ganz ähnlich war, ja wo diese Organisation so weit ging, dass, wie Diodor erzählt, sogar die Diebe eine Zunft bildeten und ein Zunftoberhaupt hatten, mit dem betreffendenfalls selbst die Behörden in Unterhandlung traten. Die gegenwärtige Organisation, wenn sie sich auch nicht mehr bis auf die Diebe erstrecken mag [1], ist von der Regierungsgewalt immer mit Sorgfalt gestützt und aufrecht erhalten worden, weil sie ihr ein willkommenes Mittel bietet zur Ueberwachung und Leitung der städtischen Bevölkerungen. Die Schechs sind die officiellen Vertreter ihrer Genossenschaften, sind aber auch der Regierung für dieselben verantwortlich und müssen für ihr Verhalten, für ihre Steuerzahlung und anderes dahin Gehörige einstehen. Unter den Handwerksleuten findet sich zwar keine eigentliche Wohlhabenheit, doch sind sie durchschnittlich in der Lage, ihr gutes Auskommen zu haben, wofür freilich die geringen Ansprüche, die der Araber an das Leben macht, mit in Anschlag zu bringen sind.

Einen eigentlichen Mittelstand von der Art, wie ihn die europäischen Städte aufweisen, und der sich dort gerade vorwiegend aus den arbeitsamen, wohlsituirten Handwerkern, den Geschäftsleuten und den niedern und mittlern Beamten zusammensetzt, einen solchen gibt

---

[1] Selbst dies ist noch bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts der Fall gewesen; wenigstens berichtet davon noch Parthey („Wanderungen durchs Nilthal") als von einer bestehenden Einrichtung, und auch Lane erwähnt es als etwas, das erst vor kurzem aufgehört habe.

es in den Städten Aegyptens nicht. Er kann sich hier wol auch kaum bilden, theils weil der Araber im ganzen der Arbeit zu sehr abgeneigt ist, um mehr als gerade nöthig, für seinen Unterhalt und seine Steuern nämlich, ihr obzuliegen; sodann aber auch, weil auf den niedern Klassen ein zu schwerer Druck liegt und sie desselben zugleich zu sehr gewohnt geworden sind, als dass sie daran denken sollten, aus dieser Lage sich emporzuarbeiten. Sie müssen es eben auf Schritt und Tritt empfinden, dass sie die Regierten und Ausgebeuteten sind.

Mehr noch als von den Stadtbewohnern gilt dies von dem Bauer, dem Fellachen, der sozusagen für alle das gemeinsame Lastthier ist und dessen Arbeit für alle die gemeinsame Quelle der Bereicherung bildet. Die Bedeutung des Fellachen für die Macht und den Wohlstand des Landes, die seit alten Zeiten und zu allen Zeiten fast ausschliesslich auf ihm beruht haben, und das Interesse, welches von selbst durch sein Leben und seinen Zustand eingeflösst wird, fordern es, dass wir hier etwas ausführlicher sind und von dieser zahlreichsten und wichtigsten Volksklasse Aegyptens ein etwas genaueres Bild entwerfen.

Die Wichtigkeit der fellachischen Bevölkerung nicht nur für die materielle Lage des Landes, sondern auch, eben aus diesem Grunde, für seine commerzielle und selbst für seine politische Stellung, ist in der That so gross, dass sie kaum zu hoch angeschlagen werden kann. Die Fellachen bilden wenigstens drei Viertel der ägyptischen Gesammtbevölkerung, und diese Zahl in Verbindung mit der bekannten Natur und Beschaffenheit des Landes rechtfertigt es gewiss vollkommen, wenn wir die Fellachenbevölkerung als eine der Stützen bezeichnen, mit denen Aegyptens Bedeutung steht und fällt.

Das Land ist ja fast einzig und allein auf die Pro-

duction seines Bodens angewiesen. Die Industrie ist gering, wird nur im kleinen betrieben, deckt im allgemeinen nur das binnenländische Bedürfniss und gibt nur in einigen wenigen Artikeln (Schuhwerk und überhaupt Lederarbeiten, Weberei- und Färbereiproducten) Anlass zur Ausfuhr nach den angrenzenden Ländern oder Bezirken. Handel ferner findet, ausser mit den Bodenerzeugnissen, nur insoweit statt, als die Gegenstände erst in Aegypten eingeführt werden und nur von hier aus weiter gehen, ist also fast lediglich Transithandel aus dem Sudan und dem Innern Afrikas, oder aus Arabien und Indien. Waldungen gibt es in Aegypten nicht; von Holzhandel, der sonst durch den Strom und seinen das ganze Land durchziehenden Lauf so sehr erleichtert würde, kann also keine Rede sein. Metalle und edle Gesteine wurden zwar im Alterthum vielfach gewonnen, nämlich aus Bergwerken in den Gebirgen der östlichen Wüste und am Rothen Meere; gegenwärtig indess werden die betreffenden Fundorte theils nicht mehr ausgebeutet, theils hat man ihre Spur gänzlich verloren, wenigstens hat Mohammed-Ali seinerzeit, trotz grosser darauf verwandter Mühen und Kosten, nichts mehr auffinden können, was einen irgendwie nennenswerthen Ertrag versprochen hätte.

Es bleibt folglich als die einzige Quelle eines aus dem Lande selbst zu schöpfenden Reichthums der Ackerbau übrig, dessen Ergebnisse nun aber freilich bei einer nur etwas sorgsamen Betreibung und vernünftigen Landesverwaltung bis ins Unglaubliche gesteigert werden können. Diese beiden Bedingungen gehen allerdings dem heutigen Aegypten in hohem Masse ab im Vergleich mit der alten Zeit, wie es denn eine bekannte Thatsache ist, dass zufolge der Vernachlässigung des Kanalsystems sogar die Ausdehnung des cultivirbaren Bodens heutzutage eine

beträchtlich geringere ist als früher. Aber was das Land so auf der einen Seite verloren, das hat es auf der andern theilweise wieder gewonnen durch die Einführung der Baumwollencultur, indem die Erträgnisse derselben wenigstens einen viel höhern Geldwerth repräsentiren, als die Cerealien und sonstigen einheimischen Producte.

Die Betreibung des Ackerbaues wird nun zwar in Aegypten durch die ungemeine Güte und Ergiebigkeit des Bodens sowie durch die hülfreiche Thätigkeit des Nils wesentlich erleichtert. Auf der andern Seite aber erfordert sie doch auch wiederum viel mühevolle und sorgsame Arbeit; denn es ist eine ganz verkehrte Vorstellung, die aber freilich im Auslande fast überall herrscht, dass der Nil die Bewässerung und Befruchtung des Landes ganz allein und ohne menschliches Zuthun besorge, und dass der Bauer nichts anderes zu thun habe, als das Zurücktreten des Ueberschwemmungswassers abzuwarten und dann seinen Samen in den Schlamm zu streuen. Im Gegentheil, gerade die Bewässerung, zu welcher der Nil eben nichts als das Material liefert, erheischt eine stete, aufmerksame und unablässige Thätigkeit, denn sie muss durch Dämme und Kanäle, durch regelmässige Arbeit an den Schöpfmaschinen, oder auch durch Schöpfen mit Menschenhand, durch Abschliessen dieser, durch Oeffnen jener Felder regulirt, nutzbar gemacht und ausgebeutet werden. Nur in seltenen Fällen und an vereinzelten Stellen des Nilthales kann man die Ueberschwemmungswasser einfach und direct sich über die Felder ergiessen lassen, und grössere, wirklich von Natur und ohne Vermittelung der Menschenhand überschwemmte Strecken sieht man daher fast nur dann [1], wenn der Nil

[1] Im Alterthum zwar, z. B. zu Herodot's Zeit und nach seiner Beschreibung (Buch II, c. 97), war dies in ausgedehnterm

die reguläre Höhe seiner alljährlichen Steigung überschreitet. Arbeit gibt's also auch von dieser Seite in Menge, und sie wiegt die schwierigere Bearbeitung des Ackerbodens, welche die Natur anderer Länder mit sich bringt, vielleicht vollständig auf. Dazu kommt die Plage, welche das Klima dem Landmann auferlegt, indem er unter dem glühendsten Sonnenbrande seine Arbeit verrichten muss, während er wiederum zugleich, in der ganzen Periode des hohen Nils, mannichfach im Wasser stehend zu arbeiten hat.

Alles aber, was zum Ackerbau und zur Bewirthschaftung des Bodens gehört, ist nun eben Sache des Fellachen. Und zwar hat er nicht nur das zu besorgen, was zunächst und direct des Landmanns Aufgabe ist, sondern er wird auch zu alle demjenigen herangezogen, was in einer nur indirecten Beziehung dazu steht, nämlich zu den oft grossen, umfangreichen uud langdauernden Arbeiten der Kanal- und Dammbauten; ja noch mehr: auch zu allem andern, was nach der willkürlichen Meinung und Bestimmung der Regierung in die Kategorie der öffentlichen Arbeiten oder des gemeinen Nutzens gehört. Erscheint dergleichen in dem einen oder andern Theile des Landes nothwendig, so werden ohne weiteres die Fellachen der nächsten oder auch fernerer Gegenden aufgeboten und an die Arbeit gestellt. Da hilft kein Widerstreben, die Regierung macht dabei ebenso wenig Umstände, kennt ebenso wenig irgendwelche Rücksicht, Nachsicht und Schonuug, als sie — wenigstens in den meisten Fällen — eine Vergütung oder Bezahlung verabfolgen lässt; im Gegentheil müssen die Leute noch

---

Masse der Fall. Aber seitdem hat sich bekanntlich durch die jährlich wiederkehrende Schlammablagerung der Boden nicht unbeträchtlich erhöht.

dazu sehr häufig sich selbst beköstigen und sogar ihre eigenen Werkzeuge mitbringen. [1]

Kurzum der Fellach und seine Arbeit sind für Aegypten von einer durch nichts zu ersetzenden Bedeutung. Die materielle Leistungsfähigkeit und Kraft des Landes ruht fast allein auf seiner Bodenproduction, diese aber wiederum sammt allen ihren Bedingungen — sofern sie nicht durch die Natur selbst gegeben sind — ausschliesslich auf der Arbeit des Fellachen; und so könnte Aegypten nimmer das durch seinen Reichthum in alter und neuer Zeit berühmte Land sein, wenn es nicht diese allzeit arbeitsame und allzeit geduldige Fellachenbevölkerung besässe.

Wer und was ist nun aber dieser Fellach, wie lebt und existirt er, welche Stellung nimmt er zu der übrigen Bevölkerung des Landes ein?

Man pflegt das Wort Fellach durch „Bauer“ wiederzugeben, und vollkommen richtig, denn die arabische Wurzel desselben bedeutet pflügen, das Feld bestellen. Aber man würde sehr in der Irre gehen, wenn man sich den Begriff des Wortes nach deutschen oder überhaupt europäischen Analogien zurechtlegen wollte. Man denke sich den Fellachen nur ja nicht als einen Bauer in unserm Sinne, denke nicht an ländliches Glück, an bäuerliche Wohlhabenheit, an Haus und Hof, an wohlbesetzte Stallungen und wohlgefüllte Speicher, denke nicht an den derben soliden Bauer Deutschlands, der etwas breit-

---

[1] Das ist das berüchtigte System der Corvée oder zwangsweisen Arbeit, zu welcher die Fellachen je nach Bedürfniss oder Wunsch der Regierung oder des Vicekönigs requirirt werden. Gesetzlich und auf dem Papiere zwar aufgehoben, besteht sie doch in Wirklichkeit immer noch fort, und wir werden an anderer Stelle noch weiter davon zu reden haben. Vgl. Bd. 2, Abschnitt I, Kapitel 4.

spurig, aber mit gutem Grunde selbstbewusst einherschreitet, der sein Vieh, sein Heu und Korn in der nächsten Stadt zu Markte bringt und nach abgeschlossenem Handel sich eine kräftige Mahlzeit nebst entsprechendem Getränk erlauben darf, der zu Hause seine Zeitung liest, in der Dorfschenke über Politik disputirt und in Angelegenheiten des gemeinen Wesens eine eigene Meinung hat und vertritt.

Von alledem ist bei dem ägyptischen Fellachen entfernt keine Rede. Er wird geboren in einer elenden Hütte, die nichts als ein viereckiger, flachgedeckter Kasten ist ohne Zwischenmauern und Binnenabtheilungen, dessen Wände aus Lehm bestehen, dessen einzige Oeffnung als Thür, Fenster und Rauchfang dient, dessen Einwohnerschaft durch die gesammte Familie ohne Unterschied, und dazu noch durch allerlei zwei-, vier- und sechsbeinige Hausthiere gebildet wird. Während seiner Jugendzeit bleibt das sein Vaterhaus; gründet er sich den eigenen Herd, so ist er um nichts besser als der, den er verlassen hat.

Die ersten Jahre seines Lebens hindurch besteht seine Beschäftigung und zugleich seine Erziehung darin, dass er sich, meistens ganz oder halb nackt, mit seinesgleichen im Staube herumkugelt und in Gemeinschaft mit ihnen die drastischen Redensarten einstudirt, an denen seine Muttersprache so reich ist, und in deren Gebrauch er sich später bei vorkommenden Gelegenheiten so ungemein geübt zeigt. Bald aber muss er anfangen, auch seinerseits des Landes Last und Hitze zu tragen. Er führt Büffel und Kamele auf die Weide, treibt Ziegen und Esel ihres Weges, betheiligt sich auch, an der Seite seiner Mutter, bei den den Weibern obliegenden häuslichen Arbeiten, unter denen namentlich die saubere Beschäftigung des Knetens von Dünger,

welcher verarbeitet und getrocknet als Brennmaterial dient, eine grosse Rolle spielt.

Hat der junge Fellach ein kräftigeres Alter errreicht, so wird er einfach bei den Feldarbeiten angestellt und tritt so nach und nach in das gewöhnliche Niveau seines Standes. Besonders gesucht aber ist er in diesem Alter für die Córvéearbeiten; soweit man dabei die Manneskraft irgend entbehren kann, requirirt man an ihrer Stelle halbwüchsige Knaben und Mädchen, weil diese am leichtesten ohne Schaden der Feldarbeit entzogen werden können; häufig genug sieht man daher bei solchen Gelegenheiten ganze Scharen von Kindern beschäftigt, welche graben, hacken, schaufeln, Schlamm, Erde, Steine oder Mörtel schleppen und wie Ameisen durcheinander wimmeln.

Steht aber des jungen Fellachen Sinn auf etwas anderes als den allergewöhnlichsten Lebenslauf seiner Genossen, so geht er in irgendeine Stadt, mit Vorliebe aber in die grossen Städte, verdingt sich dort als Diener, Pferdeknecht, Vorläufer u. s. w., oder unternimmt auch auf eigene Hand das freie Gewerbe des Schuhputzers oder des Eseljungens. Viele bleiben auf diese Weise in den Städten, führen dort ein verhältnissmässig viel bequemeres und besseres Leben als zu Hause und würden, bei den meist sehr guten Löhnen, auch zu einigem Vermögen kommen, wenn nicht die Hand der Regierung sie auch da zu finden wüsste. Die meisten aber gehen, wenn sie in den Städten auf diese Weise ihre hohe Schule gemacht, dennoch wieder heim, denn der Aegypter hat neben manchen andern guten Eigenschaften, die auf Herz und Gemüth schliessen lassen, auch eine grosse Anhänglichkeit an seinen Heimatsort und an die heimische Scholle. Dort wieder angekommen, hat er keinen weitern Gesichtskreis mehr als sein Dorf, d. h. die Anzahl von Maulwurfshügeln, welche es bilden, und be-

schäftigt sich mit nichts anderm mehr als mit dem, was ein Tag um den andern ihm bringt von Last und Plage, oder von Erholung in süssem Nichtsthun, das er über alles liebt.

Von einer „Stellung“, die der Fellach im bürgerlichen Leben einnähme, kann mithin im Grunde gar keine Rede sein. Er weiss nichts von Selbstbewusstsein und Selbstgefühl, nichts von Anerkennung, die seinem Stande oder seiner Arbeit gezollt würde, nichts von Wohlhabenheit oder von freier Disposition über seinen Erwerb, und vollends nichts von irgendeiner Bildung, von einer eigenen Meinung, von einer Kenntniss allgemeiner Landesangelegenheiten oder von Parteiergreifen in denselben. Er ist eben à la merci de tout le monde, und spielt in dem Organismus des Ganzen eine ausschliesslich passive Rolle.

So war es schon unter den Pharaonen, wo der Bauer nicht nur nicht als Eigenthümer seines Bodens galt [1],

[1] Wenn auch vielleicht noch nicht in den ältesten Zeiten, so doch seit Joseph's des Israeliten Zeit, der durch die 1 Mose 47, 13 fg. berichteten Massregeln den Bauer zu einem blossen Tagelöhner des Königs machte, indem er während der Hungersnoth allen Grund und Boden für die Krone erwarb, ausgenommen die Ländereien der Priester, die unveräusserlich waren. — Wie sehr übrigens auch in andern Beziehungen, namentlich in Bezug auf Armuth und Steuerdruck, das Los des ägyptischen Bauers zur Pharaonenzeit demjenigen der heutigen Fellachen ähnlich war, dafür findet sich ein merkwürdiges Zeugniss in einer Inschrift, welche Brugsch (in einem der Vorträge, die er unter dem Titel „Aus dem Orient“ herausgegeben) aus einem altägyptischen Grabe mittheilt: „Warum willst du die Wissenschaften im Stich lassen“ — spricht der dort begrabene Mann der Wissenschaft in den Wandinschriften — „um dich mit den Arbeiten des Feldes abzumühen? Hast du denn niemals die Lage eines Landmannes in Betracht gezogen?“ Nachdem dann zuerst die Mühen und Plagen geschildert sind, die ihm seine Arbeit als solche verursacht, heisst

sondern auch zu Fronarbeiten in einem Masse herangezogen wurde, wie vielleicht später kaum wieder; das beweisen die Kolossalbauten jener alten Zeit, die nur ausgeführt werden konnten, wenn dazu Hunderttausende aufgeboten wurden, wie denn das z. B. betreffs der Pyramiden auch wirklich von den alten Schriftstellern berichtet wird. So war es ferner zur Zeit der griechischen Ptolemäerherrschaft und nachher des römischen Kaiserreichs. So war es gleicherweise in der langen Schreckenszeit der Mamluken, wo der arme Bauer und überhaupt der geringe Mann neben den Abgaben, die er schon regelmässig zu entrichten hatte, immer fürchten musste, von diesem oder jenem Bey oder selbst von den Banden der niedern Söldner überfallen und bis auf seine letzten Besitzthümer ausgeraubt zu werden.

Aehnlich war es selbst noch unter Mohammed-Ali, dem man den Namen eines Regenerators von Aegypten, und in vielen Beziehungen verdientermassen, beilegt. Auch er plagte und sog die Fellachen, wenigstens zeitweilig, auf das rücksichtsloseste aus, zwar nicht, das muss man anerkennen, zu seiner persönlichen Bereicherung

---

es weiter: „Das Eisen am Pfluge stumpft sich ab, und das Ackerpferd verendet vor Anstrengung beim Ziehen der Pflugschar. Der Schreiber der Regierung steigt an der Landungsstelle des Dorfes aus und treibt die Abgabe ein. Die ihn begleitenden Beamten drohen mit Knitteln und die schwarzen Sklaven mit Palmstöcken. Sie schreien ihm entgegen: Gib Korn her als Geschenk für uns! und thut er es nicht, so strecken sie ihn auf den Boden aus und schlagen ihn. Er wird gefesselt, ins Wasser getaucht und mit Gewalt gestossen; sein Weib wird vor seinen Augen gebunden und seinen Kindern werden die Kleider genommen. Seine Knechte fliehen und lassen das Getreide im Stich." — Der einzige Unterschied zwischen damals und jetzt ist vielleicht der, dass gegenwärtig wol kaum ein Fellach so glücklich sein möchte, „Knechte" zu besitzen. Als solche dienen ihm sein Weib und seine Kinder.

oder zur nutzlosen Verschleuderung des Geldes, sondern um der leeren Staatskassen und überhaupt um staatlicher Zwecke willen. Da aber kannte er auch keine Schonung: er belastete die Fellachen mit oft unerschwinglichen Abgaben, versetzte ganze Scharen aus einer Gegend in eine andere, die er etwa cultiviren wollte, requirirte sie zur Corvée nach Tausenden und Zehntausenden, hob sie während seiner Kriege in Arabien, Griechenland, Syrien und Kleinasien zum Dienste in der Landarmee und Flotte aus, und das immer von neuem, ob auch noch so viele in den Wüsten zu Grunde gingen oder in den Kämpfen erlagen; er machte die Dörfer und Bezirke solidarisch haftbar für Steuerrückstände der einzelnen und erklärte im Nichtzahlungsfalle die ganzen Complexe von Ländereien für Staatseigenthum; er setzte endlich diesem ganzen System absolutistischer Ausbeutung die Spitze auf durch die Etablirung der Monopole, wonach die Fellachen gezwungen waren, alle Erträgnisse des Bodens und ihrer Arbeit ausschliesslich an die Regierung, und zwar zu den von dieser selbst festgesetzten Preisen, zu verkaufen, infolge wovon denn die Regierung mittels des Exporthandels enorme Gewinne erzielte, die ländliche Bevölkerung aber je länger desto vollständiger zu Grunde gerichtet wurde.

Und in der Gegenwart? Nun, wer im Lande lebt, weiss, dass die Stellung des Fellachen im bürgerlichen oder staatlichen Organismus auch jetzt noch keine viel bessere geworden ist. Zwar hat die schrankenlose Willkür einer gewissen gesetzlichen Regelung der Verhältnisse Platz gemacht, aber leider sind in Aegypten gesetzliche Bestimmungen und thatsächliche Ausführung derselben weit auseinanderliegende Dinge. Zwar sind die Monopole aufgehoben, dafür aber sind die Steuern erhöht und werden von einer Unzahl von Gegenständen

erhoben. Die Corvée besteht fort und wird, wo immer sie der Controle europäischer Augen entzogen werden kann, in gleicher Weise wie früher geübt; willkürlich und schonungslos werden die Fellachen aufgeboten zu Damm- und Kanalbauten, zu Wege- und Eisenbahnarbeiten, zur Hülfeleistung bei dem Bau von Palais und sonstigen vicekoniglichen Privatunternehmungen, zur Beackerung und Bewässerung der Felder auf den grossen Domänen.

Und nicht nur dass von höchster Stelle her dieser Druck auf den Fellachen lastet, wird derselbe noch wesentlich verschlimmert durch die zwischen den Bauern und der Regierung stehenden Beamten, von dem rohen Kawassen und dem habsüchtigen Dorftyrannen (dem Schech-el-beled oder Ortsvorsteher) an bis hinauf zu dem Mudîr (Provinzialgouverneur) und den in der Nähe ansässigen Paschas. Durch alle diese Beamtenstufen hindurch herrscht dasselbe System: ein jeder hält sich an den zunächst unter ihm Stehenden, sowol für seine Bereicherung als für die Erfüllung seiner sonstigen Wünsche; was endlich an die Regierung gelangt, ist immer nur ein Theil (oft nur ein geringer Theil) von dem, was thatsächlich geleistet wird, und das schliessliche Opfer all dieser mit vereinten Kräften geübten Erpressungen und Bedrückungen ist natürlich der unterste Rang, der arme Fellach.

Damit sind die Volksklassen, wie sie sich innerhalb der eingeborenen Bevölkerung darstellen, in allgemeinen Zügen zur Anschauung gebracht und nach ihrer Geschiedenheit voneinander, sowie nach ihrer Stellung zum bürgerlichen und staatlichen Ganzen gezeichnet.

Es ist nun sehr natürlich, dass diese schroffen Scheidungen und dieser Mangel an bürgerlicher Gleichstellung, welcher, obschon nicht dem Gesetze nach, so doch in Wirklichkeit existirt, auch in Bezug auf das gesellschaftliche Wesen, auf die Umgangs- und Verkehrsverhältnisse ihren Einfluss geltend machen. Auch hier nimmt man augenblicklich die Scheidewände wahr, welche zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung sich aufgerichtet haben, und welche einen geselligen Verkehr zwischen den höhern und niedern völlig abschneiden. Ausser jener herkömmlichen Scheidung der Stände wirkt aber hier noch der devote, unterwürfige Sinn mit, der dem Orientalen niedern Ranges gegenüber dem Höhergestellten eigen ist, und welcher seinen Grund theils in den uralten patriarchalischen Einrichtungen und Anschauungen des Orients hat, theils aber auch, und für Aegypten besonders, in der jahrtausendelangen Knechtung der Niedern durch die Vornehmen. Der ganze Verkehr zwischen diesen beiden Volkstheilen bewegt sich daher fast nur auf dem Fusse von Herr und Knecht, und es ist für das ausgeprägtere Selbstbewusstsein des europäischen Beobachters oft mitleiderweckend, ja indignirend, sehen zu müssen, wie selbst den eclatantesten Beweisen des Hochmuths und herrischer Nichtachtung gegenüber der geringe Mann aus dem Volke doch nichts anderes zu thun weiss, ja nicht einmal an etwas anderes denkt, als seinen Nacken zu beugen und vielleicht gar mit einem „hâder, ja-szidi“ (zu Befehl, mein Herr) zu antworten.

Eine Vermengung der Klassen, ein Durcheinanderlaufen der Fäden aus den untern in die obern und umgekehrt, findet also nicht oder nur in den seltensten Fällen statt, und so kann von einer ägyptischen „Gesellschaft“ im europäisch civilisirten Sinne des Wortes schon aus diesem Grunde keine Rede sein.

Man kann hier höchstens den niedern Begriff der „Geselligkeit“ in Anwendung bringen, und diese ist denn allerdings unter den Aegyptern nicht nur in demselben Masse zu finden wie unter andern Völkern, sondern es macht sich bei ihnen sogar ein ganz besonderer geselliger Zug, eine besondere Zuthunlichkeit und Neigung zu gegenseitigem Anschluss geltend. Nur bleibt auch diese Geselligkeit fast lediglich innerhalb der verschiedenen Klassen des Volks, ist also keineswegs geeignet, ein Moment der Gemeinschaft für alle zu bilden. Aber selbst innerhalb dieser engen Grenzen ist die Geselligkeit, wiewol geliebt und gesucht, keineswegs irgendwie fruchtbarer und bildender Natur, sie ist vielmehr von einer traurigen Leere und Inhaltslosigkeit.

Bei den niedern Klassen beschränkt sie sich fast ganz und gar auf das Zusammenhocken in oder vor den Häusern und Hütten oder in den Kaffees, zum Zwecke des Rauchens, Kaffeetrinkens, Schwatzens oder kindlichen Amusements irgendeiner Art, und vor allen Dingen des süssen, geliebten Nichtsthuns. Damit scheinen alle Ansprüche dieser Leute an Geselligkeit oder gesellschaftliches Leben befriedigt.

Bei den bessern Klassen, den Reichen und Vornehmen, ist es um die Geselligkeit keineswegs anders oder besser bestellt. Wol ist sie in Gemässheit der Umstände, d. h. des grössern Besitzes und höhern Standes, äusserlich modificirt, im Wesen aber ist sie dieselbe; denn einen wesentlich andern Charakter oder höhere Zwecke und Ziele hat sie nicht. Geistige Triebfedern, das Verlangen nach bildendem Umgange, das Absehen auf gegenseitige Belehrung und Förderung, oder auch nur auf allgemeine geistige Anregung und Belebung, diese Dinge fehlen gänzlich. Sich besuchen, sich bewirthen, auf dem Divan nebeneinander hocken, sich von diesem

und jenem erzählen, oder Festlichkeiten veranstalten, wo geschmaust wird und Tänzerinnen oder Sängerinnen (natürlich arabische) sich produciren, das ist in diesen Kreisen der Charakter der Geselligkeit.

In der weiblichen Gesellschaft, wenn man diesen Ausdruck für Aegypten in Anwendung bringen darf, wird man vollends nicht erwarten können etwas Besseres zu finden; im Gegentheil, die Haremsgeselligkeit ist, dem niedrigen Standpunkte der orientalischen Frau und ihrer steten Abgeschlossenheit entsprechend, noch weit nichtssagenderer Art als die der Männer. An Ausdehnung der geselligen Zusammenkünfte zwar mangelt es nicht, denn die Haremsbesuche, oder die Rendezvous, die man sich z. B. in den Bädern gibt, dauern oft einen ganzen Tag lang und darüber; auch nicht an Entfaltung von Pracht und Luxus, denn die kostbarsten Stoffe und die reichsten Schmucksachen findet man in den Harems der Vornehmen, und es werden oft Tausende ausgegeben, um eine berühmte Sängerin oder Tänzerin oder dergleichen zur Unterhaltung der geladenen Freundinnen zu engagiren. Aber das bildet auch den ganzen Inhalt dieser Geselligkeit, wie es denn eben den ganzen Inhalt des Lebens dieser Frauen bildet. Was höher liegt, ist für sie terra incognita, und es ist oft kaum glaublich, wenn man von europäischen Damen, die solchen Haremsbesuchen oder Festen beigewohnt haben, berichten hört, wie beschränkt die Anschauungen, wie ungeschickt das Benehmen, wie kindisch die Gespräche dieser Orientalinnen sind.

Ein näheres Eingehen auf die innern Verhältnisse des arabischen Hauses sammt denen des ehelichen und Familienlebens würde es noch deutlicher machen, warum es eine höhere und edlere Geselligkeit hier nicht geben kann. Dies bleibt indess dem folgenden Abschnitt vor-

behalten, der es speciell mit Haus und Familie zu thun haben wird.

Wenn nun nach alledem es sich schon leicht begreift, dass und warum die „Gesellschaft“ in unserm Sinne des Wortes ein auf ägyptische Verhältnisse nicht anwendbarer Begriff ist und demgemäss in Aegypten nicht existirt, so tritt doch zu allen diesen Gründen noch ein anderer hinzu, welcher der hauptsächlichste und tiefste, ja der eigentlich entscheidende ist, und welcher zugleich auch die andern alle in sich schliesst: Das ist der Mangel der geistigen Vorbedingungen, der Mangel geistiger Interessen, die einen Vereinigungspunkt für alle bilden können, der Mangel des Bedürfnisses nach geistigem Austausch und nach eigenem geistigen Wachsthum, mit einem Worte: der Mangel einer tiefer dringenden und zugleich allgemeiner verbreiteten Bildung.

Gerade diese ist in wirklich civilisirten Ländern die Grundbedingung für das, was man im engern und eigentlichern Sinne die Gesellschaft nennt. Auch dort gibt es ja verschiedene Klassen und Stände, auch dort gibt es sogar manchmal in den höhern und höchsten Ständen einen Dünkel gegenüber den niedern, welcher dem eines Paschas gegenüber dem Fellachen kaum nachsteht. Aber jene geistigen Momente, welche in den Lebensbeziehungen gebildeter Menschen von selbst sich geltend machen, bilden dort einen Boden, der trotz aller Unterschiede dennoch allen Klassen gemeinsam ist, wo alle sich finden können und sich als gleichberechtigt anerkennen müssen.

Wer bei uns einen gewissen geistigen Standpunkt einnimmt, wer einen bestimmten Grad von Wissen, von Schulung des Denkens, von Ausbildung des Charakters besitzt, und daneben ein gewisses Mass von feiner Sitte und äusserer Umgangsform sich angeeignet hat, der ge-

hört eben damit ganz von selbst zur guten Gesellschaft, mag er auch in Bezug auf Geburt oder äussere Stellung einen vielleicht untergeordneten Rang einnehmen. Und je reicher seine geistige und gemüthliche Beanlagung, je umfassender die Ausbildung derselben, je gereifter sein Urtheil, je charaktervoller seine Haltung, je taktvoller sein Auftreten, je rücksichtsvoller seine Handlungsweise, desto sicherer wird er auf jenem gemeinsamen Boden der guten Gesellschaft, der für den ungebildeten oder innerlich rohen Menschen, mag er auch vielleicht hochgeboren oder äusserlich gewandt und geschliffen sein, meist ein unsicherer und gefährlicher ist, seine feste und dauernde Stellung nehmen können. Der Adel der Bildung, der Sitte und des Charakters hat in der Anschauung aller wirklichen Culturvölker den Vorzug vor dem Adel der Geburt, des Standes oder gar des Geldes, — wenn dies letztere nicht schon in sich selbst ein widersprechender Begriff ist. Die Aristokratie des Blutes und der Ahnen ist für sich allein in den Augen des urtheilsfähigen Menschen werthlos; sie bleibt trotz aller eingebildeten Höhe ein niederer Standpunkt, wenn nicht zugleich eine innerliche Höhe der äusserlichen entspricht, wenn ihr nicht durch Wissen und Können, durch Geistes- und Charakterbeschaffenheit, durch Anschauungs- und Handlungsweise diejenige Noblesse verliehen wird, die wirklich diesen Namen verdient. Die Aristokratie des Geldes aber hat vollends an sich allein keinen Werth, ja wird geradezu verächtlich, sobald sie mit Stolz und hochfahrendem Wesen verbunden ist und sich beikommen lässt, andere um deswillen gering zu achten, weil sie über so und so viele Tausende oder Hunderttausende weniger gebieten. Auch sie kann eine Würde, ja einen Inhalt nur dadurch bekommen, dass sie zugleich in geistiger und sittlicher Beziehung den Standpunkt einnimmt, der an sich selbst

und allein einen viel höhern Adel verleiht als Wappenschilde, Titel oder Reichthümer.

Diese Anschauungen von der alles Aeusserliche überwiegenden Bedeutung der geistigen und sittlichen Besitzthümer des Menschen haben bei uns vermöge der jahrhundertelangen geistigen Erziehung und der immer weiter sich verbreitenden Bildung das Bewusstsein der Völker durchdrungen und sind nicht nur für die Beschaffenheit, sondern selbst für die Existenz der „Gesellschaft“ die massgebenden Grundlagen und die regierenden Principien geworden. Und nur darum, weil die gebildete Welt solchergestalt mit geistigen Elementen durchsetzt ist, weil in ihr das Verständniss für die Bedeutung derselben herrscht, nur darum ist dort eine Gesellschaft möglich, die sich aus allen Schichten und Klassen zusammensetzt und innerhalb deren der einzelne seine Berechtigung nicht seinem Stande, sondern seiner Persönlichkeit, seiner persönlichen Geltung verdankt.

Eben diese geistigen Elemente aber, und natürlich mit ihnen auch das Bewusstsein und die Anerkennung ihres Werthes, fehlen zur Stunde noch der Bevölkerung Aegyptens, sowie fast sämmtlichen Völkern des Orients. In welchem Grade sie fehlen, das kann nur der ermessen, der im Orient selbst lebt oder lange genug sich aufgehalten hat, um etwas mehr von dem Wesen der Dinge kennen zu lernen, als der Tourist kennen zu lernen pflegt. Wie lange sie fehlen werden, wer kann das sagen! Die Völker entwickeln sich zuweilen schnell, wenn nur die richtige Bahn betreten wird, und das ägyptische Volk vereinigt alle Voraussetzungen zu einer schnellen Entwickelung in sich. Aber so viel ist gewiss, eine grosse Arbeit wäre erforderlich, um eine solche Bildung des Volkes zu Wege zu bringen, eine Arbeit, die zwar gleichzeitig von unten herauf und von oben herab, aber doch,

wie die Verhältnisse des Orients einmal sind, vorzugsweise von oben herab betrieben werden müsste, eine Arbeit, die in ernsterm und wahrerm Sinne den Namen einer civilisatorischen verdiente, als das Scheinwesen, das man nach dieser Richtung hin gegenwärtig in Aegypten zu pflegen bemüht ist.

Solange aber jener Mangel andauert, solange werden auch die gesellschaftlichen Zustände bleiben wie sie sind, solange wird eine Gesellschaft in unserm Sinne des Worts nicht existiren, solange wird es nichts geben als bürgerlich geschiedene Klassen, ohne tiefere geistige Beziehungen zueinander, solange wird selbst das, was von Geselligkeit innerhalb der verschiedenen Klassen vorhanden ist, ohne höhern und edlern Inhalt, ohne geistig weckende, befruchtende und fördernde Kraft bleiben müssen.

2.

Haus und Familie; Stellung des Weibes; Sklaverei.

Gleicherweise wie der Begriff Gesellschaft, so sind auch die Begriffe Haus und Familie auf ägyptische und überhaupt orientalische Verhältnisse nicht in dem gleichen Sinne wie auf die der christlichen und wahrhaft civilisirten Länder anzuwenden. Was man in Europa, und namentlich unter den Völkern germanischen Stammes, Haus und Familie, häusliches und Familienleben, häuslichen Sinn, häusliche Erziehung u. s. w. nennt, das alles sucht man unter den Völkern des Orients vergebens. Und dass diese Dinge mangeln, noch mehr aber, dass sie mangeln müssen, d. h. dass es Umstände gibt, welche diesen Mangel mit Nothwendigkeit erzeugen und welche gleichwol so ganz und gar zur Lebensordnung des Orients gehören, dass sie ohne eine vollständige religiöse und sociale Umwälzung absolut nicht zu beseitigen sein würden, — gerade dies ist das tiefste Unglück der vom Islam beherrschten Völker des Orients, gerade dies ist der schwerste Schaden, an dem ihr Leben krankt und durch den sie je länger desto mehr zu Grunde gerichtet werden.

Um mit den niedern und niedersten Volksklassen zu beginnen, so gibt es hier, und zwar in weit höherm Grade als bei den niedern Klassen in europäischen Ländern, allerlei Aeusserlichkeiten, welche ein eigentliches Familienleben sozusagen unmöglich machen. Wenn der Leser sich erinnern will, was in den frühern Abschnitten schon über die Lebensweise und namentlich auch über die Wohnungsverhältnisse der niedern Klassen in Aegypten erwähnt worden ist, so wird er es leicht begreifen, dass dieselben in Beziehung auf den hier in Rede stehenden Gegenstand keineswegs einen günstigen Einfluss üben können. Was diese Leute bewohnen, das kann man in den meisten Fällen kein Haus nennen, es ist eine armselige Hütte, ein Gelass der dürftigsten Art, gemeinsam bewohnt von Menschen und Vieh und Ungeziefer, voll Schmutz, Rauch und dicker, ungesunder Luft. Wie soll da die Familie, die dasselbe bevölkert, sich wohl fühlen, wie ein Gefühl der Anhänglichkeit an dasselbe bekommen, wie kann da von einem Leben im Hause, von einem Leben des Hauses die Rede sein! — Dazu kommt der überaus geringe Inhalt, den überhaupt das Leben dieser Leute hat: entweder unablässige Mühe und Plage, der sich Männer und Weiber mechanisch und gedankenlos unterziehen, oder zeitweilig träges Nichtsthun und Schwelgen in apathischer Ruhe; Umherlaufen der Kinder, oder wenn sie älter werden, auch für sie Arbeit und Plage, abwechselnd mit völligem Faulenzen. Dinge, die alle miteinander an das Haus fesselten und dem häuslichen Dasein an sich einen Gehalt gäben, sind nicht vorhanden.

Aber nicht nur das häusliche Leben, auch das Familienleben, ja bis zu einem gewissen Grade selbst der Familiensinn, muss diesen Leuten abgehen. Zufolge des Mangels an jeglicher geistigen und gemüth-

lichen Ausbildung sind die feinern und zartern Empfindungen bei ihnen in keiner Weise geweckt, und was davon vorhanden, ist allein die unmittelbare Gabe der Natur, nicht veredelt durch irgendwelche Erziehung, und geht daher selten über den blos instinctiven Trieb oder das blosse natürliche Gefühl hinaus. Die Glieder dieser Familien leben deshalb oft mit grosser Gleichgültigkeit nebeneinander dahin; Mann und Frau sind eben nichts als Mann und Frau; Kinder und Kindeskinder werden geboren und wachsen auf ohne Erziehung, die Rücksicht auf das materielle Dasein ist die überall massgebende, und es existiren kaum tiefer gehende geistige oder gemüthliche Momente, welche sie alle in dem Gefühle der Zusammengehörigkeit wirklich enger vereinigten.

Es soll damit keineswegs gesagt sein, dass die natürlichen Empfindungen von Aeltern- und Kindesliebe nicht auch hier vorhanden wären; sie sind im Gegentheil bei dem ägyptischen Volke sehr lebhaft, und oft habe ich mit stiller Freude beobachten können, wie Männer oder Frauen ihre Kinder mit Liebe und Zärtlichkeit überhäufen und wie sie selbst in materieller Hinsicht, obgleich ihnen das besonders schwer wird, für sie die grössten Opfer zu bringen vermögen. Auch auf seiten der Kinder ist durchschnittlich die Liebe zu den Aeltern, und namentlich ein pietäts- und respectvolles Betragen gegen den V a t e r, ein vielfach und manchmal selbst auffallend hervortretender Zug. In diesem Sinne fehlt es unter den orientalischen Völkern gewiss nicht an Familienbewusstsein und Familiengefühl, wie denn ja eben hierauf das patriarchalische Wesen beruht, das in allen Verhältnissen des Orients einen so grossen Einfluss übt und dessen heimatlicher Boden bekanntlich gerade der Orient ist.

Aber der Grund für die Verkümmerung des Familienlebens liegt auch nicht sowol hier, — nicht sowol in

den Beziehungen der Aeltern zu den Kindern und umgekehrt, — sondern er liegt vielmehr in den Beziehungen der Aeltern zueinander, in dem Verhältniss des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne. Das Haupt der Familie soll doch eben nicht der Mann allein, sondern sollen vielmehr die Aeltern sein, die trotz ihrer Zweiheit doch sowol in sich selbst als auch für die Kinder eine untrennbare Einheit zu bilden haben. Die Aeltern sollen zu allererst, und durch ihre innere wie äussere Stellung zueinander, die Familie darstellen und das Leben derselben vorbilden, von ihnen soll der Geist ausgehen, der die einzelnen Familienglieder erfüllt und untereinander verbindet, und das Verhältniss, das zwischen den Aeltern besteht, ist massgebend für den Sinn, welcher innerhalb des Ganzen waltet. Wo aber fänden sich in Aegypten, wo im gesammten Orient Familien, in denen eine solche Auffassung herrschend wäre und wo man ihr mit Bewusstsein Ausdruck gäbe?

Ohne hier schon demjenigen vorzugreifen, was weiterhin über diesen Punkt, der für dieses ganze Kapitel den eigentlichen Haupt- und Kernpunkt bildet, noch speciell zu sagen ist, will ich hier nur bemerken, dass der unheilvolle Einfluss, den die schmählich herabgedrückte Stellung des Weibes nach jeder Richtung hin auf das Leben des Hauses und der Familie ausübt, in den untersten Volksklassen noch grösser ist als in den andern, besser situirten. Für den armen Fellachen ist die Ehe fast nur das Mittel zu einem doppelten Zwecke von mehr oder weniger äusserlicher Natur: einmal sich eine Gehülfin für seine Arbeit, oder vielmehr eine billige Dienerin zu verschaffen, welcher nicht nur ein Theil, sondern sogar der grössere Theil der Arbeit aufgelegt wird und welche gewisse niedrige Arbeiten ganz allein zu übernehmen hat; sodann, eine Nachkommenschaft zu erhalten,

was immer einer der Hauptwünsche des Orientalen ist, weshalb auch das Weib seinerseits nichts so sehr begehrt, als dem Manne Kinder schenken zu können. Das Weib zu erlangen, muss er sich oft viel kosten lassen; denn wie in alten Zeiten die Werbung um Rebekka für Abraham's Sohn Isaak von reichen Geschenken begleitet sein, wie Jakob durch je sieben lange Arbeits- und Dienstjahre seine zwei Weiber Rahel und Lea erkaufen musste, so ist auch heutzutage noch der Brautschatz oder Brautpreis, den der Bräutigam an die Braut und die Aeltern derselben auszuzahlen hat, die conditio sine qua non für die Erlangung der Braut. Die Beschaffung dieses Brautschatzes aber ist für den Mann oft eine nicht leichte Aufgabe, sondern erschöpft zuweilen sein ganzes Vermögen.

Der Mann hat mithin die Verbindung mit seinem Weibe auf Grund eines Handels geschlossen, er hat zuweilen dabei ein namhaftes pecuniäres Opfer gebracht; das Weib ist ihm darum gewiss etwas werth, — ob es aber auch seinem Gefühle etwas werth ist? Wenn nicht während des Zusammenlebens sich eine Zuneigung zwischen den Eheleuten entwickelt, was freilich wol meistens der Fall ist, — vorher kann sie jedenfalls nicht vorhanden sein. Denn woher sollte sie wol kommen? Hat doch der Mann keinerlei Gelegenheit, die von ihm oder auch für ihn ausersehene Braut kennen zu lernen, weiss er doch von ihrer Gestalt und ihrem Wesen nur durch die Beschreibung derer, die zur Vermittelung berufen sind, kann er doch seine Werbung nur durch Mittelspersonen anbringen, sieht er doch ihr Angesicht zum ersten mal nach bereits vollzogener Hochzeitsfeierlichkeit, — und ist doch somit alle Möglichkeit abgeschnitten, dass die eheliche Verbindung auf Grund einer schon vorhandenen Neigung und vollends einer tiefer begründeten

Neigung oder Erregung des Gefühls geschlossen werden könnte.

Diese letztern Umstände, als aus der orientalischen und mohammedanischen Sitte hervorgehend, sind freilich für alle in gleicher Weise vorhanden und machen daher ihre Wirkung ebensowol für die bessern Klassen wie für die untersten geltend. Eben darum kann es aber auch in Bezug auf die gegenseitige Zuneigung, auf Grund deren eine Ehe geschlossen werden könnte, bei den einen kaum besser bestellt sein wie bei den andern.

In Bezug auf die äussern Bedingungen zwar steht natürlich bei den höhern Klassen, bei den Reichen und Vornehmen, die Sache um vieles günstiger als bei den Armen. Hier fällt manches von dem, was dort ein besseres häusliches und Familienleben behindert oder gar unmöglich macht, hinweg; hier gibt es nicht tägliche Mühe und Plage, nicht den Kampf um die materielle Existenz, nicht die Zersprengung aller Familienglieder aus Veranlassung der Arbeit und des Broterwerbs. Hier ist Wohlhabenheit, oft grosser Reichthum, hier ist geordnete Tagesarbeit oder auch keine Arbeit, wenigstens keine solche, zu der irgendeine Nöthigung vorhanden wäre; hier ist häusliche Ruhe und Bequemlichkeit, hier sind oft ausgebreitete verwandtschaftliche oder gesellige Beziehungen, hier wird oft ein reiches und grosses Hauswesen geführt. Kurzum, hier ist in äusserlicher Hinsicht durchaus der Boden vorhanden, auf dem unter den civilisirten Völkern der christlichen Welt ein reiches und schönes Leben des Hauses, ein inniges und edles Familienleben, erweitert und bereichert noch durch die Elemente einer feinern Geselligkeit, sich entfalten kann und zu entfalten pflegt.

Im Orient aber ist es nicht so; da bleibt ein solcher Boden, auch wenn er vorhanden, doch nach dieser

Richtung hin fast immer vollkommen steril. Und fragt man warum, so liegt die Antwort auf diese Frage fast ausschliesslich in dem schon vorübergehend erwähnten Umstande, dass die Basis, auf der Haus und Familie sich aufbauen sollen, an sich selber morsch und faul ist. Diese Basis, nämlich der Ehestand, das Verhältniss beider Aeltern zueinander und zu den Kindern, die Stellung des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne, ist selber in ihrem geistigen und sittlichen Bestande aufs schwerste geschädigt, und eben darum kann auch das Leben des Hauses und der Familie im Orient niemals denjenigen Charakter gewinnen, den wir daran zu sehen und davon zu fordern gewohnt sind.

Ein näheres Verständniss von dieser Lage der Dinge lässt sich indess nur gewinnen, wenn man die hier massgebenden Einrichtungen, Sitten und Anschauungen des islamitischen Orients, — also den Harem, die Eheschliessung und Ehescheidung, die Polygamie, den Charakter, die Erziehung und sociale Stellung des Weibes, — etwas genauer in Betracht zieht.

Was den Harem (richtiger: Harîm) angeht, so wissen wir allerdings von der Beschaffenheit und dem Leben desselben manche Details nicht, die, wenn wir sie wüssten, unser Urtheil vielleicht hier und da bestimmen und modificiren könnten, wiewol freilich zu befürchten ist, dass sie dasselbe eher noch ungünstiger als günstiger stellen würden. Aber wir wissen über das Haremswesen jedenfalls genug, um einerseits seine Art und Natur an sich mit voller Sicherheit beurtheilen zu können, und um andererseits mit der gleichen Sicherheit Schlüsse zu ziehen auf seine Wirkungen, nämlich auf den in kaum

berechenbarem Grade schädlichen und zerstörenden Einfluss, den es in sittlicher und socialer Beziehung ausüben muss.

Man hat in Europa mannichfach sehr verkehrte Vorstellungen von dem mohammedanischen Harem. Theils zu hochgespannte und schöngefärbte, wie sie hervorgerufen werden etwa durch die Schilderungen poetisch gestimmter europäischer Damen, die, hier und da zu Haremsfestlichkeiten in grossen, reichen Häusern zugelassen, nichts gesehen haben als die Pracht, den Luxus, die Bequemlichkeit, womit die Damen des Harems umgeben sind, und die dann solche Scenen mit Vorliebe in die farbenreichen Gemälde aufnehmen, die sie von den „Wundern des Orients“ im Stile von Tausendundeine Nacht zu entwerfen pflegen. Anderntheils aber sind die Vorstellungen auch wiederum zu niedrig und zu gemein, indem man bei dem Worte Harem nur an einen Schauplatz extravaganter sinnlicher Lust, an eine „Heerde“ unglücklicher Frauenzimmer denkt, welche, in die vier Wände ihrer Gemächer eingesperrt, nur dazu da sind, ihrem gemeinsamen Herrn und Gemahl zum Gegenstande des niedrigsten Genusses zu dienen.

Auch über Bestand und Zusammensetzung des Harems ist man vielfach im Irrthum, indem man sich denkt, die dazu gehörigen Wesen seien sämmtlich die „Frauen“ des betreffenden Mannes, während in Wirklichkeit diese den bei weitem geringern Theil des Gesammtharems ausmachen, und der bei weitem grössere durch die für sie gehaltene Dienerschaft gebildet wird. In den Harems der Reichen gibt es meistens eine grosse Anzahl von Sklavinnen, von denen zwar manche auch dem Herrn als Concubinen dienen, die allermeisten aber Eigenthum der Frauen und zu deren speciellem Dienste vorhanden sind. Ausserdem kommen die Eunuchen hinzu, die theils wirkliche Wache, theils Ehrenwache und Ehrenbegleitung

der Frauen sind und deren es in den grössern Harems oft eine nicht unbeträchtliche Zahl gibt. Daraus erklärt es sich, dass zu einem Harem oft Hunderte von Personen gehören. Man wird sich vielleicht aus den Zeitungen erinnern, dass der jetzige Sultan bei seiner Thronbesteigung den Harem seines Vorgängers auflöste, und dass dieser auf nicht weniger als dreizehnhundert Personen angegeben wurde — eine Zahl, die nur darum diese enorme Höhe haben konnte, weil darin der ganze Hofhalt, die ganze männliche und weibliche Dienerschaft der Haremsdamen einbegriffen war.

Wie irrig indess auch in mancher Hinsicht die Vorstellungen über den Harem sein mögen, und obgleich die einen zu optimistisch, die andern zu pessimistisch sind, so kommen doch die letztern der Wahrheit im ganzen näher als die erstern. Mag die volle Gemeinheit, zu der das Haremswesen ausarten kann, nur in einzelnen Fällen, nur bei einzelnen reichen Wollüstlingen zur Erscheinung kommen, — so viel steht doch fest, dass die Existenz der Haremseinrichtung an sich selbst schon die Verkörperung der unwürdigen Stellung ist, welche das Weib im Orient einnimmt.

Worin besteht denn, und worauf beruht diese Stellung und ihre Unwürdigkeit?

Sie beruht zunächst auf der niedern Anschauung, die der Orientale von dem Weibe als einem in jeder Beziehung untergeordneten Wesen hegt, eine Anschauung, die zwar im Orient als solchen von alters her eingebürgert und herrschend ist, die aber durch den Islam auch noch ihre religiöse Sanction erhalten hat. Der Korân selber hat sie nicht allein stillschweigend acceptirt, sondern gibt ihr auch überall, wo von dem Weibe und seiner Stellung zum Manne die Rede ist, einen unverhohlenen und unmisverständlichen Ausdruck.

Im Leben und in der Wirklichkeit findet sich diese Anschauung allenthalben thatsächlich ausgeprägt, nicht nur in der Art, wie die Männer das weibliche Geschlecht ansehen und behandeln, sondern auch in der Unterwürfigkeit, mit welcher das weibliche Geschlecht selber jene Geringachtung beantwortet. Wenn irgendwo, so gilt es hier, dass der Mann seines Weibes „*Herr* und Gemahl“ ist. Bei den ärmern Klassen der ägyptischen Bevölkerung haben die Weiber die Hauptmasse alle der Arbeiten zu übernehmen, die irgend von ihnen verrichtet werden können. Die Mahlzeiten mit dem Manne zu theilen, vollends wenn etwa der Mann noch einen Gast bei sich hat, ist ihnen nicht gestattet; sie essen gesondert und nach ihm. Wenn beide über Land gehen, so sieht man häufig das Weib etwaige Lasten tragen, während der Mann frei einhergeht, oder der Mann reitet, während das Weib zu Fusse geht. Töchter sind dem Manne insofern erwünscht, als ihr Vorhandensein die Zahl der dienenden Hände vermehrt und als sie zugleich die Aussicht eröffnen, verheirathet werden zu können und durch den Brautpreis das Vermögen der Familie zu erhöhen. Und doch, was gilt einem Vater, sobald es auf sein väterliches *Gefühl* ankommt, eine ganze Schar von Töchtern im Vergleich mit einem einzigen *Sohne*! Hat der Mann mehrere Frauen, so steht immer diejenige am höchsten in seiner Liebe, oder richtiger in seiner Gunst, die ihm einen *Sohn* gebiert, während er die andern sammt ihren Töchtern oft mit fühlbarster Ungunst behandelt. Die Geringschätzung des Werthes und der Berechtigung der Frau geht so weit, dass sich dieselbe sogar noch bei Tod und Begräbniss geltend macht: nie werden Mann und Frau in einem und demselben Grabgewölbe bestattet, ohne durch eine Mauer voneinander geschieden zu sein.

Im Gegensatz hierzu betrachtet man es zuweilen wol als einen Beweis nicht der Geringschätzung, sondern der Hochhaltung der Frau, dass der Mann sein Weib oder seine Weiber mit so ängstlicher Sorgfalt, ja mit so übertriebener Eifersucht hütet und bewacht, ihren Anblick keinem Fremden gestattet und die Räume des Harems als ein absolut unnahbares Gebiet jedem andern Manne verschlossen hält. Es liegt indess auf der Hand, dass diese Hütung, Bewachung und Abschliessung ganz andere Gründe hat als die Hochachtung und wirkliche Werthschätzung der Frau, und wer den Orient nur einigermassen kennt, wird gewiss nicht behaupten wollen, dass man daraus so günstige Schlüsse ziehen dürfe. Mag der Mann sein Weib auch lieben, ja mit Leidenschaft lieben, so wird doch diese Liebe in den meisten Fällen mehr jener Art von Neigung gleichen, mit der man an einem werthvollen Besitze hängt, den man nicht verlieren noch mit jemand theilen möchte, als jener wahren und des Namens würdigen Liebe, welche sich auf eine Erkenntniss und Hochschätzung des innern Werthes der Frau gründet. Ein tiefer gehendes inneres Verhältniss, eine volle Anerkennung des beiderseitigen Werthes, eine Stellung und ein Verkehren als zwischen gleich und gleich, sodass die Frau auch in geistiger Hinsicht des Mannes Genossin wäre, — Dinge, die nach unsern Begriffen für einen rechten Ehestand unerlasslich sind, — diese Dinge werden gewiss nur in durchaus vereinzelten Ausnahmefällen zwischen dem Orientalen und seiner Frau existiren.

Mit dieser Anschauung von Werth und Würde des Weibes, wie sie dem Orient und speciell dem Islam eigen ist, sind alle Institutionen, die sich auf die thatsächliche Stellung des Weibes beziehen, in genauer Uebereinstimmung.

Dahin ist vor allen Dingen die **Polygamie** zu rechnen, dieser tiefe Krebsschaden der mohammedanischen Gesellschaft. Will man die Polygamie nicht eine Institution nennen, so ist sie jedenfalls eine Sitte, die nicht allein unangefochten besteht, sondern die auch durch das religiöse und bürgerliche Gesetz gestattet und damit in ihrem Bestande unerschütterlich geworden ist. Der Korân beschränkt allerdings die Polygamie nach der einen Seite, indem er nur vier rechtmässige Ehefrauen zu gleicher Zeit erlaubt. Nach der andern Seite aber gibt er ihr eine geradezu unbeschränkte Ausdehnung, indem er dem Manne neben jenen Frauen eine völlig beliebige Zahl von Sklavinnen gestattet. Viele Moslem zwar machen, auch wenn sie pecuniär dazu in der Lage sind, von der Gestattung der vier Ehefrauen keinen Gebrauch, sondern leben nur mit einer oder zweien; aber häufig genug ist es der Fall, dass ein solcher Mann daneben mehrere, oder je nach Reichthum und Stellung viele Sklavinnen als Concubinen hat. Diese Sklavinnen sind dann allerdings vom Gesetze nicht als Ehefrauen anerkannt, haben daher auch in Bezug auf Erbschafts- und ähnliche Angelegenheiten keinerlei rechtliche Ansprüche; aber es hängt lediglich von Neigung oder Laune des Mannes ab, ob er sie nicht thatsächlich neben, ja über die rechtmässigen Frauen stellen will, sodass also für den wirklichen Sachverhalt dennoch durch die Zahl der Concubinensklavinnen die Zahl der Frauen vermehrt wird. Und je grösser diese Zahl, desto grösser natürlich das Unheil, desto niedriger die Stellung der einzelnen, desto mehr Veranlassung zu Eifersucht, Zank und Intriguen.

Es bedarf wol kaum einer weitern Erörterung über diesen Gegenstand; die Unwürdigkeit der Vielweiberei ist an sich selber ebenso klar, wie die verderblichen Folgen, die nothwendig aus ihr entspringen müssen. Auch ohne

eingehendere Besprechung, auch ohne Anführung von Beispielen und Thatsachen begreift es sich, dass durch die Polygamie nicht nur die Innigkeit und Innerlichkeit des Ehebandes, nicht nur der Friede und die Ruhe des Hauses, sondern auch jeder echte Familiengeist, jede fruchtbringende häusliche Erziehung, kurzum die nothwendigsten Grundlagen des gesammten socialen Lebens untergraben und zerstört werden müssen.

In engem Zusammenhange mit der Polygamie steht die Ehescheidung, die dem Moslem nicht nur gestattet, sondern so leicht gemacht ist, dass er nur ein Wort auszusprechen braucht, um sie zu vollziehen. Diese Leichtigkeit der Scheidung ist zum Theil eine Consequenz aus der Polygamie, zum noch grössern Theil aber und mit noch mehr Nothwendigkeit eine Consequenz aus der mohammedanischen Sitte der Eheschliessung. Wenn nämlich, wie es schon oben erwähnt wurde, dem Manne nicht die Möglichkeit gegeben ist, die zu heirathende Frau vorher nach Gestalt und Charakter kennen zu lernen, wenn er mithin nicht im wahren Sinne des Wortes eine „Wahl“ treffen, noch weniger seine Wahl auf haltbare Grundlagen stützen kann, — was ist natürlicher, als dass daraus eine unendliche Menge von Heirathen hervorgehen, die sich bald als Misheirathen, als unerträglich, ja als unmöglich herausstellen? Und wodurch anders kann diesem Unheil gesteuert werden als durch die Gestattung, ja möglichste Erleichterung der Scheidung? Aber wenn dieselbe demgemäss auch eine unvermeidliche Consequenz aus der Polygamie und aus der unvernünftigen Art der Eheschliessung ist, so ist sie darum doch nicht weniger zu verurtheilen.

Der Mann kann die Scheidung vollziehen, indem er einfach zum Weibe die Worte spricht: „Du bist entlassen“, oder: „Du bist verstossen.“ Entsteht in dieser

Hinsicht ein Streit und kommt die Sache vor den Kadi, so kann es sich zur Entscheidung durchaus nicht etwa darum handeln, ob der Mann triftige Gründe zur Scheidung gehabt, sondern allein darum, ob er wirklich jene Worte gegen die Frau ausgesprochen hat; sind dafür Zeugen vorhanden, so ist die Angelegenheit erledigt. Zweimal kann der Mann eine in solcher Weise von ihm geschiedene Frau ohne weiteres wieder heirathen; und will er es ein drittes mal thun, so kann er auch dies, nur muss sie inzwischen mit einem andern Manne verheirathet gewesen und von diesem wieder geschieden worden sein. Aus derartigen gesetzlichen Bestimmungen lässt sich schon schliessen, mit welcher Leichtfertigkeit und mit welchem Mangel an tieferer Theilnahme des Gemüths diese Angelegenheiten behandelt werden müssen. Und so ist es in der That auch. Denn nicht nur ist der Fall gar nicht selten, dass ein Mann dieselbe Frau zwei- und dreimal wieder heirathet, nachdem er sich von derselben geschieden, sondern noch viel häufiger kommen zahlreiche und schnell aufeinanderfolgende Verheirathungen mit verschiedenen Frauen vor. Wenn es manche geben mag, die von der Gewährung der Polygamie keinen oder nur einen beschränkten Gebrauch machen, so wird es jedenfalls wenige geben, die nicht die leichte Ehescheidung sich zu Nutze machten und nicht im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl von Ehefrauen nacheinander gehabt hätten.

Die Sklaverei des Weibes wird aber nicht blos durch die Polygamie und durch die Leichtigkeit der Ehescheidung über das ohnehin schon vorhandene Mass hinaus gesteigert, sondern auch noch dadurch, dass das Weib fast völlig schutz- und rechtlos ist innerhalb der Ehe. Gesetzlich hat allein der Mann einen Willen, und wenn die Frau nicht entweder durch ihre Liebenswürdig-

keit oder durch ihre geistige Ueberlegenheit den Mann zu beherrschen weiss, oder nicht etwa an ihrer Verwandtschaft einen Rückhalt hat (was meistens ihr wirksamster Schutz ist), so ist sie absolut seiner Willkür preisgegeben. Die Frau hat kein Recht, ihrerseits eine Scheidung zu beantragen, noch weniger die Macht, sie zu vollziehen; ja wenn der Mann die Scheidungsformel gegen sie ausgesprochen hat, nachher aber die Scheidung rückgängig machen und die Frau behalten möchte, so kann die Frau, die vielleicht froh wäre, dem Joch entschlüpft zu sein, die Scheidung nicht in Vollzug setzen, wenn sie nicht durch Zeugen vor Gericht beweisen kann, dass jene Worte wirklich gesprochen seien.

Die Macht, die dem Manne wenn nicht durch Gesetz, so doch durch stillschweigend anerkannte Sitte über seinen Harem zusteht, geht sogar bis zu dem Rechte über Leben und Tod im Falle der Untreue eines Weibes. In den Harems der Grossen namentlich gehört es nicht zu den Seltenheiten, dass dieses Recht, oder sagen wir diese Macht, ausgeübt wird. Wie manche Sklavin, ja wie manche Ehefrau wird auf Befehl des erzürnten Herrn und Gemahls in der Stille beiseitegeschafft, oder auch, zum abschreckenden Exempel, vor versammeltem Harem ums Leben gebracht. Bei der Strenge der Haremsclausur dringt davon nur selten etwas in die Oeffentlichkeit, und wenn das auch geschieht, so fühlt sich keine Behörde aufgefordert, dagegen einzuschreiten, und was die öffentliche Meinung unter den Moslem angeht, so billigt sie dergleichen viel eher, als dass sie es tadeln sollte. Erst in neuerer Zeit, im Jahre 1867, soll sich in einem der vicaköniglichen Haremspaläste zu Kairo ein eclatanter Fall dieser Art ereignet haben, welcher damals, wenn auch nur verstohlen und unter der Hand, in die Oeffentlichkeit drang. Ismail-Pascha liess nämlich, so wurde

damals erzählt, acht oder neun Frauen, resp. zu Concubinen „erhobene“ Sklavinnen, welche sich mit Offizieren von der Wache des Schlosses eingelassen hatten, vielleicht auch nur in dem Verdachte standen, umbringen, und ausserdem vier oder fünf jener Offiziere in Stücke hauen und in den Nil werfen. Eine Reihe von Beispielen ähnlicher Art berichtet Madame Olympe Audouard in ihrem ziemlich bekannten Buche: „Les mystères de l'Égypte dévoilés“, aus den Harems verschiedener Vornehmen. Ich bezweifle durchaus nicht, dass dieselben wahr sind, denn sie entsprechen ganz dem allgemeinen Charakter des orientalischen Lebens, den Anschauungen des Islam und den Haremsprincipien. Doch will ich sie nicht nacherzählen, theils weil es nicht mein Zweck ist, durch Anekdoten zu unterhalten, theils weil sie in jenem, übrigens nichts weniger als verdienstlichen oder empfehlenswerthen, Buche bereits in mehr als hinreichender Ausführlichkeit und mit der nöthigen Zugabe pikanter Bemerkungen berichtet sind, also dort nachgelesen werden können, falls man Details wünscht.

Die Erniedrigung, welche das Los des weiblichen Geschlechts im Orient ist, beruht nun freilich, das muss man zugeben, zum Theil auf seiner eigenen traurigen Beschaffenheit: auf der geistigen Unbedeutendheit der Frau, auf ihrer völligen Bildungslosigkeit, auf dem Mangel an persönlicher Würde, ja Würdigkeit, und demzufolge auch auf dem Mangel an Selbstgefühl und an Bewusstsein von dem, was ihr gebührt. Sie nimmt an sich selber keine achtunggebietende Stellung ein, wie soll sie dieselbe also dem Manne gegenüber geltend machen? Sie vermag nicht durch das, was sie ist, was sie weiss, was sie leistet, kurz was sie in sich selber darstellt, sich Hochachtung zu erzwingen, wie darf sie also erwarten, dieselbe bei einem männlichen Geschlechte zu finden oder zu geniessen,

das ohnehin geneigt ist, sie als ein untergeordnetes Wesen zu betrachten!

Aber wenn man dies auch zugibt und zugeben muss, so erfordert es hinwiederum die Gerechtigkeit, mit noch grösserm Nachdruck hervorzuheben, dass diese Mängel nur zum allerkleinsten Theile dem Weibe als Schuld angerechnet werden können, dass sie vielmehr eine nothwendige Folge der Umstände, der einmal vorhandenen thatsächlichen Lage der Dinge sind. Fehlen doch die nothwendigsten Bedingungen für eine Aenderung und Besserung dieser Sachlage. Dasjenige, was bei uns dem weiblichen Geschlechte seine Stellung gibt und sichert, ist einerseits die im Princip des Christenthums begründete Anerkennung seiner vollen Berechtigung und seiner persönlichen Würde, sowie zugleich die Achtung und Rücksicht, mit der man ihm als dem leiblich und geistig zarter organisirten Theile des Menschengeschlechts von vornherein und unwillkürlich entgegenkommt. Andererseits ist es die Erziehung und Bildung, die es geniesst, die seiner Eigenthümlichkeit speciell Rechnung trägt, die das, was als Naturgabe in ihm liegt, wecken und entwickeln, verfeinern und veredeln will, dagegen dasjenige, was es nur von aussen empfangen kann, eben von aussen ihm zuzuführen sucht.

Diese beiden Grundbedingungen für die Erhebung des Weibes auf den ihm gebührenden Standpunkt fehlen im Orient fast ganz und gar. Von einer freiwilligen und zugleich principiellen Anerkennung voller Gleichberechtigung des Weibes ist, wie wir zur Genüge gesehen, keine Rede; eine ihm von vornherein gezollte oder entgegengebrachte Hochachtung kann daher nur in ganz aussergewöhnlichen Fällen zu finden sein. Von einer Erziehung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts in unserm Sinne oder auch nur in einem entfernt ähnlichen Sinne

ist aber ebenso wenig die Rede. Wenn Erziehung und Unterricht überhaupt schon einen der schwächsten Punkte im öffentlichen und privaten Leben des Orients bilden, so ganz besonders in Bezug auf das weibliche Geschlecht. Mädchen oder Frauen zu unterrichten, ihnen auch nur die Grundlage dessen, was man bei uns Bildung nennt, beizubringen, — wer denkt daran, wo gäbe es dafür Veranstaltungen, wo wäre der Moslem, welcher dergleichen für gut und nützlich, geschweige denn gar für nöthig hielte! Wird doch sogar [1] von mohammedanischen Gelehrten der Grundsatz aufgestellt, dass es „unerlaubt" sei, den Mädchen Unterricht zu ertheilen! In einem arabischen Werke heisst es: „Es ist dem Lehrer nicht erlaubt, eine Frau oder ein Mädchen schreiben zu lehren, indem dies die Weiber nur noch böser macht." Und ein arabisches Sprichwort sagt: „Ein Weib schreiben lehren ist ebenso wie eine Schlange mit Gift tränken." — Und wie mit dem Unterricht, so steht es auch, oder wenigstens nicht viel besser, mit der ganzen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Sie ist lediglich auf das beschränkt, was das Leben des Harems mit sich bringt, und was es wiederum von dem Weibe fordert: die traditionell feststehenden Sitten für das Verhalten gegen den Eheherrn oder gegenüber der Oeffentlichkeit, die Künste, dem Manne zu gefallen und seine Gunst zu erwerben, die Verwickelungen kleiner und grosser Intriguenspiele, endlich Putz und Toilette, das sind die Dinge, auf welche die Erziehung des jungen Mädchens gerichtet ist, oder welche es vielmehr, inmitten des Harems aufwachsend, von selber lernt. Darf man auch etwas anderes erwarten? Die Tochter soll von der Mutter erzogen werden und die Mutter hat selber weder eine Erziehung empfangen, noch

[1] Vgl. v. Kremer, Aegypten, II, 113, Anm. 33.

auch eine Idee davon, was wirkliche Erziehung ist. Wie also kann sie der Tochter etwas bieten für Geist und Herz und Gemüth, wie ihr etwas mitgeben ins Leben, das für sie einen bleibenden Werth hätte!

Woher also sollten dem Weibe jene Eigenschaften kommen, wodurch es ganz von selbst dem Manne gegenüber seine Stellung einnimmt und behauptet? Der Adel der echten Weiblichkeit, die natürliche Hoheit des weiblichen Wesens sind Dinge, die im Orient entweder nicht existiren, oder, wo sie etwa sich finden, nicht ins Gewicht fallen. Was Schiller in „Macht des Weibes" ausspricht: „Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit; wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos weil sie sich zeigt", ein solcher Gedanke könnte einem orientalischen Dichter niemals in den Sinn gekommen sein, er müsste denn nicht sowol von der Weiblichkeit des Weibes, als von der Schönheit des Weibes singen wollen. Mag das Weib des Orients, wie sich denn ja von selbst versteht, auch seinen Antheil an jenen Eigenschaften erhalten haben, die der weiblichen Natur als solcher eigen und eingeboren sind, es fehlt diesen Eigenschaften doch dasjenige, was ihnen erst ihre Bedeutsamkeit verleiht und ihnen wie von selbst das Scepter über das stärkere Geschlecht in die Hand gibt, — es fehlt ihnen der Gehalt, den nur die Ausbildung des Geistes und des Herzens hervorbringt, und es fehlt ihnen die wahre Veredlung, die nur das Einwirken feiner Sitte und die echte weibliche Erziehung zu geben vermögen.

Auf einem wie niedern Standpunkte das Weib an sich selbst und abgesehen von seinem Verhältniss zum Manne steht, das beweist u. a. auch das Leben und Treiben im Innern des Harems. Was macht die Beschäftigung dieser Damen, was den Inhalt ihres Lebens aus? Um das Hauswesen haben sie sich, wenigstens

in den reichern Häusern, gar nicht zu kümmern; ihre Antheilnahme an der Leitung desselben besteht vielleicht darin, dass sie hier und da einmal für die nächsten Bedürfnisse des Mannes sorgen, mit eigener Hand ihm ein besonderes Lieblingsgericht bereiten oder dergleichen; alles übrige ist der Dienerschaft überlassen. Eine Hauptbranche ihrer Thätigkeit bildet allerdings die Pflege ihrer Kinder, — ich sage Pflege und nicht Erziehung —, aber auch dies kann ihnen nur, solange die Kinder jung sind, eine wirkliche Thätigkeit, eine Art von Beruf gewähren. Bei etwa vorhandenem natürlichen Sinn für Arbeit oder wenigstens Beschäftigung füllen manche Damen ihre Mussestunden durch weibliche Handarbeiten aus, besonders durch Stickereien in Seide, Silber und Gold, welche sie dann wol auch durch Unterhändlerinnen und Verkäuferinnen zu Gelde machen. Ihr eigener Putz ist aber immer eine grosse Hauptsache für sie, und sie scheuen dabei weder Geld noch Zeit; je nach Umständen treiben sie in Stoffen und Schmucksachen einen Luxus und eine Verschwendung, die ans Fabelhafte grenzen. Mit der massenhaften Einfuhr europäischer Artikel in Aegypten hat auch der Luxus in europäischer Form unter diesen Damen sich auszubreiten begonnen, doch muss man sagen, dass, so gross die Ausgaben sind, die sie dafür zu machen pflegen, so gross zugleich die Geschmacklosigkeit ist, die sie an den Tag legen.

Von ähnlichem Charakter wie die Beschäftigung der Haremsdamen ist die Geselligkeit, in der sie ihre Erholung suchen. Andeutungsweise ist davon schon im vorigen Kapitel die Rede gewesen. Da gibt's ein Besuchen hin und her, oft in ganzen Scharen und oft ganze Tage lang, entweder gegenseitig in den Häusern, oder auch in den öffentlichen Bädern, die dann für die betreffende Zeit von einer solchen Gesellschaft gemiethet

und ausschliesslich in Beschlag genommen werden. Da sie nicht fürchten dürfen, überrascht zu werden, so überlassen sie sich bei solchen Zusammenkünften oft einer ausgelassenen Lustigkeit. Bei besondern Gelegenheiten werden grössere Festlichkeiten veranstaltet, wo es dann reich und hoch herzugehen pflegt. In kleinern Cirkeln oder selbst en famille unterhält man sich wol, indem man eine Sängerin oder Tänzerin, eine Wahrsagerin oder Erzählerin (letztere meistens ältliche Frauen) kommen lässt. Die Vorträge der Erzählerinnen sowie auch die eigenen Unterhaltungen der Damen beweisen am deutlichsten, von welcher Art die geistigen Bedürfnisse selbst in den massgebenden Kreisen der weiblichen Welt sind, und zugleich, wie wenig feine Sitte und weiblicher Takt in denselben herrscht. Die Erzählungen sind meistens romantische Geschichten und Liebesabenteuer, die in einer Form und mit Detailausschmückungen vorgetragen werden, wie sie bei uns das weibliche Gefühl entschieden perhorresciren würde; die Unterhaltungen, wenn sie nicht den Putz oder häusliche Angelegenheiten betreffen, drehen sich vielfach um ähnliche Gegenstände und sind dabei in Ausdruck und Behandlungsart von einer Natürlichkeit und Ungenirtheit (um gelinde Worte zu gebrauchen), die von allen Ohrenzeuginnen mit der gleichen entrüsteten Verwunderung geschildert werden. Und dabei hat man so wenig ein Bewusstsein von dem Unschicklichen dieser Dinge, dass man selbst die jugendlichsten Glieder der Familie und des Harems an solchen Belustigungen oder Unterhaltungen theilnehmen lässt.

Ausserdem versteht es sich von selbst, dass Sinn und Wirken der Haremsdamen vielfach in Eifersüchteleien, Zänkereien und Intriguen engagirt ist. Da wird, allein oder gemeinschaftlich, daran gearbeitet, eine unliebsame Nebenbuhlerin zu verdrängen oder zu discredi-

tiren; da wird der Mann durch allerlei geheime Veranstaltungen zu gewinnen oder zu besondern Gunsterweisen zu bewegen gesucht; da wird namentlich für die Kinder intriguirt, um die eigenen denen der Mitfrauen voranzustellen, und man scheut sich zuweilen nicht, zu den durchschlagendsten Mitteln zu greifen. In den grossen, besonders aber den fürstlichen Harems, wo es sich für die Frauen um Macht, Einfluss und Ansehen, für die Kinder um Thronfolge und ähnliche wichtige Dinge handelt, werden natürlich jene Intriguen in grossem Massstabe und oft mit ausserordentlichem Aufwande von List, Geld und — Verbrechen verfolgt, auch manchmal höchstehende Männer als Mittelspersonen hineinverflochten. Indess auch in den kleinern Harems, wo es sich um weniger wichtige Angelegenheiten handelt, ja überall wo der Frauen mehrere nebeneinanderstehen, ist das eifersüchtige Zanken oder geheime Intriguiren so gäng und gebe, und liegt auch so in der Natur der Sache, dass man es kaum hinwegdenken kann. Die kleinlichen Schwächen, welche dem weiblichen Wesen anhaften, sind bei der orientalischen Frau in eben dem Masse ausgebildet und herrschend, als die grossen und edeln Eigenschaften unterdrückt und verkümmert sind.

Man kann von hier aus, um darauf nochmals kurz zurückzukommen, wiederum einen Schluss machen auf den Charakter der Harems e r z i e h u n g. Inmitten dieses Treibens aufzuwachsen, dieses Beispiel von Unthätigkeit, von leerer Zerstreuung, von inhaltsloser oder auch lasciver Unterhaltung, andererseits von ränkevoller Eifersüchtelei oder gar verbrecherischem Intriguiren stets vor Augen zu haben, welch einen depravirenden Einfluss muss das ausüben auf das heranwachsende Geschlecht! Welche Frauen und Mütter müssen daraus hervorgehen, und auch — welche Männer! Denn auch die Knaben

geniessen oft bis zu vorgerückter Altersstufe diese Haremserziehung, und dass dieselbe auf sie nur verweichlichend, erschlaffend, entsittlichend und dabei geistig beschränkend wirken kann, liegt auf der Hand. Ebendies ist der Grundverderb mancher orientalischen Herrscherhäuser, und nicht am wenigsten des kaiserlich ottomanischen Hauses selber, welches die Folgen dieses versteckten Schadens schon seit langen Generationen spürt. Innerhalb der ägyptischen Dynastie scheint man das einigermassen begriffen zu haben; hier hat man schon von Mohammed-Ali an das Princip verfolgt, die jungen Prinzen frühzeitig unter die Einwirkung männlicher, manchmal europäischer Lehrer und Erzieher zu stellen oder selbst nach Europa zu schicken, und sodann sie baldigst in diese oder jene Branche der Staatsgeschäfte einzuführen, — eine von den Früchten der europäischen Ideen, die in Aegypten kräftiger als in irgendeinem andern Lande des Orients sich geltend zu machen begonnen haben.

Angesichts des Haremswesens und alles dessen, was daran hängt, — angesichts der strengen Abgeschlossenheit des Weibes, seiner Unfreiheit ja fast sklavischen Abhängigkeit gegenüber dem Manne, der Mangelhaftigkeit oder vielmehr Nichtexistenz seiner Bildung, der Inhaltslosigkeit seines Lebens, überhaupt der Unwürdigkeit seiner ganzen Lage, — kann man sich des lebhaftesten Bedauerns nicht enthalten, sobald man von dem Standpunkte derjenigen Ideen aus urtheilt, die uns in dieser Hinsicht geläufig und mit unserm natürlichen Gefühl unmittelbar verwachsen sind.

Anders aber stellt sich die Sache, wenn man fragt, ob die Frauen des Orients selber, nach ihrem Urtheil, nach ihrer Anschauung unglücklich sind, ob sie sich als die beklagenswerthen Wesen fühlen, als welche wir

sie ansehen? Das ist ohne Zweifel **nicht** der Fall. Wie sollten sie zu diesem Gefühle kommen, wie sollten sie ein klares Bewusstsein haben können von der Niedrigkeit, in der sie leben? Kennen sie denn etwas Besseres? sind sie im Stande, Vergleiche anzustellen? In welchem Sinne sie dies etwa thun, geht daraus hervor, dass sie die andere Stellung, die freiere Bewegung der europäischen Frau einfach als Mangel an Sitte und Sittlichkeit beurtheilen. Solange der Mensch geistig auf einem niedern Standpunkte steht, wird er niemals um dieses Standpunkts willen und desjenigen, was damit unmittelbar zusammenhängt, sich unglücklich fühlen; weil ihm die Kenntniss und das Verständniss des Höhern fehlt, so fehlt ihm eben auch der Massstab für seine eigene Stellung, folglich das Bewusstsein von der Niedrigkeit derselben und demgemäss auch der Wunsch oder das Sehnen, sich aus dieser Niedrigkeit zu erheben. Das Weib des Orients fühlt sich vollkommen befriedigt, wenn diejenigen Ansprüche erfüllt sind, die sie an die äussere Existenz zu stellen pflegt: wenn sie wohlhabend verheirathet ist, wenn sie vom Manne nicht hinter andere Frauen oder hinter seine Sklavinnen zurückgestellt wird, wenn sie ihre Freundinnen besuchen oder bei sich empfangen kann, — und vor allem, wenn sie Kinder, namentlich Söhne hat. Damit ist ihr Gesichtskreis und ihr Herz in den meisten Fällen vollkommen ausgefüllt.

Was speciell die Abgeschlossenheit des Weibes und seine strenge Bewachung seitens des Mannes oder der Haremsdiener angeht, so ist die **anständige** und **ehrbare** Frau weit entfernt, dies etwa als eine Art von Gefangenschaft zu betrachten und sich dieserhalb zu beklagen. Ganz im Gegentheil, sie würde eine grössere Freiheit, die ihr gestattet wäre, als eine Vernachlässigung seitens des Mannes auffassen, und würde andere

Frauen, die strenger bewacht und gehütet werden, darum mit Eifersucht und Neid ansehen. Wenn eine Frau ihre Abgeschlossenheit drückend empfindet, so ist es nicht etwa, weil sie sich bewusst wäre, dass damit ihrer weiblichen Würde Abbruch geschieht und ein Mangel an Achtung und Vertrauen sich darin ausspricht, sondern vielmehr nur darum, weil ihren Gelüsten nach Freiheit und Ungebundenheit dadurch ein Riegel vorgeschoben ist, weil sie sich dadurch behindert sieht, anderweitige Verhältnisse anzuknüpfen, kleinere oder grössere Liebesabenteuer ausser dem Hause abzuspielen.

Frauen dieser letztern Art, d. h. mit solcher Sinnesrichtung und solchen Wünschen, sind allerdings keineswegs selten. Was ist auch unter solchen Umständen begreiflicher als das? Des Weibes Herz ist überall dasselbe, es begehrt nach Liebe, nach einer andern Liebe, als sie in den allermeisten Fällen innerhalb der Haremsmauern geboten und empfangen werden kann. Je lebhafter das Temperament, desto stärker wird diese natürliche Neigung des Herzens sich geltend machen. Und je weniger diese natürlichen Neigungen durch den Einfluss der Sitte, der Erziehung und der Bildung geläutert sind und innerlich in Schranken gehalten werden, desto mehr werden sie bestrebt sein, die Schranken, die ihnen äusserlich entgegentreten, zu durchbrechen oder zu umgehen. In Aegypten ist den Frauen vielleicht mehr Freiheit gestattet als irgendwo sonst im Orient. Die Folge davon ist aber leider nicht die, dass das weibliche Geschlecht hier höher stände als anderswo, wenigstens ist davon nichts zu bemerken. Dagegen ist es bekannt, dass die grössere Freiheit nach einer andern Seite stark ausgebeutet wird, nämlich nach der Seite der freien Verbindungen, der Liebeshändel u. dgl., welche, wie Kenner behaupten, nirgends so zahlreich sind als in

den grössern Städten Aegyptens, ganz besonders in Kairo. Die Aegypterinnen bewähren also auch heute noch den Ruf, der schon im Alterthum ihnen anhaftete. Dass dem aber so ist, dass die grössere Freiheit da, wo sie gewährt wird, nicht einen veredelnden, sondern eher einen verschlimmernden Einfluss auf das Weib ausübt, das ist ein neues Zeichen von der tiefen Niedrigkeit, zu welcher das Weib an sich selber nach seiner geistigen und sittlichen Beschaffenheit herabgesunken ist. —

Diese Erörterungen werden genügen zur Klarlegung der Verhältnisse, um welche es sich in dem gegenwärtigen Kapitel handelt. Denn die hier besprochenen Dinge, — die Stellung, der Charakter und die Erziehung des Weibes, die Ehe, der Harem, seine Einrichtung und sein Leben, — bilden nicht nur den Kern und das Wesen der Sache, sondern umfassen zugleich alles dasjenige, was mit ihr im Zusammenhange steht, schliessen auch die Principien in sich, auf denen die specifisch orientalische, oder vielmehr mohammedanische Gestaltung des Hauses und der Familie beruht.

Es mögen jetzt noch einige Bemerkungen gestattet sein über einen Gegenstand, der zu keinem andern Gebiete des orientalischen Lebens so enge Beziehungen hat wie gerade zu diesem, — über die Sklaverei nämlich. Eben diese enge Beziehung zu Haus und Familie ist das charakteristische Merkmal, welches die Sklaverei des Orients, sowol nach ihrem Begriff als nach ihrer factischen Beschaffenheit, von derjenigen anderer Länder und Völker unterscheidet.

Dass die Sklaverei in der Türkei noch existirt, ist eine so notorische Thatsache, dass man kaum nöthig hat,

es ausdrücklich zu sagen, und wenn ich es dennoch thue, so ist es nur, weil die Pforte schon zu wiederholten malen bei den Anläufen, die sie in diesem Jahrhundert zu Reformen im Sinne civilisirter Staaten genommen, Verordnungen gegen die Sklaverei erlassen hat, und zwar Verordnungen und Verbote so bestimmter Art, dass, wenn es nicht eben in der Türkei wäre, die Sklaverei und der Sklavenhandel allerdings in der That nicht mehr existiren würden. In der Türkei aber ist es eben herkömmlich, dass allerlei Verordnungen gegeben werden, die ihrem Wortlaute nach sehr vortrefflich sind und sich prächtig dazu eignen, vor Europa Parade zu machen, die aber damit fürs erste auch ihren Zweck erfüllt haben, den Staatsarchiven einverleibt werden und nur dann wieder ans Licht kommen, wenn man sich ihrer einmal zu irgendeinem Manöver bedienen kann.

In Aegypten ist es in dieser Hinsicht nicht anders bestellt als in den übrigen Pfortenländern. Abgesehen davon, dass hier manche Verordnungen der Pforte schon an sich selbst weniger Kraft haben, werden auch diejenigen, welche von der viceköniglichen Regierung selbst ausgehen, oft nur in dem gleichen Sinne und mit dem gleichen Zwecke erlassen wie jene, nämlich um vor Europa den Fortschritt des Landes in Gesetzgebung und Verwaltung zu documentiren. Speciell in Bezug auf den Sklavenhandel kommt noch hinzu, dass gerade die an Aegypten angrenzenden Länder des innern Afrikas (die Gebiete der Nilquellen, Abessinien und die umliegenden Negerländer) die eigentlichen Bezugsquellen desselben bilden, mithin der Nil die natürliche Strasse und Aegypten der natürliche Markt jenes Handels ist. So besteht denn auch trotz der Verbote der Pforte, trotz eigener Verordnungen der ägyptischen Regierung, trotz mancher Versicherungen, welche vorkommendenfalls die

Vicekönige den europäischen Vertretern gegeben, Sklaverei und Sklavenhandel in Aegypten immer noch fort. Nicht zwar ganz ungestört oder officiell anerkannt, natürlich nicht. Die Zollämter, wo die Sklaven gleich jeder andern Waare versteuert wurden, sind „gesetzlich" aufgehoben; der offene Transport auf dem Nil ist verboten, ohne indess irgendwie gehindert zu werden, die öffentlichen Sklavenmärkte zu Khartum, Assuan, Kairo, Tantah, Alexandrien u. s. w. sind von der Polizei unterdrückt. Aber der abscheuliche Handel besteht nichtsdestoweniger, ja er befindet sich noch immer in hoher Blüte.

Authentische Mittheilungen, die ich von Männern erhalten, welche jahrelang in Khartum und am Weissen Flusse gelebt haben, stellen das ausser allen Zweifel. Sklaven passiren jährlich zu Tausenden Khartum. Die Händler kommen in Besitz derselben theils durch directe Jagd, theils indem sie durch bewaffnete Ueberfälle den Negerstämmen ihr Vieh rauben und dasselbe nur gegen Lieferung von Menschen zurückgeben, theils auch indem die Neger selbst ihre Kinder und Angehörigen, die Häuptlinge ihre Unterthanen verkaufen. Die ägyptische Regierung kann von dem Vorwurfe nicht freigesprochen werden, dass sie sich indirect und sogar direct an diesem Handel betheiligt. Denn trotz aller „gesetzlichen Verordnungen", die bestehen, erhebt sie von den Sklaventransporten auf dem Nil einen Zoll, und dieser Zoll beträgt per Kopf 10 französische Thaler oder 50 Francs! Am Weissen Fluss gibt es eine vorgeschobene ägyptische Mudirieh (Gouverneursposten oder Provinzialregierung). In dieser Gegend kennt man absolut kein baares Geld, sondern nur Tauschverkehr; Baargeld wird allein von den Sklavenhändlern importirt, weil sie dessen zur Zahlung des Zolles bedürfen. Nichtsdestoweniger hat jener

Mudîr vor einiger Zeit eine Summe von 50000 Pfd. St. in baar an die Regierung abgeliefert, eine Summe, die auf keine andere Weise erlangt sein konnte, als aus dem Zoll für Sklaven! Die Regierung übernimmt in Khartum einen Theil der Sklaven für eigene Rechnung und reiht sie in ihre dortigen Negerregimenter ein, dieselben Regimenter, von denen der Vicekönig bei einer öffentlichen Veranlassung erklärte, sie beständen aus lauter Freiwilligen! Auch bezahlt sie dort zuweilen ihre Beamten in Sklaven statt in baarem Gelde, und die Beamten besitzen fast sämmtlich, theils aus diesem Grunde, theils durch eigenen Kauf, eine grössere oder geringere Anzahl derselben. Kurzum, die Regierung trägt an der Existenz und Fortdauer dieses verabscheuungswürdigen Unwesens sowol durch absichtlich geübte Nachsicht als auch sogar durch eigene geheime Theilnahme ihrerseits vielleicht ebenso viele Schuld, wie die gewissenlosen Speculanten, welche den Handel betreiben.

Von den Greueln des Sklavenhandels, die unter allen Umständen unausbleiblich sind, ist nun aber die Sklaverei in ihrem ruhigen Bestande, d. h. das Leben und die Behandlung des Sklaven, der einmal in den Besitz eines Herrn übergegangen ist, sehr wohl zu unterscheiden. Die Sklaverei ist im Orient bei weitem nicht das, was sie unter dem harten Gesetze der altrömischen Welt war, noch viel weniger das, was sie unter den brutalen Händen Amerikas geworden ist. Der Islam, der die Sklaverei als altorientalische Einrichtung bereits vorfand, hat, das muss man anerkennen, manches gethan, um die Härte derselben zu mildern. Der Korân enthält verschiedene hierauf zielende Bestimmungen. Nach ihm gilt ein „gläubiger“ Sklave mehr als ein ungläubiger Freier. Als Sühne für gewisse Verbrechen wird die Freilassung eines Sklaven empfohlen; der Herr soll nicht nur

für Kleidung und Unterhalt, sondern auch für die passende Verheirathung seiner Sklaven und Sklavinnen sorgen, ja soll sogar dem Sklaven auf sein Ansuchen die Freilassung gewähren. Ueberhaupt wird gütige und milde Behandlung dringend eingeschärft.

Theils eine Folge dieser Vorschriften des Korân, theils eine Nachwirkung des ursprünglichen Charakters der orientalischen Sklaverei — man denke nur z. B. an die Patriarchen und wie in der Heiligen Schrift von ihrem „Hause" und ihren „Knechten" gesprochen wird — ist denn eben der vorhin schon hervorgehobene Umstand, dass der Sklave als Angehöriger des Hauses, ja oft fast als Familienglied angesehen und behandelt wird. Hier ist nicht die Rede von jener principiellen Verachtung, wie sie in Amerika, dem „Lande der Freiheit", der Sklave von dem niedersten Freien erfährt, oder wenigstens bis ganz vor kurzem, bis zu dem grossen Kriege zwischen dem Norden und Süden erfuhr; hier gibt es keine unübersteigliche Mauer zwischen dem Sklaven und seinem eigenen Herrn; es herrscht vielmehr oft ein Verhältniss nahen Vertrauens zwischen beiden, ja es findet bekanntlich so häufig eine Vermischung des Blutes statt, dass es wenige Familien geben möchte, die nicht unter ihren nähern oder entferntern Vorfahren Sklavinnen zählten, und dass eine solche Abstammung keineswegs als eine mit Makel behaftete gilt.

Meistens jung in das Haus gekommen, wo man für alle ihre Bedürfnisse sorgt, sie gelinde behandelt, sie fast nur für leichte Dienstleistungen in Anspruch nimmt, gewöhnen sich die Sklaven so sehr an das Haus, werden betrachtet und betrachten sich selbst so sehr als zu demselben gehörig, dass sie selten einen Wechsel des Herrn oder eine Veränderung ihrer Lage wünschen. Am wenigsten haben sie namentlich etwa unter einem Uebermass

von Arbeit zu leiden. Der Sklave ist im Orient z. B. niemals wie in Amerika Feldarbeiter, sodass er vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Sonnenbrande mit Hacke und Schaufel zu hantieren hätte. Dazu ist in Aegypten nur der Fellach bestimmt, und die reichen Paschas, die eine grosse Zahl von Sklaven haben, denken nicht daran, sie aufs Feld zu schicken; wenn es dort etwas zu thun gibt, so werden einfach die Fellachen aufgeboten. Der Sklave ist eben nur Hausdiener. In einem ägyptischen Hause gibt es aber, wegen der einfachen Einrichtung des Hauswesens und des ganzen Lebens, an sich selbst schon wenig zu thun. Ausserdem aber ist man es hierzulande gewohnt, eine unverhältnissmässig grosse Zahl von Dienern zu halten, und so kommt auf den einzelnen meistens nur ein sehr geringes Mass von Arbeit. Die Sklaven scheinen darin sogar noch mehr bevorzugt als die freien, besoldeten Diener; manchen unter ihnen ist absolut gar keine bestimmte Arbeit zugewiesen, sie sind nur dann beschäftigt, wenn der Herr oder eins der Familienglieder sie zu irgendeiner einzelnen Dienstleistung heranzieht. Gerade dieses bequeme Leben aber ist den Sklaven bei ihrer natürlichen Trägheit die Hauptsache für ihr Wohlbefinden, und da ihnen im übrigen nichts abgeht, sie auch von der Freiheit kaum irgendetwas Besseres zu erwarten hätten, so sind sie mit ihrer Lage in den meisten Fällen überaus zufrieden.

Etwas anders, und zwar zuweilen noch günstiger, oft aber freilich auch viel trauriger, ist die Lage der Sklavinnen, deswegen nämlich, weil viele derselben von ihren Herren zu Concubinen genommen werden. Die Sklavinnen dieser Art sind in Aegypten meistens Abessinierinnen, in den vornehmen Harems aber oft auch Weisse aus den Kaukasusländern, welche trotz aller Verordnungen doch immer noch von Konstantinopel aus, wo

der Hauptmarkt dafür ist, nach Aegypten geliefert werden, wenngleich dieser niederträchtige Handel allerdings gegen früher erheblich abgenommen hat. Diese Sklavinnen werden, wenn sie ihrem Herrn gefallen oder ihrerseits seine Gunst zu gewinnen wissen, manchmal prächtig gehalten und mit allem Schmuck, Luxus und Reichthum der vornehmen Stände umgeben. Sie werden aber oft, wenn sie dem Machtbereich der eigentlichen Frauen des Hauses nicht gänzlich entrückt sind, von diesen auf alle Weise gequält, malträtirt und tyrannisirt; denn das ist ja das einzige Mittel, welches jenen armen Frauen zu Gebote steht, um ihrer so arg provocirten Eifersucht Luft zu machen. Auch können sie in eine sehr traurige Lage dadurch kommen, dass ihr Herr sie etwa verstösst oder verkauft oder auch niedrig verheirathet, wobei sie dann, an Reichthum, Genuss und Bequemlichkeit gewöhnt, den Abstand desto härter empfinden.

Gleichwol ist, wenn man von Einzelheiten absieht, das Los auch der Sklavinnen ein verhältnissmässig mildes zu nennen, denn auch ihnen stehen theils religiöse und gesetzliche Vorschriften, theils die Volksanschauung und Sitte schützend zur Seite. Wenn eine Sklavin von ihrem Herrn ein Kind zur Welt bringt, so kann sie nicht mehr verkauft werden und hat das Recht, nach dem Tode des Herrn ihre Freilassung zu verlangen. Häufig wird sie auch gleich nach der Geburt des Kindes für frei erklärt und zur rechtmässigen Gattin erhoben. Das Kind aber, das sie dem Herrn geboren, ist auf jeden Fall und von Anfang an frei.[1] Selbst solche Kinder von

---

[1] Der Vergleichung halber mag hier daran erinnert werden, dass die amerikanischen Sklavenbesitzer ihre mit Sklavinnen erzeugten Kinder nicht nur als Sklaven zu erziehen und später zu verwenden pflegten, sondern dass sie dieselben auch nicht selten

Sklavinnen, welche nicht von dem Herrn, sondern von dem eigenen Manne der Sklavin abstammen, werden oftmals in die Familie aufgenommen und theilen die Erziehung der Kinder des Hauses.

Innerhalb der Sklaverei verdient noch eine besondere Erwähnung das scheussliche Institut der **Eunuchen**, — auch eine der traurigen Consequenzen des Haremswesens, indem man den Frauen Wächter beigeben muss und dann doch dieser Wächter sowol wie der Bewachten auf keine andere Weise sicher zu sein glaubt, als nachdem man sogar physisch die Möglichkeit einer Untreue beseitigt hat. Diese elenden Menschen, die weder Mann noch Weib sind, werden meistens schon in zartem Knabenalter aus ihrer Heimat geholt und dann in Oberägypten entmannt. Die meisten erliegen dieser barbarischen Operation, die wenigen Ueberlebenden werden zu desto höhern Preisen in die Harems der Reichen in Aegypten sowie in allen andern Gebieten der Levante, namentlich auch in Konstantinopel, verkauft.

Die äussere Erscheinung der Eunuchen ist ganz ihrer abscheulichen körperlichen Verstümmelung entsprechend, sie ist, mit einem Worte gesagt, meistens abschreckend hässlich, ja ekelerregend. Gewöhnlich lang aufgeschossen, mit hängenden schlaffen Gliedmassen, zeigen sie in Haltung und Wesen keine Spur von Männlichkeit, von Kraft oder Charakter. Die Stimme hat einen widerlich oder lächerlich klingenden Fistelton. Die Gesichtszüge sind ebenso schlaff und weichlich hängend wie die ganze

---

sogar wiederum verkauften. Man las und hörte von Beispielen, wo Sklavenbesitzer förmliche Scharen eigener von Sklavinnen stammender Kinder verkauft haben. Einen schändlichern Handel als diesen mit dem eigenen Fleisch und Blut kann man sich doch kaum vorstellen und an dergleichen wäre im Orient, wenigstens in Aegypten, gewiss nicht zu denken.

Haltung des Körpers und dabei oft von einem überaus gemeinen Ausdruck. Mit zunehmendem Alter wird der Eunuch gewöhnlich sehr fleischig und fett, ja ich habe einzelne, selbst erst in mittlern Jahren, gesehen, deren Erscheinung kaum anders als durch das Wort Mastvieh richtig beschrieben werden könnte.

Freilich werden diese unglücklichen Menschen (die aber selber, ebenso wie es vorhin von den Frauen bemerkt wurde, keineswegs sich unglücklich fühlen) durch die Behandlung, die sie erfahren, und die ganze Stellung, die sie einnehmen, für ihre verlorene Manneskraft und Manneswürde äusserlich einigermassen entschädigt. A. von Kremer beschreibt ihre Lage auf folgende Weise: „Der Eunuch wird als Mitglied der Familie aufgenommen und aufs beste behandelt; er bekommt Lehrer, die ihm Unterricht im Lesen und Schreiben und in den Grundsätzen der Religion geben. Er wird zu keinen niedrigen Diensten verwendet; die ganze Dienerschaft des Haushaltes ist ihm untergeordnet; im reifern Alter wird er nur mit dem Ehrentitel Agha angeredet. Häufig schwingt er sich zum Vertrauten seines Herrn empor, wird dessen Geschäftsführer, Secretär, Güterverwalter, erhält die Freiheit, erwirbt sich Geld und Güter, ja hält sich sogar einen Harem (?!). Eigenthümlich ist es, welches Ansehen, ja welche Ehrerbietung die Eunuchen im allgemeinen bei dem Volke geniessen, das ihnen sogar einen gewissen religiösen Charakter beizulegen scheint. Zu manchen religiösen Verrichtungen werden daher auch mit Vorliebe Eunuchen gewählt; so wird als Hüter des Hemdes des Propheten auf der Citadelle von Kairo eigens ein Eunuche von Konstantinopel nach Kairo gesendet, und überall, wo derselbe sich öffentlich zeigt, wird ihm die grösste Verehrung bewiesen. Eunuchen spielen auch in der Geschichte des Orients von jeher, und

namentlich unter den mohammedanischen Dynastien, eine hervorragende Rolle als Staatsmänner und Feldherren. So hat ein schwarzer Eunuch, Kafur, gegen Ende des 10. Jahrhunderts einige Jahre lang über Aegypten, Syrien und Hedschas geherrscht."

Auch die Eunuchen also erfreuen sich, abgesehen davon, dass sie eben Eunuchen und noch dazu Sklaven sind, einer recht günstigen, ja sogar bevorzugten Lage. Es ist mithin selbst auf diesem Zweiggebiete das orientalische Sklavenwesen etwas sehr anderes, als man sich bei dem Worte Sklaverei gemeiniglich vorzustellen gewohnt ist.

Freilich aber kann dadurch das Verdammungsurtheil, das man über die Sache als solche aussprechen muss, nicht aufgehoben werden. In Sklaverei sich befinden, von einem andern Menschen als Eigenthum besessen werden, ist an sich selbst und auch bei der besten Behandlung eine menschenunwürdige Situation. Entwürdigender noch ist der Sklaven*handel*, welcher den Menschen als Sache und als Waare betrachtet und welcher überdies einen besondern Grad von Verabscheuungswürdigkeit erreicht durch die unerhörten Greuel, die mit ihm fast immer verbunden sind. Das Eunuchenwesen aber ist nun vollends die scheusslichste Scheusslichkeit, zu welcher das Sklavenwesen sich ausbilden konnte. Was sich daher auch zu Gunsten der orientalischen Sklaverei anführen lässt, sie bleibt darum doch immer ein dunkler und ekler Flecken auf dem scheinbar so schillernden Leben des Orients.

Dabei ist es, um wieder auf unsern Hauptgegenstand zurückzulenken, andererseits wohl zu beachten, wie gerade derjenige Umstand, der die Sklaverei in einem so viel günstigern Lichte erscheinen lässt, nämlich ihre enge Beziehung zum Hause und zur Familie, dass *gerade*

dieser Umstand ein um so ungünstigeres Licht wirft auf das Haus und die Familie selbst. Wenn die Sklaverei in ihrem ganzen Umfange, d. h. mit all ihren Prämissen und all ihren Consequenzen, in das Familienleben verflochten ist, wenn sie dort, ob auch immerhin in ihrem factischen Bestande gemildert, doch principiell durchaus nicht als etwas Verwerfliches, vielmehr als etwas ganz Natürliches und Berechtigtes angesehen wird, so lässt uns das nur abermals und von einer andern Seite her erkennen, wie tief Haus und Familie selber noch stehen. Und wenn, wie die Sachen gegenwärtig liegen, dafür kaum von irgendeiner Seite her eine wirkliche Abhülfe zu erwarten ist, weder von seiten der mohammedanischen Religion, noch von seiten der staatlichen Gesetzgebung, noch von seiten der öffentlichen Meinung und der Volkssitte, so beweist das nur abermals, wie gering heutzutage noch im Orient das Verständniss für das wahre Wesen der Familie ist, wie wenig man noch ein Gefühl hat für die wahre Würde des Hauses und für die unermessliche Tragweite der sittlich aufbauenden oder auch sittlich zerstörenden Kräfte, die im Wesen und Leben des Hauses, je nach der Beschaffenheit desselben, beschlossen liegen.

Und dies muss denn leider das Endergebniss unserer ganzen Betrachtung und Erörterung dieses Gegenstandes bleiben.

Auf fast allen Punkten haben wir in dem Familienleben des Orients tiefe, fressende Schäden gesehen, die ihm bis ins innerste Mark dringen. Fast die einzigen erquicklichen Züge, die wir angetroffen, liegen auf dem Gebiete des natürlichen Aeltern- und Kindesgefühls und

des darauf basirenden pietätvoll-patriarchalischen Wesens, das allerdings ein Charakteristikum des Orients bildet. Aber auch dieses verliert einen grossen Theil seines Werthes, wenn man sieht, dass dafür meist nur die Bande des Blutes und nur in sehr geringem Masse höhere, sittliche Gesichtspunkte das bestimmende Motiv bilden (wie denn auch bekanntlich die dahin gehörigen Einrichtungen oder Sitten sich vorwiegend gerade bei den weniger entwickelten, bei den Naturvölkern finden); noch mehr aber verliert es dadurch an Werth, dass es eine so bestimmt ausgeprägte einseitige Richtung hat, indem darin fast nur der Vater, nicht aber die Mutter, fast nur der Mann, nicht aber das Weib eine Stellung einnimmt. — Im übrigen vereinigt sich beinahe alles, um das Bild des Hauses und des Familienlebens möglichst düster, ja möglichst befleckt erscheinen zu lassen.

Und doch ist noch nicht dies das Schlimmste, dass der Zustand der Dinge thatsächlich so ist, sondern dass, wie es eben schon angedeutet wurde, für die Verderbtheit dieses Zustandes kein Verständniss vorhanden ist, dass nicht allein die Sache selbst, sondern auch die Anschauung von der Sache so sehr im Argen liegt. Der Orientale fühlt es eben nicht, auf einem wie niedern Standpunkte bei ihm das Haus steht, weiss es nicht, wie schwer das Familienleben geschädigt ist, erkennt nicht, wo die Schäden liegen, hat kein Bewusstsein von der Verwerflichkeit der Principien, auf denen das Ganze ruht, ja er fühlt sich im Gegentheil von jeder Beunruhigung frei, über jeden Tadel erhoben, weil er sich für alles, was in dieser Hinsicht existirt, auf die Jahrhunderte alte Sitte und auf seine Religion berufen kann, weil durch Sitte und Religion die Principien sammt den Consequenzen und die Consequenzen sammt den Principien sanctionirt werden. Und eben dies ist von allen Schäden der schwerste Schaden.

Solange aber dieser Schaden fortbesteht und fortwirkt, solange der Orient nicht fühlt und begreift, was auf diesem Gebiete ihm fehlt und was folglich von ihm erstrebt werden muss, — solange ferner nicht in der That Haus und Familie und alles, was dazu gehört, von Grund aus regenerirt werden, eine Regeneration, die aber freilich nimmer auf dem Boden des Islam, sondern nur auf dem des Christenthums zu Stande kommen wird, — solange wird dem orientalischen Volkswesen jede Grundlage fehlen, auf welcher seine sittliche Kräftigung und seine sociale Erneuerung sich vollziehen könnte.

III.

Die Dynastie Aegyptens.

Wenn die heutigen Zustände Aegyptens schon nicht ohne manchen Rückblick in die ferne Vergangenheit des Landes verständlich sind, so vollends nicht ohne Einblick in seine jüngste Vergangenheit, ohne genauere Kenntniss seiner Geschichte innerhalb des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Diese neueste Geschichte Aegyptens aber ist aufs engste verknüpft, ja ist geradezu identisch mit der Geschichte seiner gegenwärtigen Dynastie. Nicht nur fällt der Zeitpunkt, wo das jetzt regierende Geschlecht zur Herrschaft gelangte, ungefähr mit dem Anfange des Jahrhunderts zusammen, sondern es müssen auch die gedeihlichere Entwickelung und der frischere Aufschwung, die damals unleugbar für das Land begannen, zum grössten Theil dem Wirken dieses Geschlechts zugeschrieben werden. Und wenn man von einer „neuen Zeit" in Aegypten sprechen will, was ohne Zweifel vollkommen berechtigt ist, so kann man sie nur von jenem Augenblicke datiren, wo Mohammed-Ali die Zügel der Regierung in seine starken Hände nahm und wo die ohnmächtige Pforte, mehr der Logik der Thatsachen als dem eigenen freien Willen folgend, der von ihm selbst errungenen Stellung ihre Sanction ertheilte.

Für die Beurtheilung der Zustände eines orientalischen Landes, namentlich sofern die staatlichen und

bürgerlichen Verhältnisse in Betracht kommen, ist dasjenige, was von oben herab, durch die Regierung und das Herrscherhaus gewirkt worden, von weitaus grösserer und eingreifenderer Bedeutung, als es bei den Ländern der abendländischen Welt der Fall zu sein pflegt. Denn im Orient gibt es keine andere Regierungsform als die der absolutistischen Monarchie, d. h. der durch nichts beschränkten Willkür in der Ausübung der Herrschermacht, — keine andere Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten als diejenige, welche durch das unmittelbar massgebende Wollen und Handeln jener Gewalt hervorgebracht wird. Eine Entwickelung von unten herauf oder von innen heraus, durch die eigene freie Initiative der Völker, durch die Kraft der leitenden Ideen, welche aus dem Volksleben selbst hervorwachsen, existirt im Orient nicht, ist auch, wie die Dinge liegen, d. h. bei der Unreife und Bildungslosigkeit der Völker nicht denkbar. Die Regierungsgewalt ist es, von der alles ausgehen muss und von der auch wirklich alles ausgeht, was von entscheidendem Einfluss sein soll; ihr Verdienst ist es, wenn Volk und Land gehoben, ihre Schuld, wenn sie ruinirt werden.

Beginnt gleichwol in allerneuester Zeit etwas wie öffentliche Meinung, wie eine von ihr geübte Kritik, wie Initiative der Völker, wie Selbstbetheiligung derselben an der Gestaltung ihrer Geschicke und Aehnliches auch auf orientalischem Boden sich herauszubilden, so ist es nur darum, weil europäische Anschauungen, weil die Ideen der christlich-abendländischen Civilisation sich hier und da zu verbreiten beginnen. Der beste Beweis dafür ist, dass die Spuren einer freiern geistigen Entwickelung solcher Art eben nur da und so weit wahrzunehmen sind, als der Einfluss des europäischen Wesens sich geltend macht, nämlich einerseits innerhalb der Regierungen selbst,

sofern sie durch ihre politischen Beziehungen zum Auslande gezwungen werden, nach und nach in die Bahnen europäischer Gesittung einzulenken, andererseits aber nur an den Centralpunkten des grossen Verkehrs, wo die Europäer sich in beträchtlicherer Menge der eingeborenen Bevölkerung beigemischt finden und wo ihre Meinung und ihr Urtheil einigen Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten gewinnen. — Der Orient ist heutzutage in fast jeder Hinsicht ein verwahrlostes und erstorbenes Gebiet, und er empfängt eine neue Befruchtung eben nur durch den jetzt zurückfliessenden Strom derjenigen Cultur, die, einst von ihm ausgehend, sich nach dem Abendlande ergossen, dort aber sich selbständig ausgestaltet hat.

So ist es denn auch für Aegypten die Regierung, oder noch eigentlicher die Dynastie und die Person der Herrscher, worauf man unbedingt zurückkommen muss, um die Entwickelung der Dinge im Laufe dieses Jahrhunderts sowie ihre gegenwärtige Gestalt zu begreifen.

Hier aber muss nun fast die ganze Aufmerksamkeit sich concentriren auf den Gründer der Dynastie, Mohammed-Ali, ohne Zweifel die bedeutendste Herrschernatur, welche nicht nur Aegypten, sondern welche der ganze Orient seit lange hervorgebracht hat. Auf ihn weist fast alles zurück, was die Gegenwart uns vor Augen stellt; von ihm sind die leitenden Ideen ausgegangen, die noch heute die Richtschnur für die Bestrebungen der Regierung bilden; er hat auf vielen Gebieten die Keime gelegt, deren Entfaltung, wenn auch mannichfach aufgehalten durch die Ungunst der Umstände oder durch die Verkehrtheit der angewandten Mittel, doch schliesslich den Fortschritt bezeichnen wird, den das Land in den letzten Jahrzehnten gemacht hat. Nach aussen die politische Lage und die achtunggebietende Machtstellung

Aegyptens, namentlich gegenüber der Pforte; im Innern die gesetzmässigere Basis, auf welche seine Verwaltung sich zu gründen begonnen hat, die Steigerung der productiven Kräfte des Landes, die Bemühungen um Erziehung und Bildung des Volkes, die Stellung und der Einfluss der Europäer, fast alles das weist auf Mohammed-Ali zurück und ist seinem klaren und weiten Blick, seinen staatsmännischen Gedanken, seinem ebenso klugen als energischen Handeln, seiner glücklichen Wahl der Personen oder Benutzung der Umstände zu verdanken. Dass er dabei freilich ein echter Türke war, voll Stolz und Ehrgeiz, voll Trotz und Eigensinn, voll List und Verschlagenheit, und dass ihm oft verwerfliche Mittel ebensowol wie ehrenhafte dienen mussten; dass ferner viele der Uebelstände, die noch heute regieren, gleichfalls auf ihn zurückzuführen sind, so namentlich die despotische Macht des Herrschers, die rücksichtslose Ausnutzung und Auspressung der Unterthanen, überhaupt das noch in voller Blüte stehende unumschränkte Willkürregiment sammt all seinen verderblichen Folgen, — das kann allerdings nicht geleugnet werden, lässt sich aber einigermassen dadurch entschuldigen, dass Mohammed-Ali eben ein Kind des Orients war, und dass eben orientalische Verhältnisse mit ihrem Gewebe von Lug und Trug und Ränken, und andererseits mit den alteingewurzelten Vorstellungen von absoluter Machtfülle des Herrschers und sklavischem Gehorsam des Unterthanen den Schauplatz seines Wirkens bildeten.

Die nachfolgende kurzgefasste Darstellung wird das alles deutlich genug hervortreten lassen. Und wenn bei diesem Ueberblick über die Geschichte der gegenwärtigen ägyptischen Dynastie Mohammed-Ali die hauptsächlichste Stelle einnimmt, so ist das eben nur in der Ordnung, weil durch die wirkliche Lage der Dinge von selber geboten.

1.

Mohammed-Ali[1] im Kampf um die Herrschaft.

Wer war Mohammed-Ali, woher kam er, was liess ihn zu der Würde gelangen, die er später in seiner Familie erblich zu machen wusste?

Er entstammte keinem Herrscherhause, ward nicht an den Stufen eines Thrones geboren, und an der Wiege war es ihm nicht gesungen worden, dass er einst als Krieger, Politiker und Regent die Augen der Welt auf sich ziehen sollte.

Geboren[2] zu Kavala im alten Macedonien (heute Rumelien und türkisch), Sohn eines Agha der dortigen

---

[1] „Mohámmed“ (Ton auf der zweiten Silbe) ist die einzig richtige Schreib- und Sprechweise dieses Namens. Das in Deutschland meistens übliche „Múhamed“ (Ton auf der ersten Silbe) hat in der wirklichen arabischen Sprache, wenigstens wie sie in Aegypten gesprochen wird, durchaus keinen Anhalt. „Méhémed“, welches besonders in dem Namen des obigen Regenten (Mehemed-Ali statt Mohammed-Ali) vielfach gebraucht wird, ist eine Verstümmelung des Wortes, welche die Franzosen aufgebracht haben. Endlich „Mahmúhd“ oder „Machmúhd“ (Ton auf der zweiten Silbe) ist die türkische Form des Namens.

[2] Im Jahre 1769; er hat demnach das Geburtsjahr gemein mit Napoleon I., worauf er stets viel Gewicht gelegt haben soll.

Strassenwächter, war er von geringer Herkunft und arm, aber schon in den Knabenjahren ausgezeichnet durch ein brennendes Verlangen, es seinen Genossen in allen Stücken zuvorzuthun. Früh verwaist, ward er in das Haus seines Oheims aufgenommen, wo man sich aber um seine Erziehung nicht mehr kümmerte, als vorher geschehen. Nach des Oheims gleichfalls bald erfolgtem Tode nahm sich indess der Gouverneur der kleinen Stadt, der an dem Knaben Gefallen gefunden und seine Fähigkeiten erkannt hatte, seiner an, liess ihn mit seinem eigenen Sohne zusammen erziehen, erhob ihn später, nachdem er hervorragende Proben von Kühnheit und Verschlagenheit gegeben, zum Range eines Hauptmannes und gab ihm eine seiner Verwandten zur Ehe. Mit dem durch diese Heirath ihm zugefallenen kleinen Vermögen begann er einen Tabackshandel, eins der einträglichsten Geschäfte dort im Lande. In dem ruhig regelmässigen, thatenlosen Dasein, wie es diese Beschäftigung mit sich brachte, schien das Trachten nach der Erreichung glänzender Ziele, das in früherer Jugend ihn erfüllt, ja fast verzehrt hatte, eine Zeit lang in ihm erstorben zu sein.

Dann aber erhielt plötzlich seine Bahn ihre entscheidende Richtung. Im Jahre 1800 wurde er, betheiligt an dem Oberbefehl eines kleinen von seiner Vaterstadt gestellten Hülfscorps, mit der türkischen Armee nach Aegypten geschickt, wo es den Kampf gegen die Franzosen galt, die eben damals unter Bonaparte ins Land eingedrungen waren. Der Gouverneur von Kavala, sein Protector, übergab den Oberbefehl über dieses Corps seinem Sohne und machte Mohammed-Ali zu dessen Unterbefehlshaber. Jener aber, ein weichlicher und schwächlicher Mensch, verlor alsbald Muth und Lust, kehrte, kaum in Abukir gelandet, wieder in seine Heimat zurück und überliess die Führung seiner Truppe Moham-

med-Ali, der damit zu einer gewissen Selbständigkeit gelangte und sich nun auf alle Weise durch Muth, Gewandtheit und Umsicht hervorzuthun wusste. Bald erhielt er einen einflussreichern Posten in der türkischen Expeditionsarmee, gewann das Vertrauen des Kapudan-Pascha (des türkischen Admirals und obersten Führers der Expedition), und wurde von diesem dem neu ernannten Gouverneur von Aegypten, Kusruf- (oder Kosrew-) Pascha, empfohlen, welcher ihn mit sich nach Kairo nahm und in dem jetzt beginnenden Kampfe zwischen Türken und Mamluken ihm ein grösseres Truppencorps übergab.

So fand sich Mohammed-Ali als ein Fremdling, der ohne sein Zuthun aus der Heimat hinweggeführt worden, auf ägyptischen Boden gestellt, ja er hatte bereits begonnen, auf demselben festen Fuss zu fassen und schon die ersten Sprossen der Leiter erstiegen, die ihn zur Herrschaft des Landes führen sollte.

Aber in welchem Zustande befand sich dieses Land, und welches war das Gebiet, auf dem der aufstrebende Emporkömmling seine Kraft und seine Talente zu entfalten hatte?

Der nominelle Oberherr Aegyptens war damals wie heute der ottomanische Kaiser, und in seinem Namen wurde das Land von dem in Kairo residirenden Generalgouverneur oder Pascha regiert. Die factischen Gewalthaber aber waren weder der Sultan in Konstantinopel, noch seine Paschas in Kairo, sondern die Mamluken-Beys mit ihren trotzigen, kampf- und plünderungsgewohnten Scharen. Schon viele Jahrhunderte lang hatten diese Mamluken die herrschende Kaste im Lande gebildet. Ursprünglich eine Leibwache, die sich aus gekauften Sklaven und Kriegsgefangenen zusammensetzte, spielten sie bald eine ganz ähnliche Rolle wie die be-

rüchtigten Prätorianer am Hofe von Byzanz, und wie später die Janitscharenleibwache der türkischen Sultane. Ins Leben gerufen von einem der Khalifen aus der mit Saladin beginnenden Eyubidendynastie, erhoben sie binnen kurzem stolz und frech ihr Haupt; schon ihr Schöpfer wurde von ihnen abgesetzt und 1250 ermordeten sie den letzten Eyubiden, um an seiner Stelle einen Sultan aus ihrer eigenen Mitte auf den Khalifensitz in Kairo zu erheben. — Mit dieser Mamlukenherrschaft aber war die Anarchie selbst zur Herrscherin gemacht. Mord, Gewalt und Räubereien, wilde Thaten des Ehrgeizes, der Habsucht und der Rache, finstere Intriguen und blutige Complote lösten einander ab oder spielten durcheinander; 47 Tyrannen folgten sich in weniger als drei Jahrhunderten, 17 von ihnen wurden ermordet, ebenso viele entthront, manche regierten nur wenige Monate.

Den ersten Stoss hatte diese Herrschaft erhalten, als im Jahre 1517 Aegypten von dem türkischen Sultan Selim I. erobert wurde. Aber die Mamluken, keineswegs vernichtet, sondern nur unterworfen und dienstbar gemacht, waren im Lande zu fest gewurzelt, als dass die Türken hätten hoffen können, sie gänzlich zu depossediren. Man musste ihnen daher einen Antheil an der Verwaltung des Landes gewähren, und die dazu Berufenen (gleich im Anfang ein Collegium von 24) nahmen nun den Titel Bey an. Mit der zunehmenden Schwäche der Pforte indess wussten diese Beys nach und nach die Gewalt wieder in ihre Hände zu bringen, der türkische Pascha in Kairo sank zu einer blossen Schattengestalt und Puppe herab, ja als um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Macht der ottomanischen Kaiser unter der schrankenlosen Tyrannei ihres Janitscharencorps selber zum Schattenbilde geworden war, gelang es den Mamluken, den Pascha gänzlich aus Aegypten zu verjagen und

noch einmal sich zu selbständigen Herrschern des Landes aufzuschwingen.

Wir besitzen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Schilderung eines Augenzeugen, des Franzosen Volney, aus welcher sich ein lebendiges Bild des jammervollen Zustandes ergibt, in den Aegypten und seine Bevölkerung durch dieses Mamlukenregiment versetzt worden war.

„Bei weitem der grösste Theil der liegenden Gründe", schreibt er, „ist in den Händen der Beys, der niedern Mamluken und der Beamten; die Zahl der sonstigen Besitzer ist unendlich gering, und ihr Eigenthum ist tausend Lasten unterworfen. Jeden Augenblick gibt es eine Contribution aufzubringen oder eine Entschädigung zu leisten. Ein Recht der Nachfolge oder der Erbschaft existirt für die unbewegliche Habe nicht, alles fällt an die Regierung zurück, von welcher alles wiederum gekauft werden muss. Die Bauern sind nur Tagelöhner, denen man nur so viel lässt, als sie nöthig haben, um nicht zu sterben. Und um das Mass voll zu machen, vereinigen sich mit diesen ständigen Uebeln noch die steten Beunruhigungen besonderer Art, die Furcht vor Besuchen der Mamluken, vor Plünderungen der Beduinen und alle Sorgen eines unaufhörlichen Bürgerkrieges. Alles, was man sieht und hört, kündigt an, dass man sich im Lande der Sklaverei und der Tyrannei befindet. Man spricht nur von bürgerlichen Unruhen, von öffentlichem Handgemenge, von Gelderpressungen, von Bastonnaden und Mordthaten. Keine Sicherheit des Lebens oder des Eigenthums. Man vergiesst das Blut eines Menschen wie das des Schlachtviehs; die Justiz sogar vergiesst es ohne Urtheil und Recht und ohne weitere Formalitäten. Der Offizier, der des Nachts oder der, der des Tags die Runde durch die Strassen macht, halten

Gericht, verurtheilen und lassen die Execution vornehmen in einem Augenblick und ohne Appell. Henker begleiten sie, und auf den ersten Befehl fällt der Kopf eines Unglücklichen in den Ledersack, wo man ihn auffängt, damit er den Erdboden nicht verunreinige. Und wenn dabei auch nur der blosse Schein eines Verbrechens nöthig wäre, um einen der Gefahr der Strafe auszusetzen! Aber oft wird ohne andern Grund als die Habgier eines mächtigen Mannes und die Anzeige eines Feindes jemand, von dem man vermuthet, dass er Geld habe, vor einen Bey citirt, man fordert von ihm eine Summe, und wenn er sie abschlägt oder zu besitzen leugnet, wirft man ihn nieder, gibt ihm 2—300 Stockschläge auf die Fusssohlen oder bringt ihn auch um. Wehe dem, der in dem Verdacht der Wohlhabenheit steht; hundert Spione sind immer bereit, ihn anzugeben; nur durch den Schein der Armuth kann er der Raubgier und den Gewaltthaten der Machthaber entgehen.“

Die trotz des Ruins immer noch reichen Einkünfte des Landes wurden fast gänzlich absorbirt durch den Unterhalt oder die Verschwendung seiner 8000 Mamluken. Sie gaben fast alle Einkünfte in Pacht, und die Pacht musste alle Jahre erneuert werden. Alles Mögliche war Monopol: Schlächterei, Lederfabrikation, Oelmühlen, Zucker, Salz, Kaffee, Fischerei, Jagd u. s. w., und auf den Handel legten sie noch ausserdem erhebliche Abgaben. Die Landesverwaltung dieser Barbaren war ebenso voll von Misbrauch und Willkür wie das Princip ihrer Existenz selbst: bekleidet mit allen Vorrechten der Herrschaft, flohen sie alle Sorgen und Lasten derselben. Und wie die Herren, so die Diener; wie die obersten Beys, welche die Regierungsgewalt in Händen hatten, so die Kaschefs, ihre Bevollmächtigten in den Provinzen. Auch trugen die Kopten, als Rechnungsführer, Steuereinnehmer

und Gesetzeskundige mit ihrer Verschlagenheit und Habgier das Ihrige dazu bei, um das Land auszusaugen und zu ruiniren.

Man kann danach ungefähr ermessen, was Mohammed-Ali, als er später die Macht dazu hatte, alles aufräumen, verbessern oder neu schaffen musste, um nur einigermassen geordnete Zustände herzustellen.

Einen kräftigern Stoss als durch die türkische Eroberung im 16. Jahrhundert erhielt die Mamlukenwirthschaft durch die Invasion der Franzosen unter Bonaparte. Die glänzenden und tapfern Reiterscharen erlagen in der Pyramidenschlacht der napoleonischen Kriegskunst, die beiden damaligen Häupter, Murad-Bey und Ibrahim-Bey, flüchteten nach Syrien und Oberägypten, um mit den Trümmern ihrer Streitkräfte erst nach dem Abzuge der Franzosen wieder zurückzukehren. Die Mamluken waren zwar auch jetzt noch nicht vernichtet, aber das Land war wenigstens ihrer schrankenlosen Gewalt entrissen, ihre eigentliche Kraft war gebrochen und es war die definitive Vernichtung dieses Räubergeschlechts vorbereitet, wie sie später Mohammed-Ali vollziehen sollte. Die nächste Folge ihrer Niederlage war die, dass die türkischen Statthalter zurückkamen und wieder wie früher im Namen des Sultans die Verwaltung Aegyptens in die Hand nahmen.

Dies ist der Moment, wo Mohammed-Ali, in seiner Eigenschaft als Führer eines Albanesencorps im Dienste des Paschas, und vermöge seiner persönlichen Bedeutung, auf die Verhältnisse des Landes einen Einfluss zu gewinnen anfing.

Er stand sozusagen zwischen zwei Feuern, zwischen dem Pascha und den Mamluken mitteninne. Beide Parteien bekämpften sich mit der äussersten Erbitterung und suchten einander durch List, Verrath oder durch

offene Gewaltthat das Feld abzugewinnen. Mohammed-Ali, obwol er sich damals kaum schon mit so hohen Planen trug, wie sie ihm später durch die Lage der Dinge fast aufgedrängt wurden, verfolgte doch von Anfang an die Taktik, es mit keinem von beiden zu verderben noch auch wirklich zu halten, vielmehr nach Kräften an der gegenseitigen Vernichtung beider mitzuarbeiten, und doch auch, wenn es nützlich schien, die Erfolge des einen oder des andern Theils abzuschwächen. Wenn auch dies Spiel nichts weniger als ehrlich und aufrichtig genannt werden kann, so muss man doch die ungemeine Klugheit oder je nach Umständen die Entschlossenheit und Energie bewundern, die er oft unter den schwierigsten und verwickeltsten Verhältnissen an den Tag zu legen wusste.

Die Mamluken, auf die Hälfte zusammengeschmolzen durch die furchtbare Niederlage bei den Pyramiden, und nicht im Stande, sich neu zu rekrutiren, weil die Pforte den Verkauf von Sklaven aus den Kaukasusländern streng untersagt hatte, zählten nur noch etwa 3500 Reiter und waren ausserdem durch mannichfache Uneinigkeit in ihrer eigenen Mitte geschwächt. Nichtsdestoweniger lagen sie stets gegen die Türken zu Felde und waren nicht selten siegreich. Im November 1802 kam es bei Damanhur im Delta zu einer grössern Schlacht, worin die Türken blutig und vollständig geschlagen wurden, und zwar, wie ihr Führer behauptete, weil die in der Nähe befindlichen Truppen Mohammed-Ali's ihm nicht zu Hülfe gekommen seien. Diese Anklage hat Wahrscheinlichkeit genug, denn die Handlungsweise entsprach ja ganz der von Mohammed-Ali beobachteten Haltung. Indess scheint erst bei dieser Gelegenheit Kusruf, damals noch Pascha in Kairo, angefangen zu haben, seine Plane und sein Benehmen zu durchschauen, und seitdem jenen tödlichen Hass auf ihn

geworfen zu haben, der ihn noch Jahrzehnte später, als er türkischer Grossvessir geworden war, beseelte und in dieser Stellung zu Mohammed-Ali's gefährlichstem Feinde machte.

Inzwischen drohte dem Pascha eine andere Gefahr, nämlich von seiten seiner schon lange unzufriedenen Truppen. Infolge des totalen Ruins der Finanzen des Landes waren des Paschas Kassen stets leer, und der Sold der Truppen blieb alle Augenblicke im Rückstande. Mehrfach hatte er sie beschwichtigt, indem er auf irgendeine ausserordentliche Weise Geld schaffte, zuweilen auch, indem er ihnen gewisse Districte des Landes zur Plünderung anwies. (Die Verwaltung des Landes durch die Türken gab mithin der durch die Mamluken wenig nach an Weisheit, Milde und Gerechtigkeit!) Endlich aber wollten die wilden Truppen sich nicht mehr befriedigen lassen und begannen eine Revolte, die Kusruf das Leben gekostet hätte, wenn er nicht mit wenigen Getreuen sich hätte nach Damiette flüchten können. Mohammed-Ali glaubte indess den Augenblick noch nicht gekommen, wo er mit Aussicht auf Erfolg versuchen könne, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, und hielt sich daher mit seinem Albanesencorps, das ihm übrigens äusserst ergeben war, noch zurück. Sein College, Taher-Pascha dagegen, ebenso ehrgeizig wie er, aber nicht ebenso klug zurückhaltend, stellte sich an die Spitze des Aufstandes und proclamirte sich nach Kusruf's Flucht zum Pascha von Aegypten. Durch Grausamkeit und Erpressungen machte er sich aber so schnell verhasst, dass er, noch ehe seine bei der Pforte nachgesuchte Bestätigung eintraf, ermordet wurde.

Während des dadurch herbeigeführten abermaligen Interregnums trat Mohammed-Ali etwas bestimmter hervor, und hatte dazu die formelle Berechtigung, sofern er

augenblicklich der einzige übriggebliebene türkische Befehlshaber war. Er hielt es für gerathen, sich den Mamluken zu nähern, ja er schloss mit ihnen einen Vertrag, kraft dessen beide Parteien sich in die Macht theilten: er selbst besetzte mit seinen Truppen Kairo, und den Mamluken, deren jetzige Führer der alte Ibrahim-Bey und Bardissi-Bey waren, wurde die Citadelle der Stadt übergeben. Sodann richteten sich die vereinten Anstrengungen beider darauf, vor dem flüchtigen Kusruf-Pascha sich sicherzustellen. Man unternahm einen Kriegszug gegen Damiette, wo er sich verschanzt hielt, nahm den Platz und führte Kusruf als Gefangenen auf die Citadelle von Kairo.

Nun aber begann die Pforte sich zu regen; nachdem sie bisher in unerhörter Lässigkeit den Ereignissen zugesehen hatte, musste sie endlich fürchten, dass unter dieser beispiellosen Verwirrung Aegypten ihr gänzlich könne verloren gehen. Sie sandte daher einen neuen Gouverneur, Ali-Pascha, der, wie so viele Beamte in ähnlicher Stellung, ursprünglich ein gekaufter Sklave und nur durch persönliche Begünstigung einflussreicher Leute emporgekommen war. Dabei war er eine durchaus niederträchtige Creatur, und seine ganze Thätigkeit in Aegypten bestand lediglich aus Acten der Schlechtigkeit und Perfidie. Die Beys (denn Mohammed-Ali hielt sich auch hier wieder vorsichtig zurück) suchten sich mit ihm zu verständigen durch Verhandlungen und gegenseitige Zugeständnisse; als sie aber zu wiederholten malen erfahren mussten, dass keinem seiner Worte zu trauen war, machten sie kurzen Process mit ihm, indem sie ihn überfallen und umbringen liessen, seine Truppen aber entwaffneten und zum Lande hinausjagten.

Indess war auch die Lage der Beys gegenüber dem Lande und gegenüber den albanesischen Soldtruppen

keine bessere als die der Paschas: dauernde Misère in den Provinzen und in der Hauptstadt, dauernde Leere der Kassen und Rückstände in den Truppenlöhnungen. Alsbald brach wieder einmal eine Revolte der Albanesencorps aus. Um ihre Forderungen zu befriedigen, ward in aller Eile eine Contribution auf die Stadt Kairo gelegt, aber auch diese revoltirte infolge dessen. In diesem für die öffentliche Ordnung so gefahrdrohenden Augenblick warf sich Mohammed-Ali zum Retter derselben auf: durch persönliches beruhigendes Eingreifen stillte er den Aufstand der Stadt, nahm aber nun zugleich offen Partei gegen die Mamluken, deren Sache er als verloren ansah. An der Spitze seiner Albanesen schritt er zum Angriff gegen Bardissi-Bey und Ibrahim-Bey, die nach langer, aber erfolgloser Gegenwehr das Feld räumen mussten und nur mit Mühe sich nach Oberägypten retteten.

Mohammed-Ali war Herr der Stadt, bewies aber nun erst recht die grösste Zurückhaltung. Immer noch nicht wollte er die oberste Gewalt in die Hand nehmen, sondern wünschte auf diesem Posten, bei der schwierigen Beschaffenheit der Umstände, zunächst noch jemand anders, damit auf diesem die Last der Verantwortlichkeit liege, während gleichwol er selbst, soviel nöthig und thunlich, in die Entwickelung der Dinge eingreifen könne. Er setzte daher den auf der Citadelle noch gefangen gehaltenen Kusruf-Pascha in Freiheit und im Namen des Sultans wieder zum Pascha ein. Diese Mässigung, obwol nichts als ein Act überlegtester Klugheit, trug sehr dazu bei, sein Ansehen bei dem Volke und bei den Ulémmas zu erhöhen. — Gleich darauf wurde zwar Kusruf von den abermals unzufriedenen Albanesen wieder abgesetzt, und Kurschid-Pascha, Gouverneur von Alexandrien, zum Pascha des Landes erhoben, von der Pforte auch als solcher bestätigt; allein das

konnte Mohammed-Ali sehr gleichgültig sein, da ihm an der Person des Paschas nichts gelegen war, im Gegentheil es ihm nur erwünscht sein konnte, wenn derselbe möglichst wenig Macht und Bedeutung hatte.

Seitens der Pforte war dies übrigens in dem kurzen Zeitraume eines Jahres die vierte Neubesetzung des ägyptischen Paschaliks, immer in fast willenloser Unterwerfung unter die sich dort selbständig vollziehenden Ereignisse, was die Ohnmacht und Unfähigkeit der türkischen Regierung sowie den innern Zerfall des Reiches deutlich genug beweist.

Kurschid-Pascha hatte nichts voraus vor seinen Vorgängern, seine Lage gestaltete sich vielmehr immer mislicher; immer derselbe verzweifelte Zustand der Finanzen, immer neue Steuern, Contributionen und Erpressungen, immer neue Revolten unter den Truppen und der Bevölkerung der Hauptstadt. Dazu hatten die Mamluken sich wieder gesammelt, blokirten Kairo, schnitten auf allen Seiten den Verkehr und die Zufuhr ab, und lieferten häufig siegreiche Treffen. Kurschid hatte Ordre, bei seinen Operationen sich möglichst in Allianz und gutem Einvernehmen mit Mohammed-Ali zu halten, welchem die Pforte sich verpflichtet fühlte, weil er es gewesen, der ihre Herrschaft wieder aufgerichtet hatte. Nichtsdestoweniger wurde ihm dieser wegen des grossen Einflusses, den er besass, je länger desto mehr unbequem und lästig, und er hegte immer lebhafter den Wunsch, sich seiner zu entledigen. Inzwischen hatte Mohammed-Ali bei mehrern Veranlassungen Gelegenheit, zu erfahren, oder auch zu erproben, sowol welch einen durchschlagenden Einfluss er auf die zügellosen und extravagirenden Truppen ausüben konnte, als auch welches Vertrauen er bei der Bevölkerung genoss. Endlich sollte sich ihm die Gelegenheit zu einer letzten entscheidenden Probe

bieten: Kurschid-Pascha suchte sich von ihm dadurch zu befreien, dass er ihn von der Pforte zum Pascha von Djedda (in Arabien) ernennen liess. Mohammed-Ali ging scheinbar bereitwilligst darauf ein und zog sich sofort von jeder Ausübung seiner bisherigen Functionen zurück. Kaum aber war das geschehen, so begannen die Excesse der Truppen, die immer noch zu ihrem rückständigen Solde kommen mussten, in verstärktem Masse, ja ihre Plünderungen in Stadt und Land wurden unter Vollmacht des Paschas selbst in Scene gesetzt. Da hatte denn die Geduld der Bevölkerung ein Ende; noch ehe Mohammed-Ali seine natürlich absichtlich verzögerte Reise nach Djedda angetreten hatte, ward er von dem Volke Kairos in Gemeinschaft mit den Schechs, den Ulemmas und dem Kadi, zum Pascha ausgerufen und Kurschid für abgesetzt erklärt.

Noch zwar widerstrebte Mohammed-Ali, denn er wollte mit voller äusserer Legalität die Stellung antreten. Man sandte aber sofort einen Anklageact gegen Kurschid und eine Bitte um Bestätigung Mohammed-Ali's nach Konstantinopel, und hielt währenddess den erstern auf der Citadelle eingeschlossen und belagert. Gegenüber einer so einflussreichen Instanz wie die Schechs und Ulemmas von Kairo wagte die Pforte bei ihrer dermaligen Lage keinen eigenen Willen zu haben; sie sandte also sofort ihre Antwort, und diese bestand in der rückhaltlosen Gewährung aller Bitten: Kurschid erhielt den Befehl, das Land zu verlassen, und Mohammed-Ali ward in der ihm übertragenen Würde bestätigt. Am 3. August 1805 nahm er Besitz von der Citadelle, die er sofort aufs neue sorgfältig befestigte und ausrüstete, — und war nun Pascha von Aegypten, ordnungsmässig von der Pforte ernannt und installirt, aber freilich für die Behauptung und Befestigung seiner Herrscherstellung

nicht sowol auf den Schutz der Pforte, als vielmehr auf seine eigene Kraft und Klugheit angewiesen.

Denn keineswegs kann man etwa sein Ringen nach der Herrschaft oder seinen Kampf um dieselbe jetzt schon als abgeschlossen ansehen; eher könnte man sagen, dass sie erst jetzt recht eigentlich anfingen, da er erst jetzt auf der Stelle stand, wo die Schwierigkeiten, die aus der Lage des Landes erwuchsen, und die Angriffe der feindlichen Mächte, die hier durcheinander arbeiteten, ihre Spitze gegen ihn richten konnten.

Die zwei schlimmsten Feinde des neuen Paschas waren für den Augenblick, und blieben auch noch lange Zeit hindurch, der Geldmangel und die Mamluken.

Den erstern gründlich zu bekämpfen und dauernd zu überwinden, nämlich durch eine bessere Ordnung der Dinge im Lande, daran konnte er fürs erste noch nicht denken. Er suchte ihm daher durch die verschiedensten Mittel entgegenzuwirken, und unter diesen durch gar manche ungerechte und harte. Denn da oft alles daran hing, ob er Geld schaffen konnte, so schreckte er im gegebenen Falle auch vor den gewaltthätigsten Massregeln nicht zurück. Gleichwol beobachtete er im ganzen eine weit grössere Billigkeit, Vorsicht und Schonung, als es seine Vorgänger oder die Mamluken gethan.

Bald zwang er einzelne der höhern Beamten, die sich in den Wirren der letzten Jahre masslos bereichert hatten, ihr ungerechtes Gut herauszugeben. Bald ward unter irgendeinem Vorwande Beschlag gelegt auf Karavanen von Suez, auf Waarendepots in Kairo, auf liegende Güter, und diese nur gegen Loskaufgeld wieder freigegeben. Bald erklärte er irgendeinen Zweig des

Handels für Monopol, bald liess er einen Befehl ergehen, wonach das Geld einen veränderten Werth erhielt. Je nach Umständen schrieb er auch neue Steuern aus, etwa auf die Kopten (die ganz besonders viel im Trüben gefischt hatten), auf die Juden, auf den griechischen Patriarchen (der damals und bis zum griechischen Unabhängigkeitskriege sammt seinen Glaubensgenossen noch der Landesgewalt unterstand); wenn aber auf das Volk, so brauchte er wenigstens die Vorsicht, dass er sich zuvor mit den Schechs verständigte und auf irgendeine Art deren Einwilligung zu erlangen suchte.

Wenn die Noth allzu sehr drängte, griff er wol auch zu geradezu verzweifelten Mitteln. So legte er einmal sogar Hand auf die Kirchengüter, allerdings unter dem Vorwande einer mehr oder weniger berechtigten Revision ihrer Besitztitel, indem unzählige Privatbesitzer ihre Güter durch eine Scheincession an die Moscheen übertragen hatten, um damit von den Steuern befreit zu sein. Trotzdem erhob sich ein äusserst erbitterter Widerstand der Schechs und Ulemmas, und es entstand ein sehr gefährlicher Conflict mit ihnen. Mohammed-Ali musste all seine ränkevolle Geschicklichkeit aufbieten, um mit ihnen wieder Frieden zu schliessen und dabei doch seine Massregel zum grössern Theile aufrecht zu erhalten. Ein anderes mal sah er sich genöthigt, von den Provinzen eine ausserordentliche Abgabe von 55000 Beuteln (beinahe 7 Millionen Francs) zu fordern. Positive Unmöglichkeit zu bezahlen; Weigerungen oder dringende Reclamationen der Besitzer und Grundeigenthümer. In scheinbarer Nachgiebigkeit fordert man sie auf, ihre Besitztitel zu deponiren, damit ihre Reclamationen geprüft würden. Die Leute thun das vertrauensvoll, und — man behält diese Documente zurück, alle Remonstrationen helfen nicht, die Leute sind depossedirt und die Güter bleiben

Staatseigenthum; eine Beraubung, die gewiss durch nichts gerechtfertigt oder bemäntelt werden kann.

Noch gefährlicher indessen als der Geldmangel war für Mohammed-Ali die immer noch beträchtliche Macht der Mamluken, und von dem ersten Tage an war die definitive Vernichtung derselben das Hauptziel aller seiner Unternehmungen. Denn das hatte er längst klar erkannt, dass er, ehe dies Ziel erreicht sei, weder auf einen ruhigen Besitz seiner Herrschaft, noch auf eine Hebung des Landes und eine Verbesserung seiner Zustände würde hoffen können. Es war ein Kampf bis aufs Messer, der zwischen ihm und den Mamluken geführt wurde, für ihn aber um so gefährlicher, als seine Gegner zwei mächtige Bundesgenossen hatten, die Pforte und England.

Die Pforte hatte kaum ihren neuen Pascha eine Zeit lang beobachtet, als sie ihn auch schon zu fürchten begann, auf seine Beseitigung dachte und den Bitten und Versprechungen, der Ueberredung und dem Gelde, womit die Mamluken in Konstantinopel sich aufs neue die Wege zu öffnen suchten, sich überaus zugänglich zeigte. England konnte es nicht verschmerzen, dass sein Einfluss im Orient, und speciell in Aegypten, von dem Frankreichs überholt und ausgestochen worden, und suchte ausserdem um jeden Preis zu verhindern, dass Aegypten, dieser Schlüssel seines Wegs nach Indien, von einem kräftigern, irgendwie selbständigen Willen regiert werde.

Seit mehrern Jahren schon beherbergte England einen der einflussreichsten Beys, Elfi, den es zu gelegener Zeit als politisches Werkzeug zu brauchen dachte, indem derselbe mit seiner Hülfe sich der Herrschaft Aegyptens bemächtigen, dann aber unter seiner Vormundschaft bleiben sollte. Diesen Elfi-Bey sandte man jetzt

mit englischem Gelde und unter englischer Flagge nach Aegypten, woselbst er sich mit den übrigen Beys in Verbindung setzte und alsbald eine gefahrdrohende Position einnahm.

Gleichzeitig wusste der Einfluss der englischen Diplomatie und Elfi's Versprechungen in Konstantinopel auch die Pforte zu einem feindlichen Auftreten zu bewegen: sie beschloss zunächst, einen neuen Pascha, sozusagen als ihren Commissar, Oberaufseher und Spion, Mohammed-Ali an die Seite zu stellen; gleich darauf, diesen letztern selbst abzuberufen und als Pascha nach Salonichi zu senden; endlich, zur Durchsetzung ihres Beschlusses eine bewaffnete Expedition gegen Aegypten auszurüsten. — Mohammed-Ali nahm zwar dem Befehle der Pforte gegenüber die Miene vollsten Gehorsams an, im stillen dachte er aber an nichts weniger als an Gehorsam. „Ich habe Kairo mit der Schärfe des Schwertes genommen", sagte er, „und ich gebe es nur der Gewalt zurück. Stadt und Land stehen zum Verkaufe durch Meistgebot; wer einen Säbelhieb mehr zu führen weiss, der bleibt Besitzer."

Zu einem offenen Kampfe kam es indess diesmal nicht, sondern nur zu einem verwirrten, von beiden Seiten gleich eifrig betriebenen Intriguenspiel. Der englische und der französische Consul in Kairo thaten jeder das Seinige, sowol im Lande selber, als bei ihren Regierungen, als in Konstantinopel, der erstere gegen, der letztere für Mohammed-Ali; die Türken und Mamluken, die sich beiderseits mistrauen mussten, verhandelten vergeblich untereinander, um zu einheitlichen Operationen zu kommen; der türkische Führer wurde nach und nach den Bemühungen Mohammed-Ali's, d. h. seinen glatten Worten und seinem Gelde, zugänglich, und endlich ward durch dieselben Mittel auch in Konstantinopel ein solcher

Stimmungswechsel zu Stande gebracht, dass von dort der Befehl zur Rückkehr der Expedition erging. — Gleich darauf wurde Mohammed-Ali von zweien der mächtigsten Mamlukenhäupter befreit: Elfi und Bardissi-Bey starben kurz nacheinander.

Aber die Gefahr nahm trotzdem für den Augenblick nur noch zu. England, die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Bemühungen erkennend, schritt zu offener Gewalt. Ein englisches Geschwader, das zugleich Landungstruppen an Bord führte, erschien an den ägyptischen Küsten und bemächtigte sich Alexandriens und Rosettes. Natürlich durfte es auf die Mamluken als auf die ergebensten Bundesgenossen zählen. Gleichwol wurde das Ziel, den unbequemen und für die Zukunft so gefährlich scheinenden Pascha zu stürzen, auch diesmal nicht erreicht. Mohammed-Ali, während dieser Zeit von einer Activität ohne gleichen, rüstete, focht, verhandelte, intriguirte unaufhörlich. Unterstützt durch besonders günstige Umstände, brachte er es fertig, die englischen Truppen trotz ihrer überlegenen Bewaffnung und Organisation zweimal sehr entschieden zu schlagen und ihnen weiteres Vordringen unmöglich zu machen.[1] Die Mamluken wusste er unter sich zu entzweien und entweder vereinzelt zu schlagen, oder auf seine Seite zu bringen. Endlich fand diese Episode dadurch ihren Abschluss, dass gegen Ende des Jahres 1807 das englische Geschwader Befehl zur

[1] Nach diesen Kämpfen geschah es, dass die kriegsgefangenen Engländer und die als Trophäen aufgesteckten Köpfe der Gefallenen im Triumph durch die Strassen Kairos umhergeführt wurden. Wenn man bedenkt, dass das kaum sechzig Jahre her ist, und wenn man mit diesem Acte afrikanisch-asiatischer Barbarei die heutigen Zustände des Landes vergleicht, — welch eine Veränderung, welch ein Unterschied zwischen damals und jetzt!

Unterhandlung und zum Abzug erhielt: der Friede von Tilsit hatte Napoleon freie Hand gemacht gegen England, und dieses sah sich gezwungen, seine Truppen und seine Flotte zu concentriren.

Damit war eine der grössten Gefahren, die bisher Mohammed-Ali's Laufbahn bedroht hatten, beseitigt. Seine Lage war eine äusserst kritische gewesen, wenn man die Gesammtheit der Umstände betrachtet: vor ihm eine angreifende europäische Kriegsmacht, im Rücken die hasserfüllten Mamluken, dabei die versteckte Feindseligkeit der Pforte, der stete Geldmangel, die Erschöpfung des Landes, die Gereiztheit einer durch Plünderungen und Tyrannei ermüdeten Bevölkerung, endlich die Zuchtlosigkeit und Unzuverlässigkeit der eigenen Soldtruppen. Dass er nichtsdestoweniger einen glücklichen Ausgang erreichte, gibt Zeugniss von seiner Energie, Schlauheit und Gewandtheit, aber auch von der Gunst des Glücks, die ihn begleitete, oder vielmehr von dem Walten der Vorsehung, die zum künftigen Wohl des gequälten Landes den Gang der Ereignisse eben in diese Bahn leiten wollte. — Von nun an begann sein Ruf ins Ausland zu dringen, er gewann eine Stellung in der grossen Politik. Aber für die Zukunft blieben aus dieser Zeit als verderbliche Keime zurück das geheime Mistrauen der Pforte und der Hass des gedemüthigten Englands.

Nachdem dieser von aussen drohende Feind glücklich abgewehrt war, konnte Mohammed-Ali sich desto kräftiger gegen die innern Feinde, die unablässig unruhigen Mamluken, wenden. Es hatte ihm immer noch nicht gelingen wollen, entscheidende Schläge gegen sie zu führen. Aber allerdings rückte er der Entscheidung immer näher. Die stete Uneinigkeit, die unter ihnen herrschte, zwang sie zu unaufhörlichen Hin- und Herverhandlungen mit ihm. Es wurde ihm dadurch zwar leichter,

von den einzelnen Abtheilungen allerlei Zusagen zu erhalten oder ihnen allerlei Verpflichtungen aufzuerlegen, aber sie hielten trotzdem selten lange Ruhe und erfüllten fast niemals die gegebenen Versprechungen. So oft sie konnten, erhoben sie von neuem das Haupt und standen von neuem in Waffen. Auf diese Weise konnte die Bedrohung des Paschas und die Beunruhigung des Landes niemals ein Ende nehmen. Nach vielen Verhandlungen und zwischendurchgehenden kleinern Kämpfen sah sich Mohammed-Ali abermals zu einer grössern kriegerischen Unternehmung gegen sie genöthigt. Er stellte sich in Person an die Spitze, traf die vereinigten Mamlukenscharen bei El-Lahun am Eingange des Fayum, und hatte das Glück, sie so gründlich zu schlagen, dass der eine Theil sich bis jenseit der Nilkatarakten flüchtete, der andere bereitwilligst auf die Vergleichsvorschläge einging, die er ihm zu machen für nützlich hielt. Ein letztes mal bot er ihnen die Hand, und zog dabei sorgfältiger denn je die Krallen ein; es lag ihm daran, sie sicher zu machen und doch auch so viel als möglich selber vor ihnen sicher zu sein. Er wiederholte daher jetzt als Friedensbedingung die früher schon mehrfach gemachte Einladung, nach Kairo zu kommen und dort ihren Wohnsitz zu nehmen. Die Mamluken nahmen die Einladung an, kamen in Masse nach Kairo, und die Geschenke, Festlichkeiten und Schmeicheleien, womit Mohammed-Ali nicht kargte, schienen den geschlossenen Frieden zu besiegeln.

Aber sie betrogen sich; ihr Verderben war beschlossen, und jene Freundlichkeiten maskirten nur die geheimen Absichten, die der Pascha gegen sie im Schilde führte und die sich auf grässliche Weise verwirklichen sollten.

Auf den 1. März 1811 lud Mohammed-Ali sämmtliche Häupter der Mamluken, 480 Beys, auf die Citadelle

von Kairo, um der Feierlichkeit beizuwohnen, durch welche seinem Sohne Tussun-Pascha das Commando einer nach Arabien zu unternehmenden Expedition übertragen werden sollte. Sie erschienen mit höchstem Prachtaufwande, aber keiner von ihnen sollte den Weg wieder zurücknehmen, den sie gekommen; noch ehe sie in das eigentliche Innere der Citadelle gelangt waren, wurden sie von den albanesischen Truppen überfallen und in jenem scheusslichen Massacre, welches in der neuesten Geschichte einzig ist, bis auf den letzten niedergemacht. Von dem Verlauf dieser Katastrophe gibt der französische Schriftsteller Mouriez eine Schilderung, die hier ihre Stelle finden mag:

„Als die Beys bei ihrem Festzuge in die engen Gänge zwischen den Mauern und Gebäuden der Citadelle gekommen waren, gab ein Kanonenschuss das Zeichen zum Anfange des Blutbades. Die Albanesentruppen kletterten auf die Mauern und in die Gebäude zur Seite, um von hier, aus gesicherten Stellungen, ihre Opfer mit einem Regen von Kugeln zu überschütten. Unendliche Verwirrung entsteht unter den Mamluken; die vordersten wollen umkehren und vermehren dadurch nur das Gedränge; die Pferde bäumen sich oder stürzen getroffen nieder. Bald macht eine Masse von Cadavern jede Bewegung unmöglich. Inzwischen werfen sich die Reiter von den Pferden, reissen ihre kostbaren Festgewänder, die ihnen zur Last geworden sind, vom Leibe und laufen ausser sich, halb nackt, den Säbel in der einen, die Pistole in der andern Hand umher, überall einen zu bekämpfenden Feind suchend; aber keiner ihrer Henker hat den Muth, ihnen die Stirn zu bieten. So wurden sie nach und nach alle ums Leben gebracht. Nur ein einziger soll dem Tode entronnen sein, Amin-Bey, Bruder des Elfi, — nach den einen, weil er bei Abgang des

Festzuges plötzlich durch irgendeine Veranlassung abgehalten wurde, sich ihm anzuschliessen, nach den andern, indem er sich durch den berühmten Sprung von dem Abhang der Citadelle hinunter rettete.[1]

„Indessen war Mohammed-Ali in dem grossen Saale des Divans (gleichfalls auf der Citadelle, also in unmittelbarer Nähe der Metzelei) geblieben, umgeben von seinen Getreuen und Vertrauten. Obgleich seine Massregeln gut genommen waren und er Grund hatte, auf die Verschwiegenheit der wenigen Personen zu rechnen, mit denen er seine Plane vereinbart hatte, so wurde er dennoch von Unruhe verzehrt. Er schritt auf und ab in ruckweisem, abgebrochenem Gange. Bei den ersten Schüssen blieb er stehen und erbleichte: das Blut, das sich gegen das Gehirn gedrängt hatte, strömte plötzlich zum Herzen zurück. Hätte nicht auch in der That eine einzige Unachtsamkeit bei der Ausführung der Massregeln, ein unvorhergesehener Zwischenfall genügt, um den Mamluken zu früh Verdacht zu erwecken und so alles zu vereiteln, oder doch diese Schlächterei in einen Kampf zu verwandeln, den er um jeden Preis hatte vermeiden wollen? Denn er war nur allzu sicher, dass ein Kampf unter solchen Umständen verhängnissvoll geworden wäre für die Seinen und für ihn selbst. — Das sind Momente der Erregung, wie sie kein Schlachtfeld sieht, und denen allein Naturen wie die seinige zu trotzen wagen, weil sie alles besitzen, was nöthig ist, um ihnen zu widerstehen. — Der Anblick der abgeschnittenen Köpfe und des vergossenen Blutes gab demjenigen in seinen Adern

---

[1] Die Volkstradition spricht für das letztere, denn immer noch wird auf der Citadelle der Punkt gezeigt, von wo dieser ägyptische Harras mit seinem Pferde jenen kühnen und verzweifelten Sprung in die Tiefe gewagt haben soll.

den Umlauf wieder, doch kam kein Wort über seine Lippen, und als bald darauf der Genuese Mendrici, einer seiner Aerzte, in den Saal trat und zu ihm sagte: «Das wäre eine abgemachte Sache und ein schöner Tag für Eure Hoheit», antwortete er noch nichts, sondern verlangte zu trinken und trank in langen Zügen.“

Nachdem auf der Citadelle diese blutige That vollbracht war, ergossen sich die Mörder in die Stadt, um zu plündern und die greulichsten Gewaltthaten zu verüben in den Häusern, an den Weibern und an den Gütern der Gemordeten. Das geschah freilich gegen den Willen Mohammed-Ali's; ihm lag vielmehr alles daran, die vollkommenste Ordnung aufrecht zu erhalten, und vielleicht wünschte er, damit dem Morde der Beys den Anschein einer Hinrichtung und eines Actes der strafenden Gerechtigkeit zu geben. Er that daher jenen Excessen der Truppen so schnell als möglich und mit unerbittlicher Strenge Einhalt. Aber sofort erging Befehl an sämmtliche Provinzialgouverneure, alle Mamluken einzufangen und niederzumachen. Hunderte von abgeschnittenen Köpfen wurden infolge dessen nach Kairo eingesandt; die der angesehensten Beys schickte man nach Konstantinopel weiter, denn die Mamluken waren auch von der Pforte immer als Feinde betrachtet worden, und Mohammed-Ali wusste daraus Vortheil zu ziehen, indem er damit seine That deckte und sie noch als einen Beweis seiner Ergebenheit gegen die Pforte erscheinen liess.

Durch dieses grässliche Blutbad, das wohl überlegt und dann auf dem Wege des Verraths ausgeführt worden, sollen im ganzen 1100 Mamluken ums Leben gekommen sein.

Mohammed-Ali hatte damit endlich sich und das Land von der Plage dieser räuberischen Barbaren befreit und die Bedingungen geschaffen, unter denen von einer erspriesslichen Entwickelung erst die Rede sein

konnte, — aber freilich um den Preis einer schweren Blutschuld und eines niederträchtigen Verraths!

Eine That wie diese noch einer Beurtheilung unterziehen zu wollen, wäre überflüssig; nach der einen wie nach der andern Seite liegt das zu fällende Urtheil auf der Hand. Dass sie an sich selbst ein verabscheuenswerther Frevel war, ist klar genug; dass sie später überaus wichtige und heilsame Folgen nach sich zog, kann freilich ebenso wenig geleugnet werden. Sittlich betrachtet lässt sie sich durch nichts beschönigen, und selbst politisch betrachtet kann sie, wenn auch vielleicht nothwendig, doch immer nur ein nothwendiges Uebel genannt werden. Und wenn dieses Uebel sich später als die Ursache vieles Guten erwies, so liegt darin nichts anderes als eine Bestätigung der alten Wahrheit, dass in der Weltgeschichte ebenso wie im menschlichen Einzelleben unter dem Walten der göttlichen Vorsehung auch das Böse oft zum Guten ausschlagen und auch seinerseits der Erreichung gottgewollter Ziele dienen muss.

2.

Mohammed-Ali's Regierung.

Zwar schon das Jahr 1805 hatte Mohammed-Ali zum Pascha von Aegypten gemacht, aber, wie der vorige Abschnitt gezeigt, erst der März 1811, der die Mamlukenfürsten sammt ihrem Tross hatte hinschlachten sehen, gab ihm factisch die Herrschaft in die Hand, — nicht unabhängig freilich, beileibe nicht, sondern immer nur unter der eifersüchtig gewahrten Oberhoheit der Pforte.

Die Schicksale Aegyptens werden von nun an ebensowol bestimmt durch militärische Unternehmungen und auswärtige Kriege, als durch Werke des Friedens, durch Verbesserungen, Reformen und Einführung einer neuen Ordnung der Dinge im Innern. Auf beiden Gebieten zusammen liegen die Ursachen für die gänzlich veränderte Gestalt, welche nunmehr sowol die Zustände im Lande selbst, als auch sein Verhältniss zu andern Ländern und Staaten anzunehmen begannen.

Die erste Veranlassung, bei welcher Mohammed-Ali seine nicht mehr durch Kämpfe im Innern zersplitterten Kräfte verwerthen konnte, waren kriegerische Operationen in Arabien, nämlich der durch Jahre sich hinziehende, mit wechselnden Erfolgen geführte, endlich aber vollkommen siegreiche Kampf gegen die Wachabiten.

Die Wachabiten sind eine Sekte des Islam, welche

etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Arabien entstand und deren Wesen wol am kürzesten als eine Art von mohammedanischem Puritanismus bezeichnet werden kann. Gegenüber der unter den „Gläubigen" eingerissenen Laxheit schärften sie mit anerkennenswerthem sittlichen Ernste die genaue Befolgung der Koranvorschriften wieder ein, Beobachtung der Fasten, Gebete, Almosen, Vermeidung des Spiels, des Trunkes, des Wuchers und jeder Art von Ausschweifung, ja in übertriebenem Eifer verboten sie sogar, als Sache des Luxus, das Tragen seidener Gewänder und das Tabackrauchen. Die Hauptmotive aber für ihr sektirerisches Auftreten waren dogmatischer Natur: sie verwarfen alle Heiligenverehrung oder Anrufung, und wollten in dieser Hinsicht auch nicht einmal dem Propheten Mohammed selbst einen Vorzug einräumen. In Consequenz davon zerstörten sie, soweit ihre Macht reichte, alle Gräber der Heiligen, die bekanntlich bei den Mohammedanern sehr zahlreich sind und in hohen Ehren gehalten werden. — Wie das die Art des Islam überhaupt ist, so hatten auch die Wachabiten die Ausbreitung ihrer Lehre durch Feuer und Schwert bewirkt; immerwährende Kriege und Eroberungszüge von ihrer Hauptstadt Derijeh aus (ungefähr im Mittelpunkte der arabischen Halbinsel gelegen) hatten sie nach und nach in den Besitz von fast ganz Arabien gesetzt, endlich auch von Mekka und Medina, wo sie selbst die Gräber des Propheten und der zwei ersten Khalifen nicht verschonten. Als aber dies geschehen und somit die „heiligen Stätten" den Wallfahrern nicht mehr zugänglich waren, musste endlich der Sultan, der als oberster Beherrscher auch oberster Beschützer der Gläubigen ist, sich zu irgendwelchen energischen Massregeln entschliessen. Er fand es aber bequemer und sicherer, diesen schwierigen Kampf in den weiten Wüsten

Arabiens nicht selber oder mit seinen eigenen Armeen zu führen, sondern ihn dem zunächst wohnenden seiner Vasallen zu übertragen, zumal ihm derselbe durch seine wachsende Macht längst unangenehm zu werden angefangen hatte.

Die ersten schon vom Jahre 1806 an ergehenden Aufforderungen des Sultans hatte Mohammed-Ali ausweichend beantwortet. Als aber seine Lage sich so gestaltete, dass ein derartiger Kriegszug seinen Planen dienen konnte, entschloss er sich zu rüsten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich wie so oft auf eine glänzende Weise sein rasches, energisches Handeln, das alle Hindernisse überwand oder niederwarf. Zu Lande war von Aegypten aus die Expedition ohne ungeheuere Verluste an Menschen und Thieren nicht zu unternehmen, auf dem Rothen Meere aber besass er damals noch kein einziges Fahrzeug. Da beschloss er kurz, sich daselbst eine Flotte zu schaffen. Material zu einer solchen war in Aegypten nicht vorhanden, am wenigsten in Suez. Mit der grössten Schnelligkeit wurden daher in den fremden Häfen des Mittelmeeres die Einkäufe gemacht, alles Material den Nil hinauf nach Bulak (bei Kairo) geschafft, dort verarbeitet, die fertigen Stücke numerirt und dann zu Kamel (nicht weniger als 1800 Thiere waren dazu nöthig!) durch die Wüste nach Suez transportirt, wo denn nach etwa zehn Monaten ein Geschwader von 18 beträchtlichen Transportschiffen auf dem Wasser schwamm.

Erst Ende 1811 begann die Expedition, deren Oberbefehl des Paschas zweiter Sohn, der mit ausserordentlichen Gaben ausgerüstete Tussun-Pascha [1], erhalten hatte.

---

[1] Dieser Tussun, auf den sein Vater besonders grosse Hoffnungen setzte, ist sehr früh gestorben, kurz nach seiner Rückkehr von dem arabischen Feldzuge.

Die Schwierigkeiten waren in jeder Hinsicht sehr gross, und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit Tussun's und der stets neuen Unterstützungen an Zufuhr, Geld und Truppen von seiten seines Vaters, um der Sache einen gedeihlichen Fortgang zu sichern. Fünf Jahre lang musste sich Tussun, unter Erleidung manchen Miserfolges, in Arabien schlagen. Mohammed-Ali selbst war währenddess eine Zeit lang dort und leitete in Person die mancherlei Verhandlungen mit den zahlreichen Stämmen oder die Unternehmungen der Armee. Man war zwar schon im Jahre 1814 dahin gelangt, die heiligen Städte Mekka und Medina den Wachabiten entrissen und der Wallfahrt der Gläubigen wiedergegeben zu haben; aber erst 1816 boten die Wachabiten Frieden an, und Tussun, der noch ganz jugendliche Held, konnte als der Befreier der heiligen Orte nach Aegypten zurückkehren, von seinem Vater mit freudigem Stolz und grossem Prachtaufwande, von dem Volke mit unendlichem Jubel empfangen.

Indess wollte Mohammed-Ali den Frieden nicht ratificiren, sondern verschärfte die Bedingungen desselben. Demzufolge standen die Wachabiten wieder auf, und er war genöthigt, einen abermaligen Kriegszug gegen sie zu unternehmen, dessen Leitung er diesmal seinem ältesten Sohne (genauer: Adoptivsohne), Ibrahim-Pascha, übertrug. Dieser, mit grossem Feldherrntalent zugleich eine rücksichtslos durchgreifende Härte verbindend, hatte zwar auch noch drei Jahre lang zu thun, ehe er zum Ende gelangte, aber er erzielte doch schliesslich die durchschlagendsten Erfolge. Freilich ging er auch nicht nur mit ausserordentlicher Thatkraft, sondern zuweilen mit einer Wildheit, Grausamkeit und Zerstörungswuth ohne gleichen zu Werke. Wo Städte zu belagern und dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden war, geschah dies auf die radicalste Weise, indem man die oft aus-

gedehnten und immer mit so grosser Sorgfalt gepflegten Dattelpflanzungen sammt aller etwa sonst vorhandenen Cultur schonungslos zerstörte. Wiederholt wurden ganze Scharen von Gefangenen oder Festungsbesatzungen enthauptet, und statt der Köpfe, wie sonst üblich, des leichtern Transports halber nur Paare Ohren nach Kairo geschickt. Der Krieg endete 1819, als nach längerer Belagerung und blutiger Bestürmung auch die Hauptstadt der Wachabiten, Derijeh, genommen worden war. Der zum Gefangenen gemachte Anführer Abdallah wurde nach Kairo gesandt; Mohammed-Ali empfing ihn mit Milde und Achtung, musste ihn aber auf directen Befehl dem erbitterten Sultan nach Konstantinopel weiter senden, und hier wurde er, nachdem er zuvor drei Tage in den Strassen umhergeführt worden, enthauptet. Die eroberte Residenz wurde dem Erdboden gleichgemacht; auch die weiten Provinzen des wachabitischen Reiches waren nach und nach zur völligen Wüste geworden, und damit war denn freilich für längere Zeit, und vielleicht auf die einzig mögliche Weise, dafür gesorgt, dass diese entfernten und schwer zugänglichen Feinde nicht wieder ihr Haupt erheben konnten.[1]

Durch den Wachabitenkrieg hatte Mohammed-Ali mehrere Ziele zugleich verfolgt und erreicht. Weil es ein „heiliger Krieg“ gewesen war gegen die Feinde der Religion, und weil es ihm gelungen war, die heiligen Wallfahrtsorte den Händen derselben zu entreissen, so

---

[1] Später zwar haben sie das doch wiederholt gethan, Mohammed-Ali selbst hatte in den dreissiger Jahren erbitterte Aufstände niederzuschlagen, und unter Abbas-Pascha haben sie sich endlich ganz von der ägyptischen Herrschaft freigemacht. In der Gegenwart bestehen sie nicht nur als religiöse Sekte fort, sondern bilden auch immer noch eine Art von unabhängigem Reiche im Innern Arabiens.

hatte dies in den Augen der islamitischen Welt ihm eine Art von Glorienschein verliehen und ihn zum Beschützer des Glaubens gemacht. Sodann hatte er reichen Kriegsruhm geerntet und seine Stellung befestigt, auch für die Zukunft sich tüchtige und erfahrene Heerführer gebildet. Ausserdem aber hatte er gehofft, sich durch den Krieg seiner Albanesentruppen zu entledigen, da ihm diese durch ihre Wildheit und ihre stete Neigung zur Revolte je länger desto gefährlicher wurden. Das letztere gelang ihm allerdings nur unvollkommen; doch hatte er während ihrer Abwesenheit die ersten Versuche jener Reformen auf militärischem Gebiete machen können, die er später, wie wir sogleich sehen werden, in grossem Massstabe durchführte und durch welche er sich seine Armeen für den griechischen und den türkischen Krieg bildete.

Inzwischen sah die Pforte das Wachsthum seiner Macht und seinen steigenden Kriegsruhm nur mit Argwohn, Neid und Furcht. Sultan Machmuhd II., der seit 1807 auf dem ottomanischen Throne sass, — ein Mann von grossen Herrschergaben, der den ernsten Willen hatte, das Reich aus seiner unwürdigen Schwäche wieder zu erheben, der all seine Plane mit ebenso grosser Vorsicht als Zähigkeit und Energie verfolgte, der aber dabei beherrscht wurde von ungemessenem Stolz und einem oft wahnsinnigen Jähzorn, der übrigens schliesslich sich dem Trunke ergab und geradezu in Völlerei zu Grunde ging, — Machmuhd hatte längst schon in Mohammed-Ali einen gefährlichen Feind der Integrität seines Reiches erkannt, und sein Stolz fand sich aufs tiefste verletzt, als er innewurde, wie dieser Vasall mehr und mehr zu einer ungewöhnlichen Machtstellung sich emporschwang. Unablässig behielt er daher das Ziel im Auge, denselben zu demüthigen oder zu beseitigen.

Der erste Versuch in dieser Richtung, den der Sultan oder seine Regierung unternahm, hatte schon während des Wachabitenkrieges stattgefunden. Man gewann in Konstantinopel insgeheim einen gewissen Latif-Agha, einen Abgesandten und Günstling Mohammed-Ali's selbst, ernannte denselben zu seinem Nachfolger und sandte ihn unter Zusage bewaffneter Unterstützung nach Kairo. Mohammed-Ali, der sich in diesem Augenblick in Arabien befand, hielt auf die Nachricht davon die schleunigste Rückkehr für geboten, und er kehrte denn auch zurück ungefähr so, wie Karl XII. von Schweden seinerzeit aus der Türkei nach Stralsund und Stockholm eilte. Von Medina ging's in Einem Ritt an die Küste, von da im ersten besten, kaum seefertigen Fahrzeuge quer über das Rothe Meer nach Kosseir (statt, wie sonst die Fahrt gemacht zu werden pflegte, an der Küste entlang nach Suez), sodann, da sich weder Pferde noch Kamele zur Stelle fanden, auf einem Esel in die Wüste hinein; bei Keneh erreichte er den Nil und gelangte nun in kurzem nach Kairo, — wiederum einer der Züge, die für des Mannes ganze Art charakteristisch sind. Der Verräther Latif wurde gefangen genommen und enthauptet, und die Gefahr war für den Augenblick beseitigt, da die Pforte, getreu ihrer elenden, hinterhaltigen, feigen Politik, nicht reclamirte, ja ihr Werkzeug zu desavouiren schien. Zwar war unterdessen auch eine türkische Flottenabtheilung an der ägyptischen Küste erschienen, aber als dieselbe von des Paschas Rückkehr und drohender Haltung hörte, wagte sie nicht irgendetwas zu unternehmen und entfernte sich.

Nach Beendigung der wachabitischen Kriege wandte Mohammed-Ali sich daher mit um so grösserm Eifer jenen militärischen Reformen zu, mit deren Plan er sich schon längst getragen. Zur endlichen Ausführung

trieb ihn auch die immer unerträglicher und immer gefährlicher werdende Zügellosigkeit, Brutalität und Widerspenstigkeit der albanesischen Soldtruppen. Sich eine Armee aus Einheimischen zu schaffen und diese zugleich auf europäischem Fusse zu organisiren und zu discipliniren, das war seine Absicht, und trotz grosser und mannichfaltiger Schwierigkeiten wusste er dieselbe mit der ihm eigenen Ausdauer und unter dem Beistande europäischer Offiziere [1] durchzusetzen.

Zunächst waren die Albanesencorps von Kairo zu entfernen und auf irgendeine Weise zu beschäftigen, denn unter ihren Augen konnte er unmöglich eine Armee zu errichten versuchen, die sie selbst ersetzen sollte. Er engagirte sie deswegen in einer Expedition gegen die Länder und Völker Nubiens und des weitern Sudân, welche zugleich den für ihn sehr wesentlichen Zweck hatte, jene Länder zu unterwerfen, Mannschaften für seine neuen Truppen zu erhalten und Minerale, namentlich Goldminen, die er dort vermuthete, zu entdecken (oder vielmehr die im Alterthum dort ausgebeuteten wiederzuentdecken). Auch dieser Feldzug, von Mohammed-Ali's drittem Sohne, dem rohen Ismaïl, befehligt, wurde mit grosser Grausamkeit und Barbarei geführt [2], und wenn er dazu beitrug, die nützlichen

---

[1] Von diesen Offizieren ist besonders hervorzuheben der französische Oberst Sèves, später Soliman-Pascha genannt, der lange Mohammed-Ali's Hauptstütze in dieser Angelegenheit und die oberste militärische Instanz für Aegypten gewesen ist.

[2] Ismail trieb durch die brutale Art seiner Kriegführung und durch seine ungemessenen Brandschatzungen die Neger zu so verzweifelter Wuth, dass sie eine ganz besondere Rache gegen ihn ersannen und zur Ausführung brachten. Um das Haus, das ihm zur Wohnung diente, häuften sie unter irgendeinem unschuldigen Vorwande grosse Heumassen an, entzündeten dieselben dann

und wichtigen Reformplane ins Werk zu setzen, so war's wahrlich zu hohem Preise: die im Nilthal aufgehäuften Gebeine, die Verheerung und Entvölkerung des Sennaar und Kordofans und der Hass der so brutal überfallenen Stämme daselbst gaben davon deutliches Zeugniss. Die gehofften Goldminen wurden übrigens nirgends aufgefunden.

Die Herstellung der neuen Truppencorps begann ganz im kleinen und in der Stille mit wenigen hundert ausgewählten Mannschaften, die man zuerst völlig disciplinirte und einübte. Und um das Unternehmen soviel als möglich vor aller Augen zu verbergen, verlegte man die Uebungslager nach Oberägypten. Dahin wurden dann aus den Feldzügen im Sudân die Neger bis zu 20000 Mann geliefert, um einexercirt zu werden; aber diese Unglücklichen sollen bis auf etwa 3000 (!) der veränderten Lebensweise, den Strapazen des Exercitiums und den ausbrechenden Krankheiten erlegen sein.

Nach dieser Lehre griff Mohammed-Ali von den Negern zu seinen Fellachen. Zwar erhoben sich viele Bedenken dagegen. Man stellte ihm vor, die Aegypter seien eine rein ackerbautreibende Bevölkerung und zum Kriegsdienste völlig untauglich; das Land und sein Reichthum müsse die empfindlichste Einbusse erleiden, wenn man die Fellachen zu Soldaten mache; auch könne, sobald dieselben sich bewaffnet sähen, das Gelüst hervorbrechen, Rache zu nehmen für die jahrhundertelange Knechtung und Bedrückung. Doch alle diese Befürchtungen bewährten sich nicht. Wohl leisteten die Fellachen

---

plötzlich des Nachts und verbrannten ihn so sammt einem Theil seiner höhern Offiziere bei lebendigem Leibe, wofür denn nachher freilich sein Unterfeldherr und Nachfolger an den unglücklichen Negerstämmen wiederum die blutigste Rache nahm.

offen und geheim verzweifelten Widerstand gegen den Kriegsdienst, den sie ebensowol für das grösste Unglück als für die grösste Schmach ansahen; aber Mohammed-Ali beharrte bei seinen Planen und wusste auch dieses Hinderniss mit eiserner Energie zu beseitigen. Der Erfolg rechtfertigte seine Meinung: Die Fellachen, einmal unter den Fahnen, gaben trotz ihrer scheinbaren Unfähigkeit, und trotz ihres anfänglichen Widerstrebens, sehr tüchtige Soldaten ab. Und als ihrer endlich gegen 25000 Mann wohl geübt und gerüstet in der Nähe von Kairo versammelt werden konnten, sahen die überraschten Albanesertruppen ein, dass ihr Regiment zu Ende sei: auf Mohammed-Ali's energische Aufforderung verliess ein Theil das Land und der Rest kehrte zu unbedingtem Gehorsam zurück.

Ihre erste Probe hatte die neue Armee gegen ihre eigenen Landsleute in Unterägypten zu bestehen, die in offenem Aufstande sich der Rekrutirung widersetzten. Mohammed-Ali übte auch hier keine Schonung, der Aufstand wurde in Blut erstickt, und Tausende kamen ums Leben, — womit denn freilich den Armen ein für alle mal die Lust zum Revoltiren ausgetrieben war.

Bald aber fand die inzwischen immer verstärkte Armee in grösserm Massstabe Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu erweisen, nämlich durch den Feldzug in Griechenland während der sogenannten griechischen Befreiungskriege.

Die Türken hatten Griechenland, das sie seit dem 15. Jahrhundert besassen, niemals vernünftig regiert, aber auch niemals gänzlich unterjocht. Vom Ende des 18. Jahrhunderts an, und unter dem Einfluss der Ideen, welche die französische Revolution in die Welt hineinschleuderte, nahm die Gährung und die Agitation, welche in Griechenland ohne Aufhören geherrscht hatte, immer

grössere Dimensionen an, und 1821 brach endlich der Aufstand gegen die Pforte los, um Jahre hindurch seinen bekannten blutigen Verlauf zu nehmen. Die erste Antwort der Türken auf diese griechische Erhebung war ein allgemeines Massacre der Griechen und aller Christen in den türkischen Küstenstädten Europas und Kleinasiens, anfangend in Konstantinopel, wo am Osterfeste der griechische Patriarch in seiner priesterlichen Kleidung vom Pöbel gehängt wurde. Die Griechen ihrerseits zahlten es den türkischen Armeen und Flotten heim, gegen die sie bei ihrer Verwegenheit fast immer siegreich waren. Nachdem am 1. Januar 1822 der Peloponnes seine Unabhängigkeit erklärt hatte, begeisterte sich die öffentliche Meinung Europas für Griechenland, indem man über der Standhaftigkeit und dem Heldenmuthe des Volks die Barbarei und das gemeine Räuberwesen, das in diesem Kampfe eine ebenso grosse Rolle spielte, übersah. Und unter dieser Pression der öffentlichen Meinung kam schliesslich die Befreiung der Griechen zu Stande, — trotz des nunmehr beginnenden, höchst wirksamen Eingreifens Mohammed-Ali's.

Dieser hatte sich in seinem eigenen Lande den Griechen günstig gezeigt und hatte namentlich jenen Befehl des allgemeinen Massacre nicht ausgeführt. Der Sultan nahm auch Anstand, ihn zur Hülfeleistung gegen Griechenland aufzufordern; sein Stolz hinderte ihn zu zeigen, dass er des Vasallen bedürfe. Erst nachdem ihm vier Expeditionsarmeen und ebenso viele Flottenabtheilungen von den Griechen vernichtet worden waren, recurrirte er auf Mohammed-Ali's Hülfe, aber auch jetzt wol nur mit dem Hintergedanken, diese zwei schlimmen Feinde des Reiches sich untereinander aufreiben zu lassen. Mohammed-Ali kam der Aufforderung nach, jedoch nur, indem er die Bedingung stellte, dass die von ihm unter-

worfenen Landestheile seiner Verwaltung untergeben und mit seinem ägyptischen Paschalik vereinigt würden. Im Januar 1824 sandte er seinen Sohn Ibrahim mit einem grossen Geschwader und einer starken Armee von Alexandrien ab. Alsbald nahm der Krieg in Griechenland eine andere Wendung. Ibrahim bemächtigte sich binnen kurzem Moreas, und da die Türken nun ihrerseits Livadiens hatten Herr werden können, so hing Griechenlands Schicksal nur noch an Missolunghi, das die Türken lange vergeblich belagerten. Als ihnen aber Ibrahim Pascha auch hier zu Hülfe gekommen, fiel die Stadt endlich, indem sie, von aller Zufuhr abgeschnitten, sich selbst in die Luft sprengte. Doch hatte auch Ibrahim vor Missolunghi schlimme Verluste erlitten und war dadurch so erbittert worden, dass er bei seiner Rückkehr in den Peloponnes die schrecklichsten Grausamkeiten verübte, derart, dass seine dortige Kriegführung in ganz Europa eine barbarische genannt wurde.

Zwei Ereignisse von weitreichenden Folgen traten jedoch plötzlich dazwischen: der unerwartete Tod des russischen Kaisers Alexander, dessen Nachfolger Nikolaus sich alsbald der Griechen annahm; sodann die vom Sultan Machmuhd angeordnete Niedermetzelung der widerspenstigen Janitscharentruppen. Auch der Sultan nämlich hatte, ebenso wie Mohammed-Ali, schon längst darauf gedacht, sich dieser übermüthigen, wilden, ihn fast gänzlich beherrschenden Söldner zu entledigen und statt ihrer sich eine europäisch disciplinirte Armee zu schaffen. Aber weniger besonnen und vorsichtig als Mohammed-Ali, schritt er zur Vernichtung der alten Truppen, ehe er neue in Bereitschaft hatte, um sie zu ersetzen. In einem Augenblick des Jähzorns befahl er jenes Gemetzel — es war im Juni 1826, — durch welches binnen wenigen Tagen über 25000 Janitscharen in den Kasernen und Strassen

Konstantinopels umkamen, war aber nun für einige Zeit von kriegstüchtigen Truppen völlig entblösst.

Alsbald mischten sich, geführt von Russland, die europäischen Mächte ein. Russland, Frankreich und England proponirten der Pforte einen Vertrag, welcher, wenn auch nicht mit directen Worten, doch thatsächlich die Unabhängigkeit Griechenlands stipulirte. Aber der Sultan, wüthend in seinem verletzten Stolze, verweigerte die Annahme. Infolge davon erschienen 1827 die vereinigten Geschwader jener drei Mächte in den griechischen Gewässern und schlugen die vereinigte türkisch-ägyptische Flotte bei Navarin (an der südwestlichen Spitze von Morea) dergestalt, dass auch nicht ein Schiff gerettet wurde.

Mohammed-Ali verlor durch diesen Schlag seine ganze, mit grossen Anstrengungen und Opfern allmählich erbaute Mittelmeerflotte (63 Kriegs- und viele Transportschiffe). Dennoch nahm er die Nachricht davon äusserlich mit vollkommener Ruhe auf, fuhr auch fort, die freundschaftlichsten Beziehungen mit den europäischen Consuln in seinem Lande zu unterhalten. — Ibrahim-Pascha, von jedem Verkehr mit Aegypten abgeschnitten, hielt sich nichtsdestoweniger noch mehr als ein Jahr lang in Morea, weil der Sultan in seiner Hartnäckigkeit immer noch nicht nachgeben wollte. Da aber verhandelten die Mächte selbständig mit Mohammed-Ali und schlossen mit ihm einen Vertrag, nach welchem Ibrahim Ende 1828 mit dem Rest seiner Truppen in die Heimat zurückkehrte. Diese Sonderverhandlungen waren insofern ein Ereigniss von Wichtigkeit, als hiermit von den europäischen Mächten die bedeutsame Stellung, welche Mohammed-Ali sich bereits errungen, stillschweigend anerkannt wurde.

Nach so harten Verlusten — der Krieg hatte 30000 Mann, 20 Millionen Francs und die ganze Flotte gekostet — empfand Mohammed-Ali mehr denn je die Nothwendigkeit, sich in seinem Lande neue Hülfsquellen zu eröffnen. Er sah voraus, dass es über kurz oder lang zwischen ihm und seinem Lehnsherrn, dem Sultan, zu einem heftigen Zusammenstoss kommen müsse. Denn es war ihm längst offenbar, dass die Pforte ihn nur mit Blicken des Mistrauens und Neides, ja des Hasses und der bittersten Feindschaft betrachtete. Ausserdem verfolgte auch er selbst jetzt schon mit klarem Bewusstsein und festem Entschluss den Plan, sich von der Pforte unabhängig zu machen. Auf alle Fälle musste er stark und gerüstet dastehen, um nicht bei müssigem Zusehen wieder zu verlieren, was er mit so grossem Aufwande von Klugheit und Thatkraft bisher gewonnen hatte.

Er war aber einsichtig genug, um zu erkennen, dass er auf dauernden und nachhaltigen Succurs aus seinem Lande nur dann würde rechnen können, wenn er selbst darauf hinarbeite, die Kraft und Leistungsfähigkeit desselben zu steigern. Darum wandte er denn jetzt mehr als zuvor seine sorgsame Aufmerksamkeit der Regierung und Verwaltung des Landes zu, bestrebt, den Ertrag des Bodens zu erhöhen, den Ackerbau zu heben und auszudehnen, industrielle Unternehmungen einzuführen, zugleich aber auch überall Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu schaffen, dem Volke zu Wohlstand, ja zu Erziehung und Bildung zu verhelfen.

Doch war die Verstärkung oder Sicherung seiner militärischen Macht keineswegs der einzige, vielleicht nicht einmal der hauptsächlichste Gesichtspunkt, der ihn bei diesen Bemühungen leitete. Die Gerechtigkeit fordert es, anzuerkennen, dass die Hebung und Civilisirung seines Volkes auch an sich ihm am Herzen lag, und

dass sie für ihn *nicht nur Mittel* zum *Zweck*, *sondern auch Selbstzweck* war. In dem vielfachen Verkehr mit den zahlreichen gebildeten Europäern, die er an sich herangezogen, und mit den europäischen Nationen als solchen, hatte sein helles Auge ihn leicht erkennen lassen, wie unendlich weit jene vor Aegypten, ja vor der ganzen orientalischen Cultur voraus seien, und sein rascher, strebsamer Geist hatte den Standpunkt, den sie einnahmen, sofort als das Ziel sich vorgesteckt, dem er auch sein eigenes Volk zuzuführen habe.

Freilich vergriff er sich dabei mannichfach in den Mitteln. Viele seiner Massnahmen können nur Experimente genannt werden; oft hinderte ihn seine Ungeduld und Ueberstürzung, die naturgemässe, langsame Entwickelung abzuwarten, oder auch sein starrer Wille versuchte durch Härte und Zwang zu erreichen, was nur durch ruhige Milde und weises, unvermerktes Leiten zu erreichen gewesen wäre.

Um zunächst seinen Finanzen wieder aufzuhelfen, griff er zur weitern Ausbildung und Ausbeutung des *Monopolsystems* und überhaupt des *ganzen despotischen Fiscalsystems*, das allerdings thatsächlich schon immer bestanden hatte, aber erst von ihm organisirt und in seine Consequenzen verfolgt wurde. Ein solches System gründete sich in Aegypten auf die seit Jahrtausenden herrschende Anschauung, dass der Boden nicht Eigenthum des Bebauers, sondern stets des Herrschers oder einzelner herrschender Klassen sei, der Bauer dagegen nur als Tagelöhner ihn zu bearbeiten habe, — eine Anschauung, die ebenso wie unter den antiken Reichen, unter den Griechen und unter den Römern, so auch unter dem Islam von jeher massgebend gewesen war. Mohammed-Ali blieb also mit seinen Einrichtungen in der

altüberlieferten Tradition, und das dient ihm einigermassen zur Entschuldigung.

Dieses mit Recht berüchtigte Monopolsystem Mohammed-Ali's bestand nun darin, dass aller Ertrag des Bodens ausschliesslich an die Regierung, und zwar zu den von ihr selbst festgesetzten Preisen, verkauft werden musste. Der Regierung stand demnach für eine verhältnissmässig geringe Vergütung der gesammte Ertrag des Landes zur freien Verfügung, und sie zog daraus durch Verkauf nach auswärts, manchmal auch sogar wiederum an die eigenen Unterthanen, ganz enorme Gewinne. In echt türkischer Kurzsichtigkeit, welche die Dinge nicht zu analysiren versteht und darum nur das Nächstliegende, nicht aber die tiefern Ursachen sieht, erkannte Mohammed-Ali nicht (und das ist bei seinem sonstigen Scharfblick in der That sehr zu verwundern), dass gerade ein solches Verfahren auf die Dauer die Staatsfinanzen, statt sie zu heben, total zerrütten musste, weil dadurch ein Haupthebel für die Wohlfahrt und die Steuerkraft des Landes ausser Wirksamkeit gesetzt wurde, nämlich das Bewusstsein des Bebauers, dass er für sein eigenes Interesse arbeite. — Eine Consequenz dieses Systems war die Erklärung der Solidarität Aller untereinander (der Gemeinden, der Bezirke, der Provinzen) für die Entrichtung der Steuern oder für die Naturallieferungen. Der Schlussstein aber wurde gebildet durch die Einrichtung der sogenannten Schifliks, Privatdomänen des Paschas und seiner Familie, welche man durch Einziehung der zur Steuerzahlung unfähig gewordenen Territorien oder Gemeinden bildete und auf welchen dann die Bewohner als Leibeigene arbeiten mussten. Nicht weniger als ein Drittel des ganzen cultivirten Grund und Bodens von Aegypten war um 1840 in Schifliks verwandelt!

Die schonungslose Härte, mit der Mohammed-Ali dies

System und alle seine sonstigen Verwaltungsmassregeln durchführte, ist einer der dunkelsten Züge seines Charakters und seiner Regierung. Die Folge war denn auch wiederholte Hungersnoth, entsetzliches Elend unter den Fellachen und eine weitreichende Entvölkerung, weil die Leute zum Theil ihre Wohnsitze verliessen, zum Theil umkamen. In den zwanziger Jahren sank die Volkszahl einmal bis unter diejenige zur Zeit der Mamluken. Der Pascha war sozusagen der einzige Grundbesitzer, der einzige Landbauer, der einzige Kaufmann, der einzige Industrielle in seinem Lande; denn auch dies letztere Gebiet nahm er allein in die Hand, errichtete Fabriken, betrieb sie, ja monopolisirte sogar die ganze einheimische und herkömmliche Industrie der Handwerke. Selbst wollte er alles machen oder wenigstens anordnen und dirigiren, er selbst bestimmte, wo, wie viel, in welcher Reihenfolge von diesem oder jenem gebaut oder fabricirt werden sollte, und behielt sich die Ueberwachung aller Unternehmungen bis ins einzelne vor.

Daneben verdient es nun aber aufs nachdrücklichste betont zu werden, dass er auf verschiedenen dieser Gebiete trotz aller Verkehrtheiten auch eine Menge von Verbesserungen einführte. Vor allem war es wichtig, dass er grosse Sorgfalt verwandte auf die gute Unterhaltung und weitere Ausdehnung des Kanalsystems und der Bewässerungsanstalten, worin ja freilich auch eine der ersten Bedingungen für das materielle Gedeihen des Landes liegt. Zahlreiche Kanäle wurden gegraben, darunter auch der grosse Machmudiehkanal, der Alexandrien mit Nilwasser versieht und zugleich seinen Hafen in Communication mit dem Flusse und so mit dem Innern des Landes setzt. Später, freilich erst in den letzten Jahren seiner Regierung, fasste er auch den grandiosen Plan zu dem sogenannten Nil-Barrage, einem

gewaltigen Stau- und Schleusenwerke (nebenbei auch Festung), das er an dem Punkte, wo der Strom sich in seine zwei Arme theilt, auf der äussersten Spitze des Deltas und über beide Flussarme hingestreckt, zu errichten begann und durch welches in Verbindung mit mehrern von hier ausgehenden Kanälen die Bewässerung von ganz Unterägypten regulirt werden sollte. Das Werk ist zwar, obwol es viele Millionen verschlungen hat, nie vollendet worden, dient daher auch seinem Zwecke nicht, liegt aber noch heute da als ein Zeugniss der grossen Entwürfe und der ungeheuern Anstrengungen, zu denen Mohammed-Ali fähig war, sobald er glaubte, etwas Tüchtiges oder Grosses schaffen zu können.[1]

Ferner wirkte der Pascha für Ausbreitung der so einträglichen Baumwollcultur, deren Aufschwung in Aegypten hauptsächlich ihm zu danken ist, liess Indigo, Hanf, Opium bauen, versuchte Seidenzucht einzuführen, legte Musterfarmen an u. s. w. Gleichwol fielen, obschon er in allem die Europäer zu Rathe zog und unter ihnen viele tüchtige und redliche Männer zu finden wusste, gar manche seiner Unternehmungen übel aus. Denn bald nach der ersten Einrichtung musste er sie den ungeschickten oder doch ungeübten Händen der Araber anvertrauen und ausserdem wurde er von den Beamten, und am meisten von seinen eigenen Creaturen und Günstlingen, über die massen betrogen, sowol durch Unter-

---

[1] Man sagt, dass die erste Idee zu diesem grossen und für die Agricultur Unterägyptens so wichtigen Unternehmen schon von Bonaparte herrühre. Mohammed-Ali erhielt sie von dem französischen Ingenieur Linant-Bey, der auch einen Theil des jetzt noch stehenden Baues selber ausgeführt hat. Linant-Bey, zugleich ein verdienter Gelehrter und Forscher, lebt gegenwärtig noch in Kairo und war im Jahre 1869 eine kurze Zeit Minister der öffentlichen Arbeiten.

schlagung der Einkünfte, als auch durch falsche, d. h. stets günstige Berichte über den Stand der Dinge; und in diesem Punkte war der Pascha selbst so blind oder so überzeugt von der Unfehlbarkeit seiner Massnahmen, dass er wahrheitsgetreue, d. h. ungünstig lautende Berichte oft mit harter Ungnade belohnte. [1]

Viel Eifer, Mühe und Kosten verwandte Mohammed-Ali auch auf das Unterrichtswesen, wenngleich freilich auch hier seine Massregeln oft ebenso verkehrt und seine Erfolge ebenso gering waren, wie auf den andern schon oben berührten Gebieten. Wie in allen sonstigen Beziehungen, so betrachtete er auch in dieser seine Fellachen als einen unerschöpflich ergiebigen Fonds. So wie sie die Regierungskassen füllen mussten, als Mannschaften für Armee und Flotte dienten, zu Corveearbeiten hundert- und tausendweise aufgeboten wurden, so glaubte er sie auch je nach seinem Willen zu Ingenieuren, Aerzten, Diplomaten, Rechtsgelehrten u. s. w. machen zu können. Willkürlich wie überall schaltete er daher mit ihnen auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens.

Aber in seiner Ungeduld wollte er sogleich aufs Höchste hinaus, und so wurde alles überstürzt und nichts Rechtes erreicht. Statt des Allernöthigsten, nämlich Elementarschulen und grundlegender Vorbereitungsanstalten, wurden alsbald hohe und Gelehrtenschulen mit copirt europäischer Einrichtung ins Leben gerufen. Auch wurde viel Ostentation damit getrieben, namentlich vor distin-

---

[1] Als einer seiner tüchtigsten, intelligentesten und einflussreichsten Diener, seine rechte Hand in allen innern Angelegenheiten, verdient sein Rathgeber und späterer Minister Boghos-Bey genannt zu werden, ein gewandter und elastischer Geist, zwar ein geriebener Armenier, aber seinem Herrn treu ergeben und sein hauptsächlichster Vertrauter mehr als dreissig Jahre hindurch.

guirten Fremden, und die Sache war des Paschas Steckenpferd. Aber die Resultate waren überaus gering; die aus diesen Anstalten hervorgegangenen Aegypter erwiesen sich, sobald sie vor reelle Aufgaben gestellt wurden und selbständig arbeiten sollten, als durchgängig untauglich. So schickte z. B. Ibrahim-Pascha, als er mit der Armee in Syrien stand, die ihm von seinem Vater gesandten ägyptischen Chirurgen sämmtlich zurück, „weil sie ihm alle Verwundeten zu Leichen oder Krüppeln machten".

Als diese Erfolglosigkeit klar geworden, griff Mohammed-Ali zu dem Auswege, die Schüler nach Europa zu senden: es wurde die sogenannte ägyptische Mission in Paris gegründet. Wenn aber die jungen Leute aus Frankreich zurückkehrten, war man, weil ihre Ausbildung auch dort auf zu hohem Fusse betrieben und dabei keine hinreichende Rücksicht auf die Bedürfnisse des Landes genommen worden war, in Verlegenheit wegen ihrer zweckentsprechenden Verwendung, und der Pascha stellte sie oft in einer geradezu unsinnigen Weise auf die verkehrtesten Posten. Darauf fing man denn an, das Unterrichtswesen neu zu organisiren: während dasselbe bis dahin dem Kriegsministerium unterstellt gewesen war (!), richtete man jetzt ein eigenes Unterrichtsministerium ein und verwandte jene französisch gebildeten Schüler als Beamte in demselben oder als Lehrer in den Unterrichtsanstalten. Aber auch auf diese Weise wurde nicht viel Nennenswerthes erreicht; denn trotz Frankreich und Paris war die Bildung jener Leute doch immer nur höchst oberflächlicher Natur, und in fruchtbringender Weise selbständig etwas zu leisten, dazu waren sie durchaus nicht im Stande.

Trotzdem kann nicht geleugnet werden, dass all diese Bemühungen auch ihre guten Früchte trugen, und wenn auch meist nur indirect und in allgemein vorbe-

reitender Weise, so doch auch auf einigen Punkten direct, namentlich da, wo intelligente und — wohlverstanden, uneigennützige — Europäer die Sache in der Hand hatten.

Die besten Erfolge dagegen hatte der Pascha mit seinen Anstrengungen auf militärischem Gebiete. Nach dem Verlust seiner Flotte bei Navarin trachtete er aus allen Kräften danach, eine neue und in noch grösserm Massstabe zu schaffen. Wie für die Landarmee den Obersten Sèves, so gewann er auch hier mit glücklichem Griff einen sehr tüchtigen Mann, den Franzosen de Cerisy, der ein ausgezeichneter Ingenieur war und mit grosser Hingebung seine Aufgabe zu lösen suchte. Seine und des Paschas vereinte Bemühungen schufen Wunderdinge. Im Jahre 1828 begann man die Arbeiten, und nach fünf Jahren hatte die früher zum Theil sumpfige Halbinsel von Alexandrien ein Arsenal und Werften mit allem Zubehör, und der Hafen eine Flotte von mehr als 30 Kriegsschiffen, darunter 10 Linienschiffe von 100 Kanonen. Mohammed-Ali selbst und sein Sohn Ibrahim waren so voll Eifers für diese Arbeiten, dass sie ganze Tage lang persönlich auf den Werften und unter den Arbeitern zubrachten, überall ermahnend, aufmunternd, belohnend oder strafend. Freilich haben auch diese grossartigen Anstrengungen in der Folge nicht die entsprechenden Früchte getragen, einmal weil das Material zum grössern Theile sehr mangelhaft gewesen (der Pascha war, wie so oft, von manchen der Lieferanten gröblich betrogen worden), hauptsächlich aber, weil es nicht gelingen wollte, brauchbare Offiziere und eine wirklich tüchtige Bemannung zu schaffen, trotz Einrichtung einer Marineschule und ähnlicher Veranstaltungen.

Die Landarmee wurde ebenfalls fortgehend verbessert und vermehrt. Man reformirte die hergebrachte Ein-

richtung der Cavalerie und der Artillerie, man legte Kanonengiessereien in Bulak an, man errichtete eine Infanterieschule in Damiette, eine Cavalerieschule in Kairo, eine Artillerieschule in Turah, und selbst eine Generalstabsschule fehlte nicht.

Als Mohammed-Ali sich so vorbereitet sah, — die Finanzlage verbessert, die Landesverwaltung organisirt, die Flotte neugeschaffen, die Armee verstärkt, — und nachdem überdies seine Landtruppen die erste Probe im griechischen Feldzuge so wohl bestanden hatten, kannten seine kriegerischen Gelüste keine Grenzen mehr. Er war aber keineswegs gesonnen, seine Macht im Dienste des türkischen Reiches zu verbrauchen und wusste daher einen Aufruf der Pforte zur Hülfe gegen Russland so lange zu umgehen, bis dieselbe besiegt den Frieden von Adrianopel hatte schliessen müssen.

Der erste Gegenstand seiner Wünsche war das benachbarte Syrien, das er zuvörderst zum Lohne für seine Hülfe im griechischen Kriege forderte, aber nicht erhielt. Er fand jedoch bald einen Vorwand zu aggressivem Auftreten in Streitigkeiten mit Abdallah, dem Pascha von Akka und Damascus.[1] Vermittelungsversuche

[1] Zu diesem hatten sich, um dem zunehmenden Drucke im eigenen Lande zu entgehen, Scharen von Fellachen geflüchtet und wurden von ihm in Schutz genommen. Mohammed-Ali verlangte von Abdallah die Auslieferung dieser Fellachen (es waren ihrer gegen 18000), die in Syrien Herberge gefunden hatten. Abdallah antwortete, seines Wissens seien die Aegypter Unterthanen des Sultans und nicht Sklaven Mohammed-Ali's. Dieser aber liess ihm die kurze Antwort zurückschreiben: Er werde kommen die 18000 zu holen — und noch Einen dazu!

und selbst Befehle der Pforte wurden nicht beachtet. Ibrahim-Pascha stand schon zu Anfang des Jahres 1832 in Syrien, schlug einen Verbündeten Abdallah's, nahm, allerdings nach grossen Anstrengungen, die Festung Akka, die, seit Bonaparte sie nicht hatte erobern können, für fast unüberwindlich galt, und sandte Abdallah als Gefangenen an seinen Vater nach Alexandrien.

Nun aber ermannte sich die Pforte zu ernstlichen Drohungen und schliesslich zur Absendung einer Armee, deren Befehlshaber, Hussein-Pascha, schon im voraus an Mohammed-Ali's Stelle zum Pascha von Aegypten, Sennaar und Kordofan ernannt worden war. Von diesem Augenblick an stand nun Mohammed-Ali offen als Rebell mit den Waffen in der Hand seinem Oberherrn gegenüber.

Die glänzenden Waffenerfolge, die Ibrahim fast Schlag auf Schlag und auf allen Punkten errang, brachten die Pforte ins ärgste Gedränge, und hätten nicht später die europäischen Mächte sich eingemengt, so wäre ein für Mohammed-Ali glücklicher Ausgang dieses Kampfes nicht zweifelhaft gewesen. Ibrahim setzte sich von Akka aus in Marsch, nahm durch ein Seitenmanöver die Hauptstadt Damascus, schlug die Türken in einer grossen Schlacht bei Homs, wo gegen 60000 Mann sich gegenüberstanden, darauf noch ein zweites mal ebenso entschieden bei Beylan (in der Nähe des alten Schlachtfeldes von Issus, wo Alexander der Grosse die Perser besiegte), und hatte damit das ganze Land bis an die Abhänge des Taurus wie im Fluge in seine Gewalt gebracht. — Abermals sandte darauf der Divan eine Armee, deren Befehlshaber, Reschid-Pascha, wiederum im voraus zu Mohammed-Ali's Nachfolger in dessen ganzem Gebiete ernannt worden war. Indess auch dieser Armee warf sich Ibrahim mit kühner Schnelligkeit entgegen, über-

schritt den Taurus, und mitten in Kleinasien, bei Konieh, schlug er auch sie so vollständig, dass damit der Krieg für den Augenblick zu Ende war. — Ibrahim's Name, schon nach dem griechischen Kriege vielfach ausserhalb des Orients genannt, erfüllte nach diesen Erfolgen in Syrien alle europäischen Länder mit seinem Ruhme. Doch ist derselbe vielleicht dahin zu beschränken, dass, wenn Ibrahim auch immerhin bedeutende militärische Talente besass und entwickelte, er doch seine Haupterfolge der völligen Nichtsnutzigkeit der türkischen Armeen und ihrer Führer zu verdanken hatte.

Nach diesen Siegen fiel Syrien und Kleinasien mit wahrer Begeisterung Ibrahim zu, weil man ihn für den Befreier von der Herrschaft der Pforte ansah, und Mohammed-Ali stellte seine Friedensbedingungen, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als auf erbliche Herrschaft über Aegypten und alle eroberten Gebiete. Da aber jetzt Russland der Pforte seine Hülfe zusagte, so ward durch die darüber besorgten Westmächte Mohammed-Ali zur Annahme des freilich nur vorläufigen Friedens von Kutayeh, auch Frieden von Konieh genannt, (1833) bewogen, in welchem er von der Forderung der Erblichkeit Abstand nahm und sich mit der Ueberlassung Syriens bis an den Taurus begnügte.

Kaum war Syrien in ägyptischem Besitz, als es seinen „Befreier“ von einer andern Seite kennen lernte. Auf seines Vaters Befehl fing Ibrahim an das Land nutzbar zu machen durch Monopolisirung der Seidenproduction, durch Kopfsteuer und durch Rekrutirungen. Alsbald brach aber auch der Aufstand los, und der Kampf, der sich jetzt erhob, war schlimmer und gefährlicher als der gegen die türkischen Armeen. Hier gab es zu thun mit einer kriegerischen, unbezähmbaren Gebirgsbevölkerung und mit einem sehr schwierigen gebirgigen

Terrain. Zwar gelang es Ibrahim mit Hülfe sehr beträchtlicher Verstärkungen, den Aufstand niederzuwerfen, und er hielt dann mit eiserner Hand Ordnung, führte auch die begonnenen Massregeln mit gleicher Strenge durch; aber eine dumpfe Gährung und verhaltene Wuth, die von der Pforte insgeheim immer noch aufgestachelt wurde, dauerte unter der Bevölkerung fort, namentlich unter den kriegerischen Libanonstämmen der Drusen und unter den wilden Haurânbewohnern. Immer wieder brach auch der Aufstand los, und ein schonungslos geführter Guerrillakrieg brachte den Aegyptern nach und nach so arge Verluste bei, dass sie den Besitz von Syrien je länger desto mehr als äusserst precär erkennen mussten. Mohammed-Ali bequemte sich daher auf Drängen der europäischen Mächte im Jahre 1837 zu erneuten Verhandlungen mit dem Sultan, die aber wegen beiderseitiger Hartnäckigkeit durchaus keinen Erfolg hatten.

Statt dessen kündigte nun aber Mohammed-Ali im Jahre 1838, als er noch einmal Herr des syrischen Aufstandes geworden, es den europäischen Vertretern als seinen bestimmten Entschluss an, sich nunmehr unabhängig zu erklären. Er sei 70 Jahre alt, und das Schicksal seiner Familie müsse gesichert werden; auf einem andern Wege aber als auf diesem sei das unmöglich, da alle Verhandlungen zu keinem Ziele führten.

Die Mächte indess waren einstimmig in der Zurückweisung dieser Erklärung. Es ist von hohem Interesse, auf die Stellung derselben zu dieser ägyptisch-türkischen Frage einen Blick zu werfen. Von allen Mächten war allein Frankreich einigermassen günstig und freundlich gestimmt für Mohammed-Ali, aber es spielte nur die Rolle des schwächlichen, thatenlosen Zuschauers. Das englische Cabinet dagegen war vor allen andern von einem immer steigenden Groll gegen ihn erfüllt; es

sah durch Mohammed-Ali's Stellung auf seinem Wege nach Indien, durch die Monopole in seinem Lande und in Syrien, sowie durch die von ihm geführten Kriege, früher in Arabien, jetzt in der Levante, seine Handelsinteressen in Indien und im Orient fortwährend durchkreuzt oder geschädigt; vergeblich hatte es früher einmal den unabhängigen Transit über die Landenge von Suez mit einer Eisenbahn und befestigten Positionen verlangt; gegenwärtig waren seine Interessen insofern speciell betheiligt, als es eben mit der Pforte einen Vertrag zur Aufhebung aller Monopole geschlossen hatte, der vorzugsweise auf Mohammed-Ali's Gebiete gemünzt war. Und neben dem allen wirkte für England auch noch die Rücksicht mit, Mohammed-Ali nicht zu einem zu mächtigen Bundesgenossen Frankreichs im Mittelmeer werden zu lassen. Oesterreich und Preussen fürchteten das legitimistische Princip gefährdet, wenn diese ägyptische „Rebellion" einen für Mohammed-Ali siegreichen Ausgang nähme. Russland endlich hoffte auf alle Fälle im Trüben zu fischen, affectirte aber, der Oeffentlichkeit gegenüber, ein warmes Interesse für die Integrität des türkischen Reichs.

Inzwischen wurde der Sultan theils durch seinen eigenen Hass, theils durch die geheimen Bemühungen der englischen Gesandtschaft fortwährend zur Wiedereröffnung des Krieges gestachelt. Im Mai 1839 begann er denn auch den Krieg von neuem und zwar mit einer Truppenmacht von 150000 Mann, die aber freilich, mehrfach getheilt, der einheitlichen Leitung entbehrte.[1] Auch Mohammed-Ali verstärkte seine Rüstungen; allein von der europäischen Diplomatie unaufhörlich gedrängt, seine

---

[1] Es nahmen an diesem Feldzuge mehrere preussische Offiziere theil, welche die Pforte sich eben damals für einige Zeit erbeten hatte, damit sie ihr bei ihrer Heeresorganisation be-

Truppen zurückzuziehen und den Frieden mit der Pforte wiederherzustellen, ertheilte er wenigstens seinem Sohne Ibrahim Befehl, nicht der angreifende Theil zu sein, sondern unbestreitbare Feindseligkeiten der Türken abzuwarten. Aber Ibrahim hatte nicht lange zu warten. Die Türken setzten sich bei Nesib oder Nisibi (zwischen Aleppo und dem Euphrat) fest, griffen von hier aus ägyptische Positionen an und provocirten auf diese Weise die berühmte Entscheidungsschlacht von Nisibi, am 24. Juni 1839. Der Sieg, den Ibrahim hier nach schwerem Kampfe und langem Schwanken des Ausgangs errang, war zwar wiederum zu beträchtlichem Theile der Ungeschicklichkeit des türkischen Generalissimus zu verdanken, denn derselbe beraubte sich durch seine strategischen Fehler aller der Vortheile, welche er aus der nicht zu leugnenden Tapferkeit seiner Truppen, aus der Festigkeit seiner verschanzten Stellung und aus den wiederholt ertheilten Rathschlägen der bei ihm befindlichen preussischen Offiziere hätte ziehen können und sollen. Aber der Sieg war deshalb nicht weniger vollständig und glänzend, und die schliessliche Flucht der Türken war so entschieden und unaufhaltsam, dass sie gegen 15000 Gewehre, 179 Kanonen, 12—15000 Gefangene und dazu ihr ganzes Lager völlig unversehrt in den Händen der Sieger liessen.

Durch diesen Tag von Nisibi war Mohammed-Ali nicht nur Herr der Situation geworden, sondern es schien sogar das Schicksal des ottomanischen Reiches selbst in seine Hände gelegt. Die Pforte war für den Augenblick

---

hülflich seien. Darunter namentlich von Moltke, ebenderselbe, der durch den preussisch-österreichischen Krieg von 1866 und durch den deutsch-französischen von 1870 und 71 zu einer europäischen Berühmtheit geworden; ferner von Vincke-Oldendorf, von Mühlbach u. a.

nicht im Stande, abermals eine neue Armee aufzubringen, und Ibrahim war durch nichts gehindert, mit seinen siegreichen Truppen auf das unbeschützte Konstantinopel vorzudringen.

Während dieser ganzen Zeit und auch weiterhin ununterbrochen spielte aber die hohe Diplomatie. Russland streckte schon lange der Pforte seine hülfreiche Hand entgegen, freilich nur, um desto mehr massgebenden Einfluss auf ihre Politik zu gewinnen. England, Frankreich und Oesterreich, also Palmerston, Louis Philipp und Metternich, boten alles auf, um in Konstantinopel ihren Einfluss wenigstens im Gleichgewicht mit dem russischen zu erhalten, und waren entschlossen, im Nothfall mit ihren Flotten den Eingang in die Dardanellen zu erzwingen, der eben kürzlich durch ein zwischen Russland und der Pforte getroffenes Uebereinkommen (den Vertrag von Unkiar-Skelessi) allen fremden Kriegsschiffen verschlossen worden war. Die Türkei in ihrer Integrität zu erhalten und zu stärken, um sie nicht Russland zur Beute werden zu lassen, das war das Interesse der Westmächte, und diesem Interesse wurde Mohammed-Ali geopfert: sein Schicksal wird von nun an durch die Ingerenz der Mächte und fast ohne jede Rücksicht auf ihn selbst entschieden. Doch sollte er zuvörderst noch einen kurzen Moment des Glücks und des Glanzes erleben.

Kurz bevor die Niederlage von Nisibi in Konstantinopel bekannt wurde, ging dort eine grosse Veränderung vor sich: Sultan Machmuhd II. starb; er wurde schon lange durch zwei Leidenschaften verzehrt, durch den Hass gegen Mohammed-Ali und durch die Trunksucht; sein Tod erfolgte am 1. Juli 1839. Sein Sohn und Nachfolger, Abd-ul-Medjid, jung, schwächlich, unerfahren und ganz in den Händen seiner Umgebung, ernannte

sofort zum Grovessier Kusruf-Pascha, welcher der einstige Nebenbuhler Mohammed-Ali's in Aegypten und seitdem sein bitterster Feind gewesen war.

Unmittelbar darauf, am 5. Juli, traf die Hiobspost von Nisibi in Konstantinopel ein. Aber ein noch härterer Schlag traf das neue Regiment fast gleichzeitig: der Verrath des Grossadmirals Achmet-Pascha, welcher die gesammte ihm anvertraute türkische Flotte, den besten Theil der Streitkräfte des Reichs, Mohammed-Ali in die Hände lieferte und persönlich bis in den Hafen von Alexandrien führte! Ein Verrath, wie er schimpflicher kaum gedacht werden kann, und doch für den, der den Orient kennt, keineswegs so unbegreiflich ist. Denn Ehre, Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe sind für den Türken Begriffe und Tugenden, die er entweder nicht kennt, oder die er in einem andern Sinne versteht und aus andern Motiven übt, als wir. Achmet hatte die That ausgeführt, theils aus Hass gegen, theils aus Furcht vor Kusruf, dessen Erhebung zum Grossvessier er, sobald sie geschehen, erfuhr; ausserdem natürlich auch in Hoffnung auf Mohammed-Ali's königliche Dankbarkeit. Uebrigens hatte er ganz selbständig gehandelt, Mohammed-Ali hatte ihn nicht nur nicht dazu aufgefordert, sondern er hatte auch nicht einmal davon gewusst, war vielmehr selbst aufs höchste davon überrascht.

In Alexandrien lief somit eine günstige Nachricht nach der andern ein: am 4. Juli die Siegesbotschaft von Nisibi, am 8. die Nachricht vom Tode des Sultans, am 14. die Ankündigung von dem Uebergange der türkischen Flotte. Gleich darauf erschien diese selbst, nachdem sie sich mit der ägyptischen vereinigt hatte. Dies alles und namentlich der Anblick der feindlichen Flotte in seinem Hafen erfüllte den Pascha mit einem Triumpfgefühl ohne

gleichen; er stand auf einer von ihm selbst kaum geahnten Höhe kriegerischer Erfolge.

Leider nur half ihm das alles nicht zum Ziele, im Gegentheil wurden alle seine Erfolge annullirt durch das nunmehr eintretende selbstthätige und gewaltsame Einschreiten der Westmächte, die um jeden Preis Frieden im Orient haben wollten und daher beschlossen, Mohammed-Ali zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Freilich wurde durch eben dieses selbige Einschreiten auch das Todesurtheil über die politische Existenz der Pforte gesprochen: sie wurde damit unter die Vormundschaft Europas gestellt und gegenüber der im Innern des Reichs beginnenden Auflösung für ohnmächtig erklärt.

Mohammed-Ali beobachtete einstweilen eine abwartende Haltung. Aber dieselbe musste ihm je länger desto mehr verderblich werden, weil sie seine Kräfte erschöpfte, ohne ihm etwas zu Wege zu bringen: die Kassen waren leer, die Unterhaltung der Armee in Syrien, die Löhnung für die Mannschaften der beiden Flotten wollten sich kaum mehr bewerksteiligen lassen, ungerechnet die stete Gährung in Syrien und sogar die bedenklich werdende Unzufriedenheit der Bevölkerung von Aegypten selbst. Dazu begann der englische Consul in Alexandrien immer feindseliger und gewaltthätiger aufzutreten; er forderte endlich die Herausgabe der türkischen Flotte, und als Mohammed-Ali diese verweigerte, reizte er offen und geheim die Mannschaften zur Revolte und unterstützte sie zur Desertion durch englische Pässe. Mohammed-Ali sah ein, dass ein letzter Kampf unvermeidlich sei. So verstärkte er denn mit einer fieberhaften Thätigkeit seine Rüstungen, noch einmal wurden dem erschöpften Lande unerhörte finanzielle Anstrengungen zugemuthet, ja er griff sogar zur Bildung einer Nationalgarde. Freilich ein geradezu chimärischer Plan; denn wie kann man von

einem Volke des Orients (abgesehen allenfalls von den freien Wüsten- und Gebirgsbewohnern) erwarten wollen, dass es in eigener freier Begeisterung Haus und Herd und nationale Güter vertheidige, Dinge, wovon es die erstern kaum besitzt, die letztern aber weder besitzt noch auch nur kennt! Der Gedanke und seine schon zwangsweise begonnene Ausführung musste daher auch bald genug aufgegeben werden.

Inzwischen aber wurde durch die verbündeten Mächte England, Oesterreich, Preussen und Russland (Frankreich hatte durch sein Schwanken und Zögern sich selbst von der Action im Orient ausgeschlossen) die Pforte bestimmt, Mohammed-Ali abzusetzen, und sobald dies geschehen, erhielten die Consuln Anweisung, Aegypten zu verlassen. Gleichzeitig aber warfen England und Oesterreich auch ein Geschwader von Kriegsschiffen an die syrische und ägyptische Küste unter dem Befehl des Commodore Ch. Napier, eines Mannes von Talenten, hauptsächlich aber von einer alle Rücksichten beieitesetzenden, brutalen Energie. Selbst ehe auch nur eine wirkliche Kriegserklärung erlassen worden, schritt Napier zur That, bemächtigte sich im Hafen von Beirut zwölf ägyptischer Transportschiffe und erliess Proclamationen, worin er die Syrier zum Aufstande und die ägyptischen Truppen zur Desertion aufforderte. Er scheute sich sogar nicht, die Stadt Beyrut von der Flotte aus zu bombardiren, in Brand zu schiessen und fast gänzlich zu zerstören, eine Massregel, die mit Recht in Europa allgemeine Entrüstung hervorrief. Nachdem er das gleiche Schicksal noch andern offenen Küstenstädten bereitet hatte, schiffte er seine Landungstruppen aus.

Gegenüber dieser europäischen Invasion wurde es Ibrahim-Pascha denn allerdings bald unmöglich, sich in Syrien zu behaupten. Ohnehin schon in der übelsten

Lage, ohne hinreichende Löhnung und Verpflegung seiner Armee, auf allen Seiten vom Aufstande umgeben, gezwungen seine Truppen zu zersplittern, wurde er von dem englisch-österreichischen Landungscorps in einer einzigen Schlacht, bei Calas-Meidat im Libanon, entscheidend geschlagen. Sämmtliche von den Aegyptern innegehabten Plätze, darunter besonders das wichtige Akka, sammt allem dort aufgehäuften Kriegsmaterial, wurden, wiewol mehrfach erst nach heroischem Widerstande, genommen. — Ibrahim-Pascha trat, nachdem er bei Damascus eine nothdürftige Concentration der noch übrigen Mannschaften bewerkstelligt, seinen Rückzug nach Aegypten zu Lande an. Aber welch ein Rückzug, unter welchem Elend in der Wüste, unter welchen Verlusten durch die ihn überall umschwärmenden Beduinenstämme, ein Gegenstück zu der Rückkehr der Franzosen aus Russland! Fast drei Viertel des ganzen Armeerestes erlag, ehe Ibrahim Aegypten wieder erreichte. Ueber 100000 Mann ägyptischer Truppen waren alles in allem nach Syrien gesandt worden, und nur wenige Tausende kehrten jetzt, elend und abgemattet, und von allem entblösst, in die Heimat zurück!

Napier erschien nach seinen Heldenthaten an der syrischen Küste alsbald mit seinem Geschwader vor Alexandrien, stellte dem Vicekönig ein Ultimatum auf Unterwerfung, brachte es aber nur bis zu einer Convention mit ihm. Diese wurde indess, da Napier in derselben durch seines Gegners Schlauheit in etwas dupirt worden war, von dem Obercommandirenden der englischen Flotte, Admiral Stopford, sogleich verworfen, und der letztere schickte auf Palmerston's Befehl an Mohammed-Ali die Aufforderung, sich ohne Bedingung zu unterwerfen, und zwar diese Unterwerfung zu erklären in einem unverschlossenen Schreiben, das dem englischen Abgesandten zu übergeben und von demselben nach Konstan-

tinopel zu bringen sei. Dieser demüthigenden Forderung war kein anderes Versprechen hinzugefügt, als dass die Mächte der Pforte „empfehlen“ würden, ihn in sein Paschalik (dessen er ja bereits durch ein förmliches Absetzungsdecret für verlustig erklärt worden) wieder einzusetzen; von der Erblichkeit war nicht einmal die Rede.

Mohammed-Ali, noch kurz zuvor unermüdlich in Aufbietung aller Kampfesmittel und voll unerschütterlichen Vertrauens, hatte nach solchen Schlägen den Muth und die Hoffnung so gänzlich verloren, dass er keinen Ausweg mehr sah und fernern Widerstand für eine Unmöglichkeit hielt. Soviel es ihn kostete, die ganze Arbeit, die unausgesetzten Anstrengungen seines langen Lebens als vergeblich ansehen zu sollen, — er beugte sich und erklärte seine bedingungslose Unterwerfung! — Sobald dieselbe von der Pforte angenommen worden, führte er sie aufrichtig und mehr als vollständig aus, indem er die türkische Flotte, die immer noch in seinem Hafen lag, nicht nur herausgab, sondern auch noch auf seine Kosten neu ausrüstete.

Mit einem Hochgefühl befriedigten Stolzes und befriedigter Rache hatte man in Konstantinopel diesen Ausgang der Sache hingenommen, ohne sich indessen nur im mindesten zu beeilen, gleichfalls ehrlich und aufrichtig die Versprechungen zu erfüllen, welche man unter der Hand den Mächten hatte geben müssen. In einem Firman vom 13. Februar 1841 gewährte die Pforte zwar die Erblichkeit Aegyptens, aber mit so vielen beschränkenden Clauseln, dass davon nichts als ein leerer Titel blieb. Mohammed-Ali hatte daher Würde und Selbstgefühl genug, um trotz seines augenblicklichen gänzlichen Darniederliegens diesen Firman bestimmt zurückzuweisen. Sein Protest, in Verbindung mit den Reclamationen einiger Mächte, erreichte denn auch, dass die Pforte eine Revi-

sion vornahm, aus welcher endlich der noch jetzt in Kraft befindliche Investitur-Firman vom 1. Juli 1841 hervorging.

Von den Rechten, welche durch denselben dem Vicekönig (dieser Titel wurde ihm seitdem in den europäischen Sprachen beigelegt) verliehen wurden, waren die hauptsächlichsten: Erblichkeit der Herrschaft über Aegypten in der Familie Mohammed-Ali's, jedoch vorbehaltlich der erneuten Investitur und Belehnung des jedesmaligen Vicekönigs von seiten der Pforte [1]; Selbständigkeit in der innern Verwaltung des Landes, aber auch diese keineswegs vollständig und unbedingt; Wahl und Ernennung der Beamten, jedoch Ernennung der Offiziere nur bis zum Obersten; Abschluss von nicht politischen Verträgen und Conventionen mit fremden Staaten; Fixirung des an die Pforte zu zahlenden Tributs auf eine bestimmte Summe (60000 Börsen oder 300000 Pfd. St. oder 7½ Millionen Francs), statt der frühern Bestimmung, dass der Tribut jedesmal in Proportion zu den Einnahmen des Landes festzusetzen sei, was türkische Agenten, Controle und Vexationen aller Art zur Folge haben musste. [2] — Diesen Rechten standen aber immer noch eine Menge von Restrictionen gegenüber, wodurch die Pforte ihre Souveränetät zu schützen und zu stärken bemüht war: Investitur jedes neuen Vicekönigs durch die Pforte, wie schon oben erwähnt; Beschränkung der Armee auf

---

[1] Uebrigens auch nur nach Massgabe des in der Türkei geltenden Thronfolgegesetzes, wonach dem Regenten nicht sein Sohn, sondern der jedesmalige Aelteste des Stammes folgt.

[2] Schon durch Mohammed-Ali selbst, darauf durch seine Nachfolger, namentlich aber durch den gegenwärtigen Vicekönig, ist dieser Tribut aus verschiedenen Gründen beträchtlich erhöht worden und beträgt jetzt gegen 750000 Pfd. St. oder 18³/₇ Millionen Francs.

18000 Mann, und der Flotte auf einige wenige Kriegsschiffe; Erhebung der Steuern im Namen des Sultans; Gleichheit der Gesetze, des Geldes, selbst der Armeeuniformen in Aegypten mit denen im übrigen Reiche, — Bestimmungen, die in der Folge zwar nicht immer sehr genau innegehalten wurden, die aber der Pforte, sobald sie es wollte, eine bequeme Handhabe zur Herabdrückung des ägyptischen Vasallen liefern konnten, und mehr als einmal geliefert haben.

Es ist sehr wichtig, diesen Firman von 1841 zu kennen und im Auge zu behalten, auf ihm basirt die ganze rechtliche Stellung Aegyptens zur Pforte. Daher denn auch bei den neuesten Verwickelungen zwischen beiden (im Jahre 1869, die aber im stillen noch immer zu schweben scheinen) für die rechtliche Entscheidung der beiderseitigen Ansprüche immer nur auf diesen Firman recurrirt werden konnte.

Mohammed-Ali hatte, wenn auch bei weitem nicht alles, so doch vieles von demjenigen erreicht, was er sich zum Ziele seines Lebens und seiner Politik gesetzt. Er hatte, obwol ein besiegter Eroberer, obwol ausserdem ein 72jähriger Greis, in der letzten Katastrophe aufrecht stehen bleiben können.

Jetzt aber war auch seine Kraft erschöpft; durch so gewaltige Anstrengungen und Aufregungen gebrochen an Geist und Körper, zeigte er eine rasch zunehmende Erschlaffung, ja dieselbe steigerte sich bis zu deutlichen Spuren von Geisteszerrüttung.[1] Schon vom Jahre 1844

[1] So soll er unter anderm in jener Zeit die Idee gefasst haben, China zu erobern, und ernstlich an die Ausführung derselben haben gehen wollen.

an mussten seine Söhne in die Regierungsgeschäfte eingreifen, und im Januar 1848 war es nöthig geworden, dass die Pforte Ibrahim-Pascha an Stelle seines Vaters mit Aegypten belehnte.

Mohammed-Ali, der durch seine Thatkraft und Klugheit, durch die Grösse und Stärke seines Charakters, durch seine Herrschergabe und seinen Herrschersinn, durch seinen weiten Blick und sein grossartiges Streben alle orientalischen und manche europäische Regenten seiner Zeit überragt hatte; der Aegypten aus unwürdiger Erniedrigung befreit und auf dasselbe die Augen der ganzen politisch interessirten Welt hingelenkt; der dieses altehrwürdige Culturland befähigt hatte, auch in der neuern Zeit sich wiederum zu einer Stellung unter den Culturländern emporzuarbeiten, — Mohammed-Ali verlebte seine letzten Tage in völliger Geistesstumpfheit, und starb einsam, 80 Jahre alt, am 2. August 1849, auf seinem Schlosse Schubra bei Kairo.

Zur Zeit seines Todes hatte schon der zweite Nachfolger, Abbas-Pascha, seinen Herrscherstuhl inne, da Ibrahim-Pascha bereits zehn Monate nach seiner Ernennung gestorben war.

3.

Die Nachfolger Mohammed-Ali's.

Bereits zu Lebzeiten Mohammed-Ali's und aus Anlass seines traurigen Geisteszustandes ward Ibrahim-Pascha zum Vicekönig von Aegypten ernannt. Aber er hatte nicht Zeit, die Hoffnungen, die man mit Recht in ihn setzte, zu verwirklichen. Schon nach weniger als einem Jahre, und noch vor seinem Vater (November 1848), starb er an der Schwindsucht.

Ibrahim's Bedeutung für das Land liegt daher nicht sowol in dem, was er als Regent, sondern hauptsächlich in dem, was er vor dieser Zeit gewesen ist und gewirkt hat.

Sie liegt vor allen Dingen darin, dass er der bewaffnete Arm der Politik seines Vaters war und bis zu dessen Ende blieb. Wie er es war, mit welcher Kraft und welchem Erfolge, und wie sehr sein Vater auf diesen Arm sich verlassen konnte, das hat der vorige Abschnitt gezeigt. Mohammed-Ali hätte ohne ihn unmöglich erreichen können, was er erreicht hat; denn umlagert von hundert Schwierigkeiten, gezwungen nach hundert Seiten zugleich seine Augen zu richten, hätte er es ja nicht wagen dürfen, sein Land auf Jahre zu verlassen, um sich selbst an die Spitze seiner Armeen zu

stellen und die Kriege auszufechten, welche die nothwendigen Consequenzen seiner Politik und zugleich die unentbehrlichen Mittel zur Durchführung derselben waren. Andere Heerführer aber, denen er so grosse Dinge hätte zutrauen und auch anvertrauen können, besass er nicht.

Ibrahim war jedoch nicht blos seines Vaters Feldherr, er war auch nach Sinnesart und Streben ihm aufs engste verwandt, ihm gleich an Ehrgeiz und brennendem Trachten nach immer höhern Zielen, ihm gleich an stürmischer Energie und auch an nachhaltiger Kraft im Handeln, und, wie er, von weitreichenden Planen und grossen Entwürfen erfüllt. Er wäre daher mehr als irgendein anderes Glied der Familie berufen gewesen, nach ihm die Zügel der Regierung zu führen und sie lange in der Hand zu behalten. Darum war auch die Voraussicht, dass es in Wirklichkeit so geschehen werde, der Schrecken der Pforte, und sie hatte mit specieller Rücksicht auf Ibrahim versucht, in jenen ersten von Mohammed-Ali zurückgewiesenen Firman vom Januar 1841 die Bestimmung hineinzufügen, dass es ihre Sache sein solle, aus der Familie Mohammed-Ali's den jedesmaligen neuen Pascha nach Belieben zu wählen; denn auf diese Weise hoffte sie Ibrahim von der Nachfolge ausschliessen zu können.

Sein Vater hatte seine hervorragenden Eigenschaften schon früh erkannt und ihn daher schon von seinem Jünglingsalter an zu verschiedenen Diensten im Kriege und in der Verwaltung verwendet. Denn im Gegensatz zu dem verkehrten und verderblichen Gebrauche, welcher von den orientalischen Herrschern so vielfach, und ganz besonders auch am ottomanischen Hofe, befolgt wird, setzte Mohammed-Ali, bei dem das väterliche Gefühl in der ganzen Stärke seiner übrigen Eigenschaften entwickelt war, seine Söhne schon früh in den Stand, ihre indivi-

duellen Fähigkeiten zu zeigen, und damit sowol zur Uebung und Entfaltung ihrer eigenen Kräfte, als zu dem gemeinsamen Glanze der Familie beizutragen. Ibrahim hatte keine Gelegenheit verloren gehen lassen, sich bemerklich zu machen, und namentlich war es seine soldatische Tüchtigkeit und seine Anlage zum Feldherrn, welche bald in hervorragendem Masse zu Tage traten.

Schon im Alter von sechzehn Jahren hatte er als Anführer eines Reitercorps an dem letzten Feldzuge Mohammed-Ali's gegen die Mamluken in Oberägypten theilgenommen und dabei seinen Ruf als unerschrockener Krieger begründet. Bald nachher hatte er zu grössern Thaten Gelegenheit bei den Expeditionen, die sein Vater zu wiederholten malen in die Sudânländer unternahm. Als er sodann das Obercommando für den zweiten Krieg gegen die Wachabiten erhielt, war er selbst es, der zum grössten Theil die Organisation dieses Feldzuges sammt den Vorbereitungen dazu auf sich nahm und dieselben mit jenem Feuer und jener rastlosen Thätigkeit ausführte, welche ihm eigen waren und welche nur selten durch Hindernisse sich aufhalten liessen. Diese langedauernden, schwierigen und gefahrvollen Kriege in Arabien waren seine hohe Schule. In den folgenden Jahren war er seinem Vater auf das eifrigste behülflich in der Durchführung seiner Truppenreformen und in der stetigen Verstärkung seiner Land- und Seestreitkräfte. Die Tapferkeit und Gewandtheit, die er in dem griechischen Feldzuge entwickelte, machte seinen Namen in Europa bekannt. Vollends aber wurde sein Ruhm ausgebreitet durch seine Thätigkeit und seine überraschenden Erfolge in den syrischen Feldzügen, wo er eine Festung wie Akka zu nehmen, eine türkische Armee nach der andern zu besiegen und bei alledem ein in unaufhörlichem Aufstande begriffenes Land zu behaupten wusste.

Leider entwickelte sich neben diesen glänzenden Eigenschaften eine Neigung zu hartem und schonungslosem Verfahren, die oft geradezu den Charakter der Wildheit und Grausamkeit annahm, und die allerdings wol durch den Mangel an Erziehung, durch seine militärischen Gewohnheiten und durch die Umgebung, in der er meist zu leben hatte, sich gesteigert haben mochte, doch aber eine ursprüngliche Anlage, ja ein Bedürfniss seiner Natur zu sein schien. Dieser Zug seines Charakters hat auf seinen Kriegsruhm immer einen düstern Schatten geworfen und war die hauptsächlichste Klippe für sein Ansehen in Europa und seine Popularität in Aegypten.

Es wäre indess ein Irrthum, zu glauben, Ibrahim sei nur Soldat gewesen. Er besass daneben auch grosse Befähigung zum Administrator und Regenten. Dies zu zeigen, hatte er gleichfalls schon in jungen Jahren Gelegenheit: Mohammed-Ali machte ihn auf eine Zeit lang zum Gouverneur einer der Provinzen von Aegypten, und nie vorher hatten die Einkünfte dieser Provinz die Höhe erreicht, wie in jener Periode. Das gleiche Talent hat er in Syrien bekundet. Nachdem er es erobert, war er acht Jahre lang Regent dieses Landes, und wenn die Einkünfte, die er aus demselben zog, allerdings zunächst die Frucht seiner Strenge und seines militärisch entschiedenen Verfahrens waren, so hat er doch zugleich manche weise und vorausblickende Massregel zur Hebung und Förderung des Landes getroffen, hat Wege gebaut, hat den Ackerbau und die Seidenzucht zu verbessern gesucht, hat namentlich eine Ordnung und Sicherheit zu schaffen gewusst, die mit den Zuständen unter der türkischen Verwaltung im grellsten Contraste stand. Die Bewohner Syriens gedenken, im Blick auf diese Seite der ägyptischen Herrschaft, noch heute derselben nicht nur

mit Respect, sondern auch mit Neigung und Wohlgefallen.

Es ist ferner eine in Aegypten sehr bekannte Thatsache, dass Ibrahim einen besondern Sinn für Ackerbau und Bodencultur besass und dass er es sich vielfach hat angelegen sein lassen, dieselben zu pflegen und zu heben. Davon zeugen noch jetzt ausgedehnte Pflanzungen und Anlagen um Kairo, die auf ihn zurückzuführen sind; ebenso die Nilinsel Rhoda bei Kairo, welche Ibrahim nicht nur zu einem prächtigen Garten und Park gemacht, sondern die ihm auch als Versuchsterrain für Cultur und Acclimatisirung fremder Nutzpflanzen diente, die er in Aegypten einzuführen wünschte.

Eine bemerkenswerthe Eigenschaft Ibrahim's, die wol mit seinem mannhaften, soldatischen Wesen zusammenhing, war ein entschieden hervortretendes Rechtsgefühl. Es hatte ihn immer mit Indignation erfüllt, zu sehen, wie durch die grobe Unredlichkeit und freche Bereicherungssucht der höhern Beamten der Prosperität des Landes so schwere Wunden geschlagen wurden, oder wie einzelne Prinzen des Hauses durch Geldgier oder Verschwendung, namentlich aber durch Gewaltthaten und Willküracte die Achtung vor der Herrscherfamilie untergruben. Es war daher nach seinem Regierungsantritt seine erste Sorge, diesem Unwesen zu steuern und soweit es sich thun liess energische Strafe darüber zu verhängen. Er schonte selbst seiner nächsten Verwandten nicht: Abbas-Pascha, der nachherige Vicekönig, wurde des Landes verwiesen und nach dem Hedjas verbannt; Saïd-Pascha, ebenfalls später Vicekönig, wurde unter Curatel gestellt, indem ihm die Verwaltung seiner Güter abgenommen wurde, und viele der betrügerischen hohen Beamten wurden gezwungen, dem Staate jetzt einmal eine Zeit lang umsonst zu dienen.

Man darf es gewiss als ein Unglück für das Land betrachten, dass Ibrahim schon so bald nach seinem Regierungsantritt starb. Denn bei seiner Begabung, seiner Charakteranlage und namentlich auch seiner langen gemeinsamen Arbeit mit seinem Vater hätte er ohne Zweifel Mohammed-Ali's Bahnen weiter verfolgt, und man hätte von ihm erwarten dürfen, dass er das Land in mehr als einer Beziehung wesentlich gefördert haben würde. Auch Mohammed-Ali selbst war dieser Ueberzeugung, und es war nicht nur bei ihm selbt fest beschlossen, dass Ibrahim sein Nachfolger werden solle, sondern er hatte auch noch neben dem Investiturfirman unter der Hand specielle Abmachungen mit Konstantinopel zu treffen gewusst, durch welche die Sache sichergestellt wurde.

Ibrahim's baldiger Tod ist um so mehr zu beklagen, je weniger der nun folgende Vicekönig, Abbas-Pascha, dazu geeignet und darauf bedacht war, die Wege weiter zu gehen, welche der ägyptischen Dynastie von den zwei ersten Regenten vorgezeichnet waren.

Abbas-Pascha war Mohammed-Ali's Enkel, aber nicht Ibrahim's Sohn, sondern der Sohn des früh verstorbenen Tussun-Pascha. Sein Grossvater hatte ihn von Jugend auf mit besonderer Vorliebe behandelt, ihm schon in jungen Jahren Gouverneursposten und Befehlshaberstellen übertragen und nachher ihn mit hohen Regierungsämtern bekleidet und in die Regierung selbst eingeführt. Doch widerfuhren ihm diese Gunstbeweise wol mehr um seines Vaters Tussun willen, an dem Mohammed-Ali mit ganz besonderer Zärtlichkeit gehangen hatte, als seiner selbst und seiner persönlichen Vorzüge wegen. Man müsste denn annehmen, dass Mohammed-Ali in diesem

Falle von seinem sonst so scharfen Blicke völlig im Stiche gelassen wäre und sich in seinem Enkel gründlich getäuscht hätte.

Denn in der That, Abbas war ein Mensch, an dem kaum irgendeine lobenswerthe Seite oder Eigenschaft aufzufinden sein möchte. Seinem persönlichen Charakter nach muss er geradezu ein Schandfleck seines Hauses genannt werden. Von roher und wilder Gemüthsart, war er den verworfensten Lastern ergeben und dabei von einer ebenso kaltblütigen als wahnsinnig ausschweifenden Grausamkeit, ausserdem auch von niedrigster Habsucht und Geldgier. Die Scheusslichkeiten aller Art, welche er schon als Prinz verübte, und wozu er als Gouverneur von Kairo die ausreichendste Gelegenheit hatte, in Verbindung mit den von ihm geübten Erpressungen, hatten Ibrahim-Pascha, als er zur Regierung kam, veranlasst, das Land wenigstens für eine Zeit lang von ihm zu befreien und ihn nach dem Hedjas zu verbannen.

Als er bald darauf selber Vicekönig wurde, schien ihm diese Machtstellung nur als Mittel zu dienen, nunmehr in unumschränktester Weise seinen wilden Launen oder seinen niedrigen Leidenschaften nachzuleben. Das Land aussaugen, seine Unterthanen tyrannisiren und quälen, nach dem Anstoss einer augenblicklichen Eingebung Schuldige und Unschuldige köpfen oder stranguliren lassen, seine Umgebung demüthigen, erniedrigen, malträtiren, das schien ihm das Vorrecht oder auch der Beruf des Herrschers zu sein. Ein bigoter Fanatiker, aber doch, wie das ja so häufig sich beisammen findet, ohne eine Spur von wirklicher Religiosität, finster, mistrauisch und verschlossen, ohne Bildung und aller Bildung feind, von gemeiner Sinnlichkeit, von gefährlichster Launenhaftigkeit, war er von den meisten gefürchtet, von fast allen verachtet und verabscheut. Den Regierungs-

geschäften abhold und ihnen so viel als möglich aus dem Wege gehend, erbaute er sich in der Einsamkeit und Wildniss der Wüste Schlösser, in denen er sich für Wochen und Monate vergrub. So die nach ihm benannte Abbassieh bei Kairo, ein ungeheurer Complex von mächtigen Gebäuden, die aber heute bereits zum Theil Ruinen sind und einem weitern sichern Verfall entgegenzugehen scheinen; so ein zweites, noch tiefer in der Wüste, an der Strasse von Kairo nach Suez, und andere an andern Punkten. Dort brachte er sein Leben in Trägheit und Ueppigkeit zu und vertrieb sich die Zeit vielfach mit allerlei Thieren, für welche er Liebhaberei hatte. In der Abbassieh hielt er Scharen von Tauben, die, mit diamantenen Halsbändern geschmückt, in den grossen Sälen des Schlosses ihn umflatterten. Zu Benha hatte er eine ganze Heerde von Giraffen, auf deren Erlangung und Erhaltung er grosse Summen verwendete. In einem andern Schlosse allerlei reissende Thiere, die er aus dem Innern von Afrika bezog. Wieder in andern Marställe mit mehrern Hunderten der kostbarsten und edelsten Pferde, welche nach seinem Tode zu enormen Preisen verkauft wurden.

Von einem solchen Menschen kann man nichts anderes erwarten, denn dass er als Herrscher entweder sein Land in Grund und Boden ruinirt, oder, bestenfalls, die Dinge gehen lässt, wie sie eben wollen. Abbas hat das letztere gethan, ohne das erstere zu unterlassen, ja vielleicht hat er das erstere noch mehr gethan, als das letztere.

Als er im Januar 1849, nach Ibrahim's so schnell erfolgtem Tode und noch zu Lebzeiten Mohammed-Ali's, zur Regierung gelangte, war es fast sein erstes Werk, die von seinem Grossvater mit so viel Eifer gegründeten und mit so viel Sorgfalt gepflegten Bildungsanstalten wieder

aufzuheben und zu zerstören. Von sämmtlichen Schulen liess er nur die Medicinschule und einige militärische Anstalten bestehen. Ebenso löste er die Armee auf, deren Organisation seine beiden Vorgänger mit so viel Vorliebe betrieben hatten; aber er that es nicht etwa aus Rücksicht auf das Wohl des Landes, sondern theils um die Gelder in seine Privatkassen fliessen zu lassen, theils um seinen eigenen Wünschen und Capricen auch auf diesem Gebiete freiern Spielraum zu verschaffen. — Von einem wahren Hass und Ingrimm gegen die Europäer erfüllt, entfernte er dieselben sofort aus dem Staatsdienste und allen von ihm selbst abhängigen Stellungen, ja suchte dieselben auf jede mögliche Weise ganz aus dem Lande zu vertreiben. Er konnte sich indess ihrer doch nicht gänzlich entledigen, da er sie eben nicht gänzlich entbehren konnte, und wenngleich das französische Element, das bis dahin eine fast beherrschende Einwirkung auf die Regierung geübt hatte, von ihm grösstentheils beseitigt wurde, so trat doch später an dessen Stelle das englische. Dies hatte freilich insofern eine erspriessliche Folge, als der Bau einer Eisenbahn zwischen Alexandrien, Kairo und Suez nunmehr endlich begonnen wurde, ein Unternehmen, dem sich Mohammed-Ali stets mistrauisch widersetzt hatte, weil er darin nur eine gefährliche Stärkung des ihm verhassten englischen Einflusses erblickte.

Allerdings wurden unter Abbas verschiedene Verbesserungen in der Landesverwaltung eingeführt. Aber sofern es Verbesserungen und nicht etwa nur Veränderungen waren, und sofern sie wirklich zur Ausführung gelangten, ist das Verdienst derselben nicht sowol dem Vicekönige anzurechnen, als vielmehr dem allmählichen Wirken europäischer Anschauungen, welche trotz aller Gegenanstrengungen eben doch sich geltend zu machen wussten. Zu diesen Verbesserungen gehören Aufhebung

gewisser Steuern, Erleichterung und Abänderung einiger besonders drückenden Massregeln und Einrichtungen Mohammed-Ali's, vor allem die Aufhebung des Monopolsystems. Das letztere Zugeständniss aber wurde nur mit Widerwillen und keineswegs mit der Absicht aufrichtiger Ausführung gegeben. Abbas versuchte vielmehr im stillen seine Ausführung zu hintertreiben und das Monopol nach wie vor zu seinem Vortheil und zum Nachtheil des Landes sowie des auswärtigen Handels auszubeuten: Die Mudire in den Provinzen erhielten geheime Weisungen, den directen Handelsbeziehungen zwischen den europäischen Kaufleuten und den Fellachen, also der freien Disposition der letztern über ihr Eigenthum, so sehr als irgend möglich Hindernisse in den Weg zu legen.

Während Abbas' Regierung machte die immer auf der Lauer liegende Pforte den Versuch, einen Theil der Privilegien, welche sie dem Pascha von Aegypten hatte zugestehen müssen, zurückzunehmen. Im Jahre 1852 forderte sie die Proclamirung und Einführung der Tanzimati auch für Aegypten. Die Tanzimati, enthalten in dem Hattischerif von Gülhane, und decretirt 1839 auf Betreiben des europäisch reformirenden Grossvessirs Reschid-Pascha, sind eine Art von Reichsgrundgesetz und hatten den Zweck, das ganze osmanische Reich einer vollständigen Umgestaltung nach dem Muster europäischer Staaten entgegenzuführen.[1] Es waren darin u. a. Bestimmungen enthalten, welche neben einer grössern Befreiung der Bevölkerungen auch, und ohne Zweifel ganz

---

[1] Bemerkenswerth ist, dass Reschid-Pascha, um einen weitern Schritt auf dieser Bahn der Reformen zu thun, in Konstantinopel 1840 das Schattenspiel einer Repräsentativverfassung nach dem Zweikammersystem aufführte. Dasselbe hatte aber, obgleich nur auf das Ausland berechnet, doch auch dort so wenig Erfolg,

besonders, eine Beschränkung der Paschas in den Provinzen und ihrer zuweilen etwas beängstigenden Selbstherrlichkeit zum Ziele hatten. Dies vornehmlich war wol der Grund, weshalb die Pforte jetzt die Anerkennung dieser Tanzimati auch in Aegypten forderte. Sie drang damit auch theilweise durch. Abbas war zwar klug und auch fest genug, um diesem Ansinnen mit aller Kraft sich zu widersetzen und entschieden zu fordern, dass die Mohammed-Ali gewährte Unabhängigkeit in der innern Verwaltung des Landes unverletzt bleibe. Die Frage schien sogar einen ernsten Charakter annehmen zu wollen, und es drohten schon diplomatische Verwickelungen. Dennoch erreichte Abbas nur geringe Zugeständnisse, im übrigen musste der betreffende Firman in Aegypten publicirt werden und Gesetzeskraft erhalten.

Ein willkommener Anlass zur Einmischung in ägyptische Angelegenheiten ward der Pforte dadurch geboten, dass die Grausamkeit und Blutgier, mit der Abbas auch gegen die Familie Mohammed-Ali's, also seine eigenen Blutsverwandten wüthete, diese trieb, in Konstantinopel Schutz zu suchen. Natürlich war man sofort bereit, sich ihrer anzunehmen, und bereitete auch Schritte in dieser Richtung vor. Aber Abbas bediente sich zur Abwehr des im Orient allmächtigen Mittels, des Geldes: durch Erhöhung und Vorausbezahlung des Tributes sowie durch nebenhergehende Spenden gelang es ihm, sich Straflosigkeit zu erkaufen.

Uebrigens sah sich die Pforte auch durch einen

---

d. h. es wurde so klar in seiner Nichtigkeit durchschaut, dass man sich von einer Wiederholung abgeschreckt sah. Das Unternehmen hatte die grösste Aehnlichkeit mit der Komödie des „ägyptischen Parlaments“, die sich gegenwärtig unter Ismaïl-Pascha abspielt.

andern Umstand zu schonender Behandlung des ägyptischen Vasallen bewogen: sie brauchte seine Hülfe. Der Krimkrieg brach aus, und die Pforte hatte grosse Anstrengungen zu machen, um ihre Armee auf respectabeln Fuss zu setzen. Aegyptens Unterstützung war ihr dabei sehr wichtig, und Abbas hatte Gelegenheit, durch bereitwilliges Eingehen auf die Forderungen und Wünsche des Sultans seine Ergebenheit und Dienstwilligkeit zu beweisen. Ausser beträchtlichen Geldmitteln stellte er eine Hülfsarmee von 15000 Mann und erklärte sich zugleich bereit, auch für die Unterhaltung derselben während des Krieges zu sorgen.

Gegen Ende seines Lebens soll sich Abbas mit einem umfassenden Mordplan getragen haben, der zwar von höchster Ruchlosigkeit war, dennoch aber bei einem Charakter wie dieser keineswegs unglaublich erscheint und für dessen Vorhandensein man nach des Vicekönigs Tode die klaren Beweise gefunden haben will. Er beabsichtigte nämlich mit Einem Schlage sich sowol der sämmtlichen Europäer im Lande als auch aller Glieder seines Hauses und aller Würdenträger, die ihn genirten oder ihm im Wege standen, zu entledigen, — und zwar der Europäer, indem er mit Hülfe des moslemischen Fanatismus einen religiösen Aufstand nebst schonungslosem Blutvergiessen ins Werk zu setzen dachte; der übrigen, indem er sie auf die Citadelle in Kairo zu Gaste laden und dann sämmtlich in die Luft sprengen wollte.

Beide Mordpläne indess wurden vereitelt durch seine eigene Ermordung. Dieselbe ward herbeigeführt durch eine seiner Verwandten, die berüchtigte Prinzessin Nasleh-Hanen, und war von ihrer Seite ein Act der Rache, da Abbas ihr nach dem Leben getrachtet (was sie freilich, nebenbei bemerkt, durch Schandthaten aller Art recht wohl verdiente), und sie bei seiner Thronbesteigung nach

Konstantinopel hatte fliehen müssen. Zwei Mamluken [1] im Dienste des Vicekönigs waren von ihr dazu gedungen und wurden bei Gefahr des Lebens ihrer Aeltern dazu angehalten, ihn auf die eine oder andere Weise ums Leben zu bringen. Sie vollzogen diesen Auftrag im Juli 1854 in dem Schlosse zu Benha, wo sie den Vicekönig, während sie in seinem Schlafgemache die Nachtwache hatten, auf seinem Lager erdrosselten.

Die Nachricht von seinem Tode wurde nicht sofort bekannt; sein Grosskiaya (eine Art von Hausminister und stellvertretendem Bevollmächtigten) suchte sie geheim zu halten, und es gelang ihm beinahe acht Tage lang. Er erklärte Abbas für unpässlich, liess ihn nach der Abbassieh bei Kairo bringen und führte von da aus den schon verwesenden Leichnam täglich im verschlossenen Wagen spaziren, um die Gerüchte, die sich zu verbreiten begannen, zu widerlegen; auch hielt er währenddess den Leibarzt, den er bei der ersten Entdeckung zu Hülfe gezogen, in strengster Gefangenschaft und Verborgenheit. Er wollte auf diese Weise nämlich dem eben ausser Landes befindlichen Sohne Abbas', El-Hami-Pascha, Zeit verschaffen zur Rückkehr und ihm so zum Throne verhelfen, zu welchem in Wirklichkeit, d. h. nach dem türkischen Thronfolgegesetz nicht El-Hami, sondern der etwas ältere Saïd-Pascha, der vierte Sohn Mohammed-Ali's, berechtigt war. — Aber die Absicht liess sich doch nicht durchführen. Abbas' Tod war nicht länger zu verheimlichen, Saïd-Pascha ergriff die Zügel der Regierung und that sofort die nöthigen Schritte, um sich von

[1] Mit dem Worte Mamluken wurden in jener Zeit, dem ursprünglichen Sinne gemäss, nur noch die weissen Sklaven bezeichnet, die es hier und da in vornehmen Häusern gab.

den Consuln der fremden Mächte anerkennen zu lassen und um von Konstantinopel die Bestätigung seiner Würde zu erhalten.

Schon bei Saïd-Pascha, obwol er erst der vierte in der Reihe der ägyptischen Vicekönige war, fällt es auf, was für Ungereimtheiten das türkische Erbfolgegesetz mit sich bringt und wie sonderbar verschlungene Linien die Thronfolge beschreiben muss, wenn nicht der Sohn nach dem Vater, sondern wenn immer der Aelteste des gesammten Hauses zur Herrschaft gelangt.

Auf den Gründer Mohammed-Ali folgt allerdings dessen Sohn, oder doch Adoptivsohn, Ibrahim; auf diesen aber, obgleich er Söhne hatte, folgt einer seiner Neffen, Abbas. Auf diesen wiederum einer der Söhne Mohammed-Ali's, also auf den Neffen wieder ein Onkel, Saïd. Nimmt man noch den gegenwärtigen Vicekönig, Ismaïl-Pascha, hinzu, so ist abermals auf den Onkel ein Neffe gefolgt, denn Ismaïl ist ein Sohn Ibrahim-Paschas. Zu welchem Wirrwarr müsste das in Zukunft führen, wenn sich die Familie noch weiter verzweigt, vorausgesetzt, dass man nicht auch hier zu dem am osmanischen Hofe beliebten grausigen Mittel greift, die männlichen Nachkommen der Seitenlinien schon bei der Geburt heimlich auf die Seite zu schaffen, d. h. in aller Stille ums Leben zu bringen. Allerdings hat ja Ismaïl-Pascha von der Pforte das Zugeständniss der directen Thronfolge für das ägyptische Herrscherhaus erlangt, — aber es muss eben noch von der Zukunft erwartet werden, ob diese neue Einrichtung zur Ausführung gelangt und nicht etwa bei Ismaïl's Tode durch die Gegenbemühungen der nächstberechtigten Erbfolger wieder annullirt wird.

Im Juli 1854 auf den Thron gekommen, — wenn man den Regentenstuhl der ägyptischen Vicekönige einen Thron nennen will, was freilich nur uneigentlich geschehen kann, — hat Saïd-Pascha denselben fast neun Jahre, bis zum Januar 1863 innegehabt. Von seinem Vorgänger unterschied er sich wesentlich zu seinen Gunsten. Die Roheit, Wildheit und Grausamkeit, die in Abbas' Charakter hervorstechende Züge waren, finden sich bei Saïd nicht wieder; allerdings war er zu leidenschaftlichem Aufbrausen und zum Jähzorn geneigt, und liess sich in solchen Augenblicken manchmal zu Ungerechtigkeiten und Härten sehr schlimmer Art hinreissen; doch da er daneben von grosser natürlicher Gutmüthigkeit war, so pflegte er dergleichen bald zu bereuen und dann die Beleidigungen oder das etwa angerichtete Uebel durch Geschenke und Gunstbeweise wieder gut zu machen. Ebenso wenig theilte er jene ingrimmige Abneigung seines Vorgängers gegen das Europäerthum und die europäische Bildung. Von seiner Mutter mit viel Sorgfalt, soweit sie es vermochte, erzogen, war er später durch einen trefflichen Franzosen, König-Bey, dessen Name noch jetzt im Lande mit Achtung genannt wird, europäisch gebildet worden. Leider nur war diese Bildung bei ihm nicht eben tief gedrungen, wie denn ebendasselbe sich bei fast allen ähnlichen Erziehungsversuchen hierzulande beobachten lässt: Die Leute erhalten in ihrer Lebensart und Umgangsweise etwas europäischen Schliff, auch einige Sprachgewandtheit und einiges oberflächliche Wissen, bleiben aber in Charakter und innerer Eigenthümlichkeit davon unberührt.

Saïd hatte daher wol einen ziemlich lebhaften Zug zum europäischen Wesen und liebte es, sich mit Europäern zu umgeben, aber man kann nicht sagen, dass dies ihm oder dem Lande zu besonderm Segen gereicht

hätte. Es fehlte ihm die einem Fürsten so nothwendige Unterscheidungsgabe, und er hatte infolge dessen unter seiner Umgebung viele schlechte Menschen, ja die verworfensten Charaktere, Abenteurer, die nach Aegypten gekommen waren, um diese Goldgrube auszubeuten und à tout prix reich zu werden, elende Sklavenseelen, die dem Pascha schmeichelten und ihn dabei unerhört bestahlen. Er selbst kam diesen gemeinen Absichten auf unverantwortliche Weise entgegen durch seine lockere Finanzwirthschaft, seine übel angebrachte Generosität, seine Prachtliebe und seine oft unsinnige Verschwendung. Es machte ihm Vergnügen, das Geld mit vollen Händen auszustreuen, denn er meinte sich auf diese Weise vor Europa als einen der reichsten Fürsten der Welt zu zeigen; ja man kann fast sagen, es machte ihm Vergnügen, sich betrügen und bestehlen zu lassen, wenn er nur zugleich Gelegenheit hatte zu beweisen, dass es mit seinem Wissen geschehe. — Es wäre leicht, aus diesem Gebiete eine Menge von Anekdoten beizubringen, da ihrer viele noch gegenwärtig im Lande circuliren.

Unbestreitbar ist es bei alledem, dass Saïd-Pascha viel guten Willen hatte, das Land vorwärts zu bringen und namentlich ihm allerlei nützliche Einrichtungen nach europäischem Muster zu geben. Aber er hatte zu wenig wirkliche Einsicht in das, was noththat, und dabei zu wenig Consequenz in seinem Verfahren. Wankelmüthig in seinen Entschliessungen, liess er sich nach Türkenart viel mehr durch Launen des Augenblicks als durch Grundsätze leiten, gab Befehle oder traf Anordnungen und nahm sie wieder zurück oder änderte sie, ehe sie zur Hälfte ausgeführt worden. Da er indess, wie fast alle Menschen von solchem schwachen und wandelbaren Charakter, leicht zu lenken und durch fremde Einwirkung zu bestimmen war, so hätte sich ohne Zweifel sein guter

Wille sehr fruchtbar machen lassen, wenn der Pascha in den rechten Händen gewesen wäre. Das gerade Gegentheil davon war jedoch der Fall; denn wie schon erwähnt, bestand mit ganz vereinzelten Ausnahmen seine europäische, meist französische Umgebung, die ihn fast gänzlich beherrschte, am allerwenigsten aus Männern, die ohne Eigennutz und selbstsüchtige Interessen ihren Einfluss auf ihn zum Besten des Landes benutzt oder verwerthet hätten.

Gleichwol ist es nicht zu leugnen, dass der Regierung Saïd's mancherlei Verbesserungen in der Verwaltung des Landes zu verdanken sind.

Darunter ist vor allem die nunmehr wirklich und thatsächlich erfolgende Aufhebung der Monopole zu nennen. Es wurde dem Bauern endlich die freie Disposition über seine Producte zurückgegeben, er konnte sie verkaufen an wen und zu welchen Preisen er wollte, und der Bedauernswerthe, der bis dahin fast ausschliesslich zum Nutzen der Regierung hatte arbeiten müssen, konnte jetzt sich sagen, dass er wenigstens zum grossen Theil für sich selber arbeite.

Dahin gehört ferner eine gerechtere Vertheilung und zugleich eine gewisse Erleichterung der Steuern. Dieselben wurden nämlich nicht nur aus Naturallieferungen in bestimmt fixirte Geldabgaben verwandelt, sondern sie wurden jetzt auch wieder für die Individuen festgestellt und von diesen erhoben, womit also jene unbillige und harte Einrichtung Mohammed-Ali's aufhörte, nach welcher die ganzen Dörfer und Districte solidarisch dafür haftbar waren. Auch wurde die Vertheilung und Eintreibung der Steuern den ländlichen und Dorfbehörden, den Schech-el-Beled, genommen und den Mudiren oder Provinzialgouverneuren übertragen. Ueberhaupt wurde die Macht und Willkür dieser Schech-el-Beled wesentlich

eingeschränkt, und das war eine nicht geringe Wohlthat für die fellachische Bevölkerung, denn die Schechs hatten eine Menge von Obliegenheiten, die sie als ebenso viele Vorrechte auszubeuten und zu ihrem Privatvortheil fruchtbar zu machen wussten, woraus denn unaufhörliche Quälereien oder Benachtheiligungen der armen Fellachen erwuchsen. Saïd-Pascha änderte das in einigen Punkten und brach sogar den Widerstand, den die Schechs dagegen erheben wollten, mit Gewalt. Indess ist auch jetzt dies Uebel bei weitem noch nicht gehoben; noch gegenwärtig haben die Dörfer und ländlichen Bezirke den schlimmsten Druck oft gerade von ihren eigenen Schechs zu erdulden.

Es verdienen ausserdem hier verschiedene öffentliche Arbeiten erwähnt zu werden, deren Ausführung für das Land von der grössten Wichtigkeit war. Zunächst die Reinigung und Verbesserung des in den Jahren 1819 und 1820 unter Mohammed-Ali gebauten Machmudiehkanals, der einzigen Wasserstrasse aus dem Innern nach dem Haupthafenplatz des Landes, Alexandrien. Dieser Kanal, obwol mit einem Kostenaufwande von 7½ Millionen Francs, mit Aufbietung von 250000 Arbeitern und einem ungeheuern Verlust an Menschenleben (man gibt 20000 an) ausgeführt, war nichtsdestoweniger sehr übereilt, — gewissermassen nur für den Moment, nach gewöhnlicher türkischer Art, — gearbeitet worden. Er war daher bald so verschlammt, dass der Schiffahrtsverkehr zu einer Unmöglichkeit zu werden drohte. Saïd-Pascha unternahm das in der That nicht kleine Werk, ihn vertiefen und zugleich durch einige Schleusenanlagen verbessern zu lassen, und es ist ein Verdienst seiner Regierung, dass diesmal die Arbeiten umsichtig geleitet und mit befriedigenden Resultaten vollendet wurden.

Wichtiger aber noch als dies sind die Eisenbahn-

bauten, die Saïd unternahm. Allerdings war die Strecke von Alexandrien nach Kairo, wie oben berichtet, bereits unter Abbas-Pascha begonnen worden, aber erst im zweiten Jahre der Regierung Saïd's wurde sie vollendet. Sie ward ganz auf Kosten des ägyptischen Gouvernements gebaut und hat mit Einschluss der kostspieligen Nil- und Kanalübergänge über eine Million Pfd. St. (also über 25 Millionen Francs) in Anspruch genommen. Erst Saïd war es auch, der dieser Strecke die ebenso wichtige Fortsetzung von Kairo nach Suez gab, eine Bahn, die vielleicht einzig in ihrer Art war, da sie in ihrer ganzen Länge von etwa zwanzig deutschen Meilen durch die pure Wüste führte, ohne einen einzigen Punkt zu berühren, an dem sich Wasser oder Vegetation gefunden hätte, weswegen auch die Züge alles nöthige Wasser, sowol für ihren eigenen Bedarf als für sämmtliche Stationen, sogar für Suez, welches damals noch nicht den Süsswasserkanal besass, mit sich führen mussten. In der neuesten Zeit hat man diese Bahn eingehen lassen (1868) und statt des Weges durch die Wüste die viel besser gewählte Linie von Benha über Zagazik, Ismaïlia, und von da am Suezkanal entlang gebaut. Damit ist man den grossen Uebelständen des Wassermangels und der Sandverwehungen aus dem Wege gegangen und hat zugleich einige der wichtigsten Binnenstädte mit Eisenbahnen versehen. — Ausser jenen zwei Hauptstrecken wurde von Saïd noch die eine und andere Zweigbahn in das Delta hinein gebaut, ohne dass jedoch Beträchtlicheres auf diesem Gebiete weiter geleistet worden wäre. Die grosse Ausdehnung und vielfache Verzweigung, die gegenwärtig das ägyptische Eisenbahnnetz erlangt hat, ist ein Verdienst des jetzigen Vicekönigs Ismaïl.

Vor allem ist aber hier des grossen Werkes des Suezkanals zu gedenken und der Mitwirkung Saïd-

Pascha's zum Zustandekommen desselben. Es gelang Herrn von Lesseps' Eifer und Beredsamkeit, den Vicekönig für dies Project nicht nur zu gewinnen, sondern zu begeistern, und der Vicekönig hat nicht aufgehört, dasselbe aufs kräftigste zu fördern und zu unterstützen. Er brachte die grössten Geldopfer, denn er engagirte sich in dem Unternehmen für nicht weniger als ungefähr 80 Millionen Francs; er bewilligte überdies der Kanalcompagnie beträchtliche Landstrecken und gewährte ihr endlich sehr weitgehende Vergünstigungen, worunter die wichtigsten unentgeltliche Ueberlassung der Arbeitskräfte und Zollfreiheit für alle eingeführten Materialien und Verproviantirungsgegenstände. Dass das Hauptverdienst um die wirkliche Ausführung des Kanalprojects dem Herrn von Lesseps und seinen unermüdlichen Bemühungen zugeschrieben werden muss, kann nicht bestritten werden, aber es darf auch nicht vergessen werden, dass das Werk in den ersten Jahren, wenngleich unter französischer Leitung, so doch zum grössten Theil mit ägyptischem Gelde betrieben wurde, ja dass man ohne Saïd-Pascha's wahrhaft grossartige Liberalität schwerlich jemals zur wirklichen Inangriffnahme der Sache hätte schreiten können.

Kriegerische Unternehmungen fanden in Saïd's Regierung keine hervorragende Stelle, doch war es ihm ebenso wenig wie seinen Vorgängern beschieden, sie gänzlich zu vermeiden und sich immer des Friedens zu erfreuen.

Bei seinem Regierungsantritt herrschte der Krimkrieg, und er hatte in demselben gleich seinem Vorgänger Abbas die Pforte durch ein beträchtliches Hülfsheer und grosse Geldsummen zu unterstützen. — Später hatte er mehrfach kleine Feldzüge gegen die zahlreichen und kräftigen Beduinenstämme zu unternehmen, welche die zu Aegypten gehörigen Wüsten bewohnten, namentlich

gegen die in der Libyschen Wüste. Die ägyptischen Paschas waren nie gesonnen, auf die Herrschaft über diese Beduinen zu verzichten, haben aber häufig genug mit deren unabhängigem und widerspenstigem Sinne hart zu schaffen gehabt; selbst Mohammed-Ali war es ja nicht besser ergangen. Saïd wollte mit Strenge sie der Steuerzahlung und der Rekrutirung unterwerfen, und weil sie sich namentlich der letztern mit aller Entschiedenheit widersetzten, blieb ihm nichts übrig, als gegen sie zu den Waffen zu greifen. Er hat mehrere kurze Kriegszüge gegen sie unternommen, wobei er einmal sogar selbst in Gefahr gerieth, den Beduinen als Gefangener in die Hände zu fallen. Uebrigens waren diese Kämpfe zum Theil so erbittert, und wurden so schonungslos geführt, dass dadurch einige der Beduinenstämme fast gänzlich ausgerottet wurden.[1]

Die Züge gegen die Beduinen wurden indess wol nur zum Theil der Nothwendigkeit halber unternommen, zum andern Theil dagegen zur Uebung der Truppen, und weil Saïd an dergleichen Vergnügen fand. Er hatte eine grosse Vorliebe für die Beschäftigung mit militärischen Angelegenheiten, ohne dass freilich viel Ernst oder Verständigkeit dabei gewesen wäre; es war vielmehr im Grunde nur ein Ausfluss seiner Launen und kam daher wesentlich auf blosse Spielereien hinaus. Noch jetzt sprechen europäische in seinem Dienst gewesene Offiziere in diesem Sinne davon. Ewiges Hin- und Herziehen der Truppen, oft auf den beschwerlichsten Märschen, auf denen gewiss manche Soldaten, jedenfalls aber und notorisch Hunderte von Pferden und Kamelen zu Grunde gingen; ewige Veränderungen in der Heereseinrichtung, vollends aber in der Equipirung und Uniformirung der

[1] Vergl. hierzu Abschnitt I, Kapitel 4.

Truppen, stete Paraden, Schaustellungen, Manöver in der Wüste u. s. w., solche Dinge gehörten zu seinen hauptsächlichsten Liebhabereien.

In die Augen fallende Zeugnisse davon waren u. a. der eiserne Hof von Gabbari, sowie das Feldlager und die Eisenbahn von Mariût. Gabbari ist ein Palais bei Alexandrien, in welchem Saïd vielfach residirte, sowol vor seiner Thronbesteigung, wo er Admiral der ägyptischen Flotte war, wie auch als Vicekönig. Vor diesem Palais liess er einen sehr grossen Platz ganz mit Eisen pflastern, um daran einen, wie er meinte, höchst vortrefflichen Exercir- und Paradeplatz zu haben; eine an sich schon unsinnige Idee, vollends aber in Anbetracht der Wirkungen, welche auf solchen Boden die ägyptische Sonne haben muss. Bei besondern Gelegenheiten liess er die Truppen, mit feinen Lackstiefeln angethan, auf dem Eisenpflaster Parade machen; zu gewöhnlichen Zeiten hatten sie hier zu exerciren, damit er sie von den Fenstern oder der Veranda des Schlosses aus immer vor Augen hatte. — Mariût war ein Sommeraufenthalt Saïd's und lag westlich von Alexandrien in vollkommen wüster Gegend zwischen dem Mareotissee und dem Meere. Hier hatte er ein Sommerfeldlager für die Truppen eingerichtet, hatte aber zugleich, um in jener Einöde die Truppen immer mit allem Nöthigen versehen und auch selber nach Belieben hingelangen zu können, eine specielle Eisenbahn von Alexandrien dorthin bauen lassen, eine Strecke von fast fünf deutschen Meilen Länge, die durchaus keinen andern Zweck als den eben angeführten haben oder erreichen konnte, und auf welcher der Pascha selber je nach augenblicklichen Einfällen zwischen Alexandrien und Mariût hin- und herfuhr. Nach Saïd's Tode ist denn auch Mariût sammt der Eisenbahn sofort aufgehoben worden, während der eiserne Hof in Gabbari

noch vorhanden, aber nicht mehr in Gebrauch, zum Theil allerdings auch schon aufgebrochen ist.

Eine besondere Marotte war es auch, dass er darauf hielt, ein oder einige Regimenter zu haben, welche nur aus Negern, und zwar aus besonders kräftigen, stattlichen Leuten bestanden. Geeignete Mannschaften für diese Regimenter waren aber nicht immer vorhanden. In europäischen Ländern half man sich vor zeiten dadurch, dass man Werbeoffiziere oder Matrosenpresser aussandte, welche Mannschaften für Heer und Flotte nahmen, wo immer sie mit Recht oder Unrecht zu finden und zu erlangen waren. Saïd-Pascha aber ging auf orientalische Art zu Werke: er nutzte für seine Liebhaberei den Sklavenhandel aus, indem er in Khartum für jeden tauglichen schwarzen Rekruten einen festen und nicht unbeträchtlichen Preis zahlen liess.

Said-Pascha's Ende war zwar nicht so grausig wie das seines Vorgängers Abbas, aber doch traurig genug. Seine letzte Krankheit liess den Tod mehrere Wochen lang voraussehen, und alsbald wandten sich alle die feilen Creaturen, die ihm geschmeichelt und sich an ihm bereichert hatten, von ihm ab und der aufgehenden neuen Sonne, Ismaïl, zu, — und das um so geflissentlicher, als man wusste, dass dieser ihm bitter feind war und seinen Tod mit froher Ungeduld erwartete. Saïd starb daher in völligster Verlassenheit, und wurde begraben nicht nur ohne alles fürstliche Gepränge, sondern auch ohne jede officielle Begleitung und selbst ohne Betheiligung befreundeter Personen. Ismaïl-Pascha hatte dafür gesorgt, dass dies unmöglich war, indem er den ersten officiellen Empfang, den er auf der Citadelle von Kairo abhielt, genau auf dieselbe Stunde angesetzt hatte, in welcher seinem Befehle gemäss zu Alexandrien Saïd's Begräbniss vollzogen wurde.

Diese verbürgten und im Lande allbekannten Thatsachen sind eins der redendsten Zeugnisse für die verderblichen Wirkungen des türkischen Thronfolgegesetzes. Hier kam es einmal unverhüllt zu Tage, wie wenig bei diesem System der Nachfolger dem Vorgänger durch Bande der Pietät oder auch nur der Achtung und des Respects verbunden zu sein pflegt. Der regierende Herrscher ist für den zunächst berechtigten Thronerben, welcher, vielleicht nur wenige Tage jünger als er, schon mit Ingrimm ihn hat den Thron besteigen sehen, nicht nur ein Fremder, sondern meistens sogar ein Feind, der nur seinen eigenen Ansprüchen oder Erwartungen im Wege steht, und dessen Tod ihm nicht schnell genug herbeikommen kann. Die weitere Consequenz dieser innern Zusammenhangslosigkeit zwischen den Regenten ist der fast absolute Mangel an Continuität in der Regierungsweise und allen dazu gehörigen Handlungen oder Unternehmungen. Was der Eine geschaffen hat, das zerstört der Folgende, oder überlässt es seinem Schicksal, womit es denn gewöhnlich dem sichern Zerfall geweiht ist; worin jener seine und des Landes Interessen engagirt hat, dem ist dieser schon eben um deswillen abhold. Auch geht der grösste Theil dessen, was der Regent besitzt, nicht an seinen Nachfolger, sondern an seine eigenen leiblichen Nachkommen über, wovon die Folge ist, dass jeder neue Herrscher wiederum von neuem sich und seiner Specialfamilie Privatbesitzungen zu verschaffen bemüht ist.

Dass dergleichen Zustände unter der Herrschaft jenes Thronfolgegesetzes eintreten müssen, lässt sich einfach und a priori schliessen. In Aegypten aber wird dieser Schluss durch die Thatsachen kräftigst bestätigt, denn seit Ibrahim-Pascha, mit welchem die directe Folge aufhörte, also unter den sämmtlichen drei letzten Vicekönigen,

den gegenwärtigen eingeschlossen, haben die Verhältnisse thatsächlich diese Gestalt gehabt.

Ob die neue Thronfolgeordnung, die Errungenschaft Ismaïl-Pascha's, dem Uebel steuern, das heisst zunächst, ob sie zur praktischen Ausübung gelangen wird, das ist, wie vorhin schon gesagt wurde, von der Zukunft zu erwarten.

Niemand wird bestreiten können, dass mit der gegenwärtigen Dynastie eine neue Zeit für Aegypten angebrochen ist, eine Zeit des Aufschwungs und der Reformen, der Belebung und der Prosperität auf geistigem und materiellem Gebiete.

Aber so mächtig und fruchtbringend auch der Gründer der Dynastie in dieser Hinsicht gewirkt hat, unter seinen Nachfolgern ist ein unverkennbarer Stillstand eingetreten, ja sie sind bis zu einem gewissen Grade sogar ein Hemmniss für die gedeihliche Weiterentwickelung des Begonnenen gewesen. Wenn gleichwol auch unter ihnen auf einzelnen Punkten eine Fortbewegung stattgefunden, wenn auch unter ihnen die angebrochene neue Zeit ihren Schritt, obschon zögernd, beibehalten hat, so ist dies, wie mehrfach hervorgehoben, nicht so sehr der heilsamen und förderlichen Thätigkeit der Regenten zuzuschreiben, sondern vielmehr der allmählichen Ausbreitung der aus der europäischen Welt herüberdringenden Bildungs- und Entwickelungsmomente, welche, einmal so weit gediehen, nicht mehr aufzuhalten war und mit innerer Nothwendigkeit ihren Lauf nahm.

Mit Ismaïl-Pascha, dem gegenwärtigen Vicekönig, glauben manche abermals eine neue Aera ge-

kommen. Für ihn wird vielfach der Ruhm in Anspruch genommen, dass er mit eigener Initiative, mit warmem eigenen Interesse, mit werkthätigstem Eifer und mit Aufbietung ausserordentlicher Mittel jene Bahn der Erneuerung und des Fortschritts von Anfang an wieder betreten habe und seitdem stetig weiter verfolge.

Es ist wahr, die liberalen Grundsätze und volksbeglückenden Absichten, die Ismaïl bei seiner Thronbesteigung proclamirte, mussten grosse Hoffnungen erregen. Auch ist während seiner Regierung und durch dieselbe manches in solchem Sinne geschehen; es sind Uebelstände beseitigt, äusserlich in die Augen fallende Erfolge erreicht, Verbesserungen eingeführt oder angestrebt worden: Ismaïl-Pascha hat von der Pforte das Zugeständniss der directen Erbfolge erlangt, er hat den Titel „Khedive“ erhalten (freilich beides mit welchen Opfern zum Schaden des Landes!); er hat Eisenbahnen gebaut, er hat den Suezkanal mit nie erhörtem Glanze (aber unter den Seufzern der dazu ausgepressten Unterthanen) eröffnet; er sucht Schulen und Lehranstalten einzurichten und wirkt, wenn auch oft in verkehrter, plan- und consequenzloser Weise für die „Aufklärung“ des Volkes; er hat sogar ein Parlament berufen (das freilich eher eine Ironie auf sich selbst als irgendetwas anderes ist); er erstrebt in diesem Augenblick eine Reform der Gerichtsbarkeit und der Gesetzgebung, um die Ausnahmestellung der Europäer im Lande zu beseitigen.

Das alles ist richtig. Aber alle diese Dinge sind in Wahrheit und in der Nähe betrachtet bei weitem weniger glänzend, als sie aus der Ferne sich ansehen mögen. Man muss nur in Aegypten leben, muss etwas in die Dinge hinein und hinter die Coulissen sehen, und man wird ohne Mühe entdecken, wie vieles von dem allen nur Schein und wie weniges Wirklichkeit, wie vieles nur klin-

gende Phrase und wie weniges ernste und nüchterne Thatsache ist; man wird alsbald unterscheiden lernen, wie weit jene Bestrebungen nur egoistische oder höchstens dynastische Zwecke verfolgen, und wie weit sie dem wirklichen Wohle des Landes oder Volkes dienen wollen; wie weit sie dem aufrichtigen Wunsche, in der That Gutes zu wirken, entspringen, und wie weit nur dem Trachten, vor Europa den Ruf der „Aufklärung" und des „Fortschritts" zu geniessen; man wird endlich mit bitterer Enttäuschung innewerden, wie viel echt orientalischer Unfug und echt orientalisches Ungemach trotz und neben all diesen gepriesenen Fortschritten, trotz und neben diesen scheinbar so verdienstlichen Bestrebungen noch heutigentages herrschen.

Indess wir haben hier nicht auf diese unmittelbare Gegenwart der ägyptischen Dynastie einzugehen und auch den jetzt regierenden Vicekönig noch in den Rahmen dieses Bildes, das wesentlich ein historisches ist, hereinzuziehen. Ismaïl-Pascha, der Khedive, und seine Regierung werden einen der Gegenstände bilden, mit denen der zweite Band dieses Buches sich genauer zu beschäftigen haben wird.

So viel aber kann immerhin gesagt werden, dass, sei es nun durch ihn oder ohne ihn, in Aegypten das Hereindringen europäischen Wesens und europäischer Ideen gegenwärtig mehr denn je in rapidem Fortschreiten begriffen ist. — Auf der Durchdringung des Orients mit den Elementen europäischer, genauer gesagt, christlicher Cultur beruht des Orients Zukunft. Aegypten ist daher sehr wahrscheinlich berufen, für die zukünftige Neugestaltung des Orients ein überaus wichtiger Factor zu werden. Die Zeit muss lehren, in welchem Sinne es diesen culturhistorischen Beruf, der ihm, wie so oft schon im Laufe seiner Geschichte, auch jetzt wiederum zuge-

fallen ist, erfüllen wird, — ob aus dem Process, an welchem Aegypten gegenwärtig in so hervorragender Weise mitarbeitet, eine veredelte und dauernde Lebensgestalt, oder ob daraus nur Misbildung, vielleicht gar gänzlicher Zerfall und unheilbare Zersetzung hervorgehen werden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.






Hoover Institution Library
3 6105 070 460 899

